

HISTORISCHER VEREIN FÜR STADT UND KREIS
LUDWIGSBURG e. V.

Ludwigsburger Geschichtsblätter

Heft 25

Mit 30 Abbildungen

1973

Kommissionsverlag J. Aigner, Buchhandlung, Ludwigsburg

7

LA 4772, 25.1973



Herausgegeben im Auftrag des Historischen Vereins Ludwigsburg
(Stadt und Kreis) e. V.

von **Dr. Willi Müller**, Schwieberdingen

Alle Rechte beim Historischen Verein Ludwigsburg

Gesamtherstellung Eichhorn-Druckerei und Verlag Kallenberg GmbH, Ludwigsburg

Inhalt

Vorwort	5
Historische Bemerkungen zur Kreisreform von 1973 und zum Gebiet des Großkreises Ludwigsburg Mit zwei Abbildungen. Von Gregor Richter	7
Alamannengräber und Frühbesiedlung in Neckargröningen Mit acht Abbildungen. Von Karl Rohm	23
Zum kirchlichen und klösterlichen Leben in Bönningheim vor der Reformation Mit sechs Abbildungen. Von Elisabeth Zipperlen	51
Zur Sozial- und Wirtschaftsgeschichte Affalterbachs vornehmlich im 16., 17. und 18. Jahrhundert Mit neun Abbildungen. Von Paul Sauer	67
Über Geschichtsschreiber und Geschichtsschreibung zur neueren Geschichte Kornwestheims, insbesondere die Leistungen und Verdienste von Ch. L. Kerner und G. Rümelin Mit drei Abbildungen. Von Willi A. Boelcke	91
Legenden um Mörike Mit zwei Abbildungen. Von Walter Hagen	111
Verzeichnis des Schrifttums über Stadt und Kreis Ludwigsburg (Forts.) – Zusammengestellt von Günter Stegmaier	125
Besprechungen und Notizen. Mit Beiträgen von Willi Müller und Markus Otto	132
Anschriften der Verfasser	141
Bildernachweis	141

Lieferbare Hefte der „Ludwigsburger Geschichtsblätter“

Vorwort

Aufmerksamen Lesern dieses Heftes 25 unserer Geschichtsblätter dürfte es aufgefallen sein, daß in der äußeren Form des Namens unseres Vereins sich eine Kleinigkeit geändert hat. Statt in Klammern „Stadt und Kreis e. V.“ oder umgekehrt, was in den letzten Jahren quasi von selbst üblich geworden war, wurde im Vorstand in seiner Sitzung vom 17. September 1973 die Formulierung „Historischer Verein für Stadt und Kreis e. V.“ vorgeschlagen. Dies bedeutet eine kleine Veränderung des Vereinsnamens, zugleich aber vom Auge und vom Stil her eine Verbesserung. Der neu formulierte Name unseres Vereins wird mit der Annahme der von Grund auf neu gefaßten Satzung, die schon seit vielen Jahren notwendig ist und die zur Zeit im Vorstand beraten wird, amtlichen Charakter bekommen.

Andere Änderungen in unseren Geschichtsblättern kündigen sich zudem an. Im Verzeichnis des Schrifttums über Stadt und Kreis Ludwigsburg erscheinen nun erstmalig auch Orte und Gemeinden, die im Rahmen der Kreisreform zum Kreis Ludwigsburg gehören. Dieser Reform ist auch der erste Beitrag dieses Heftes gewidmet. Gregor Richter äußert sich hierzu im Anschluß an seinen Vortrag in unserem Verein aus der Sicht des Historikers. Die übrigen Aufsätze reichen von der alemannisch-fränkischen Frühbesiedlung unserer Heimat bis herauf zu Eduard Mörike und die Legendenbildung um ihn.

Bedingt durch technische Änderungen bei der Aufstellung der Bibliographie der Geschichtsliteratur unseres Landes (Einsatz von Computern) hat diese Aufgabe unser Vereinsmitglied Dr. Wolfgang Irtenkauf abgegeben an Dr. Günter Stegmaier, der freundlicherweise bereit war, sie auch für unsere Geschichtsblätter zu übernehmen. – Neu aufgenommen unter „Besprechungen und Notizen“ wurde ein Bericht über die Studienfahrten unseres Vereins, die im Sommer 1973 durchgeführt wurden. Der Leiter und Organisator dieser Veranstaltungen, unser Vostandsmitglied Markus Otto, hat in dankenswerter Weise sich dieser Fahrtenberichte angenommen. Im Vorstand war man sich einig darüber, daß diese nicht unwesentliche Arbeit des Historischen Vereins künftig ihren Niederschlag in den Geschichtsblättern finden sollte.

Wer die Geschichtsblätter des vergangenen Jubiläumsjahres mit 272 Seiten – der höchsten Seitenzahl, die je erreicht wurde – mit dem vorliegenden Heft vergleicht, wird die Bescheidung wahrnehmen. Diese war nicht aus Mangel an geeigneten Manuskripten nötig, sie wurde durch die finanziellen Möglichkeiten unseres Vereins diktiert. Ständig steigende Papier-, Klischier- und Druckkosten werden in Zukunft dem Herausgeber wachsende Sorgen bereiten. Es muß daher die Bitte an die Angehörigen unseres Vereins mit Nachdruck auch an dieser Stelle wiederholt werden, weitere Mitglieder zu werben.

Willi-Müller

Historische Bemerkungen zur Kreisreform von 1973 und zum Gebiet des Großkreises Ludwigsburg

von Gregor Richter

Die Praxis des Historischen Vereins Ludwigsburg, seine Vereinsarbeit auf das neue Kreisgebiet auszudehnen, durch Exkursionen an landesgeschichtlich oder kunstgeschichtlich bedeutungsvolle Orte wie etwa Vaihingen an der Enz oder Horrheim heranzuführen, durch Vorträge und Aufsätze einzelne der neuen Kreisgemeinden vorzustellen und durch die mir zugefallene Aufgabe, die Kreisreform im ganzen historisch auszuloten¹, ist beachtenswert. Es zeigt sich darin, daß echte Geschichtspflege zugleich Dienst an der Gegenwart und Zukunft ist. Das Wissen über das historisch gewachsene organische Verbundensein wie darüber, daß auch in früheren Zeiten Veränderungen notwendig und zukunftsfruchtig waren, wird es den Bewohnern des Kreises Ludwigsburg in seinen neuen Grenzen leichter machen, die neuen Gemeinschaftsaufgaben ohne Resignation in Angriff zu nehmen. Denn wie sich aus den gemeinsamen Pflichten, der gemeinsamen Not und den gemeinsamen Erfolgen seit der Aufhebung der alten Oberamtsgrenzen von 1938, man möchte sagen: erst seit 1938, in den Kreisen Leonberg, Backnang oder Vaihingen in den schweren Epochen der Kriegs- und Nachkriegszeit ein Kreisbewußtsein entwickelt hat, so werden auch im neuen Kreis Ludwigsburg wie in den anderen Großkreisen die Gemeinden und ihre Bewohner Aufgaben zu lösen haben, die verbindend wirken und ein neues Kreisbewußtsein entstehen lassen werden.

Solche Zukunftsprognosen sollen und dürfen nicht die berechtigten Schmerzgefühle gering achten, die hier und da über die neuen Maßnahmen aufgekommen sind. Wenn, abgesehen von dem damaligen Hof Korntal, alle jetzt von Leonberg dem Kreis Ludwigsburg angegliederten Orte, Gerlingen also, Ditzingen mit Schöckingen, Hirschlanden, Heimerdingen, Münchingen und Hemmingen, wenn diese Orte schon 1350 mit den nunmehr dem Kreis Böblingen angeschlossenen Gemeinden Gebersheim, Malsheim, Renningen und Rutesheim zum Amt Leonberg gehörten², wenn sie außer Ditzingen und

¹ Vgl. Willi Müller im Vorwort zu Heft 24 (1972), S. 6, dieser Zeitschrift.

² Vgl. Altwürttembergische Urbare aus der Zeit Graf Eberhards des Greiners (1344–1392), bearb. von K. O. Müller (Württ. Geschichtsquellen 23. Bd.), 1934. Nach diesen Urbaren gaben an gewöhnlicher Steuer um 1350 (Seitenangaben werden in Klammern gegeben): Gebersheim 10 Pfund Schilling Heller (1b), (86), Malsheim 6 lb (83), Renningen 70 lb (111), Rutesheim 60 lb (125), Ditzingen 10 lb (108), Gerlingen 10 lb (77), Hemmingen 8 lb (88), Hirschlanden 8 lb (96) und Münchingen 40 lb

Münchingen seit 1350 fast ausnahmslos die Amts- bzw. Kreisgemeinschaft behielten, dann darf nicht nur, sondern dann muß geradezu Schmerz über die Zerreißung des Gebietes aufkommen, sofern der Begriff Gemeinschaftsbewutsein nichts als eine leere Phrase sein soll.

Als Gefahrengemeinschaft hatten Stadt und Amt durch Jahrhunderte eine Schicksalsgemeinschaft gebildet. Die dem gesamten Amt auferlegten Leistungen an Steuern wie an herrschaftlichen Fron- und Fuhrdiensten wurden neben anderem auf die einzelnen Gemeinden dergestalt umgelegt, daß die vermgendere der schwächeren Gemeinde die Lasten tragen half. Besonders in Kriegs- und in durch Katastrophen bedingten Notzeiten festigten die wechselnden Chancen das Zusammengehörigkeitsgefühl, wenn einmal die eine, das nächste Mal eine andere Gemeinde mehr oder weniger betroffen und entsprechend schwächer oder stärker zur Übernahme von Lasten in den Stand gesetzt war. Daneben wirkte sich das natürliche Gefälle zwischen reicheren und ärmeren Orten aus, bei dem die einen im Regelfall dauernd mehr als die anderen an den Amtslasten tragen konnten. Paul Sauer hat in seiner Geschichte von Affalterbach³ dazu ein einprägsames Beispiel angeführt: Der Verlust des mtleins Hoheneck mit Neckarweihingen an das neugegründete Amt Ludwigsburg in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts schädigte das Amt Marbach in seiner Steuerkraft. Als dann in der Mitte des gleichen Jahrhunderts auch noch Poppenweiler und Benningen dem Amt Marbach weggenommen und dem Amt Ludwigsburg zugeschlagen wurden, da protestierte die Marbacher Amtsversammlung besonders deshalb gegen diese Maßnahme, weil in Poppenweiler und Benningen der beste Wein der Marbacher Gegend wachsen würde und der Weinbau seinerzeit „noch die einzige einträgliche Einnahmequelle für die Untertanen“ darstellte. Das Amt Marbach hatte somit zwei leistungsfähige Orte verloren, was die übrigen Gemeinden des Amtes hart traf. Es nimmt nicht wunder, daß im Zeitalter des Absolutismus die Proteste der Betroffenen ohne Resonanz blieben.

Die schon erwähnte Schicksalsgemeinschaft der Orte eines Amtes beschränkte und beschränkt sich nicht auf die Umlage von Steuern. In Württemberg hatten schon verhältnismäßig früh die Amtsversammlungen, die sich aus Vertretern der Gemeinden zusammensetzten, auch über sonstige Gemeinschaftsaufgaben zu beschließen. Sie entschieden z. B. in korporativer Weise im Rahmen der Umlage des Amtsschadens, wie die Amtslasten genannt wurden, über wichtige Einzelmaßnahmen und Dauerverpflichtungen⁴. Als Amtsschaden fielen neben Beiträgen für die Befestigung der Amtsstadt und für städtische Gebäude, die auch Amtszwecken dienten, vornehmlich die Besoldungen an. Während einige Bedienstete, so die Amtsboten, nur für das Amt arbeiteten und deshalb allein von dem Amt die Besoldung empfangen, standen andere zugleich in städtischen Diensten. Deren Besoldung trugen Stadt und Amt anteilig. Titel wie Stadt- und Amtspfleger, Stadt- und Amtsschreiber

(102). In Schckinggen fielen 10 Schilling Heller Mannsteuer an (98), und zu Heimerdingen wird wenigstens erwähnt, daß es zur Hälfte württembergisch war (93).

³ P. Sauer, Affalterbach 972–1972. Weg und Schicksal einer Gemeinde in tausend Jahren, 1972, S. 201 f.

⁴ Vgl. W. Grube, Vogteien, Ämter, Landkreise in der Geschichte Südwestdeutschlands, 2. Aufl. 1960, besonders S. 33 ff.

oder Stadt- und Amtsphysikus zeigen an, welcher Personenkreis in Betracht zu ziehen ist. Aber auch die Stadtrichter und die Zinkenisten auf den Stadtkirchentürmen erhielten für ihre Amtsdienste anteilige Besoldungsleistungen. Da darüber hinaus Aufwendungen für Straßen, Brücken und Feuerlösch-einrichtungen anfielen und umzulegen waren, hatten die korporativ ausgerichteten Amtsversammlungen wenigstens bescheidenen Anteil an der Gestaltung des Geschicks von Stadt und Amt. Andererseits zogen alle Amtsorte einen Nutzen daraus, wenn sie in gefährvollen Zeiten vor fremden Heeren oder streunenden Horden hinter die schützenden Stadtmauern fliehen konnten, wenn bei Seuchen der Amtsphysikus seine Dienste leistete, und wenn bei Fahrten über Land gute Wege und Brücken zur Verfügung standen.

Dies alles ist mit den heutigen Ausmaßen und Formen der regionalen Selbstverwaltung nicht gleichzusetzen. Immerhin lassen sich die Amtsversammlungen der früheren Jahrhunderte als Vorläufer der Kreisräte ansehen, die in unserer Zeit zusammen mit den Kreistagen tätig geworden sind. Ob es damals um die Stadtbefestigung, eine Brücke oder die Feuerlösch-einrichtungen, in jüngster Zeit dagegen um die Eingliederung der Vertriebenen, die Fragen der Bildungseinrichtungen oder die Lösung der unterschiedlichen Probleme in Ballungszentren und industriellen Förderungsgebieten ging, die Wirkung ist die gleiche: Die gemeinschaftlichen Aufgaben und Ziele fördern das Zusammengehörigkeitsgefühl der Amts- bzw. Kreisangehörigen. Und es ist zu wiederholen, daß so entstandene Gemeinschaften nicht ohne schmerz-hafte Eingriffe zertrennt werden können.

Dennoch ist gerade der Historiker aufgerufen, die Berechtigung des Wandels aufzuzeigen. – Schon am Beginn der Geschichte der Bezirksorganisation, der mittelalterlichen Einteilung in Ämter also als den Vorläufern der heutigen Kreise, schon an diesem Beginn ist eine wesentliche, in die Zukunft weisende Tendenz gerade in der Abkehr von den überkommenen, auf unterschiedliche Rechtstitel gegründeten Herrschaftsgrenzen zu sehen. Als die Amtsbezirke nicht mehr primär darauf Rücksicht nahmen, wann und von wem sie erworben wurden, als vielmehr verschiedene Erwerbungen zu einem Amt zusammengefaßt und große ursprünglich geschlossene Gebiete gleicher Herkunft aufgeteilt wurden, da fing man an, „das Ganze unabhängig vom Rechtscharakter seiner Bestandteile als Einheit zu betrachten“, wie Walter Grube⁵ in dem auch sonst zu unserer Fragestellung ergiebigen Buch *Vogteien, Ämter, Landkreise in der Geschichte Südwestdeutschlands* ausgeführt hat. Man kann ergänzen: Aus diesem Wandel der Einstellung erfährt der Verschmelzungsprozeß des Territorialstaates wichtige Impulse. Es ist dies etwa der Wirkung vergleichbar, die von der Vereinheitlichung des Landrechts in Württemberg um die Mitte des 16. Jahrhunderts ausging. Vornehmlich im Schuldrecht und im Erbrecht wurden ja bekanntlich unter Herzog Christoph ohne Rücksichtnahme auf das unterschiedliche Herkommen und die daraus hervorgegangene Rechtszersplitterung in den einzelnen Orten nun im Rückgriff auf römisch-rechtliche Normen neue Rechtssätze aufgestellt, was den Geschäftsverkehr und die Rechtsprechung erleichterte.

Verständlicherweise lassen sich nicht alle Maßnahmen aus der Herzogszeit Württembergs auf dem Gebiet der Amtseinteilung unter einem einzigen

⁵ Ebd. S. 10.

Gesichtspunkt betrachten. Infolge der Reformation treten die Klosterämter ins Leben, nun doch wieder auf die Herrschaftsgrenzen der früheren Mannsklöster abgestimmt, im übrigen auch sie Gefahrengemeinschaften mit starkem korporativem Zusammenhalt⁶. Aus dem einstigen Klosteramt Maulbronn, das bis zum Beginn des 19. Jahrhunderts bestand, kommen mit Vaihingen a. d. Enz nun die Ortsteile Gündelbach und Roßwag an den Kreis Ludwigsburg, während der überwiegende Teil des ehemaligen Klostergebietes von Maulbronn an den Enzkreis übergegangen ist.

Wie die Klosterämter nahmen eine Sonderstellung ein die für das fürstliche Familienfideikommißgut meist aus Neuerwerbungen des 17. und 18. Jahrhunderts gebildeten Kammerschreibereiämter, die aber in ihrem Umfang bedeutungslos geblieben sind. Im Kreis Ludwigsburg gehörte seit 1736 Freudental dazu, das vorübergehend der Gräfin v. Würben, der Mätresse Herzog Eberhard Ludwigs, gehört hatte und nach ihrem Sturz von dieser verkauft werden mußte.

Dem Zeitgeist, um nicht zu sagen einer Fürstenlaune, verdankte das Amt Ludwigsburg seine Existenz, die an die Errichtung des Schlosses und der nachfolgenden Stadtgründung geknüpft war. Wie neben Paris Versailles, neben Baden-Baden Rastatt, neben Heidelberg Mannheim und neben Durlach Karlsruhe traten, so trat Ludwigsburg neben Stuttgart. Die 1718 zur Stadt erhobene zweite Residenz und dritte Hauptstadt des Herzogtums erfuhr 1719 durch Bildung eines eigenen Amtes und damit Zuweisung des Amtssitzes eine Erhöhung des Ranges, um den übrigen Städten des Herzogtums in dieser Hinsicht nicht nachstehen zu müssen. Natürlich konnte sich der Amtsbezirk nur auf Kosten benachbarter Ämter bilden und vergrößern lassen, wie schon aus den Hinweisen auf die Verluste des Oberamtes Marbach zu ersehen war.

Eine völlig neue Situation ergab sich in der Napoleonischen Zeit, als Württemberg beträchtlichen Gebietszuwachs erfuhr. Aus der großen Masse alt- und neuwürttembergischer Orte und Ämter schuf schon König Friedrich 1810 „nach Fläche und Volkszahl“ möglichst gleichförmige, etwa 20 000 Einwohner zählende Oberämter⁷, ohne auf frühere Herrschaftszugehörigkeiten Rücksicht zu nehmen. Damals verschwanden die altwürttembergischen Kloster- und Kammerschreibereiämter ebenso wie die Amtsbezirke der erst im Zuge der Säkularisation aufgehobenen katholischen Klöster, die erforderlichenfalls zerschlagen und neugruppiert wurden, was auch mit den einst reichsstädtischen und seit 1806 mediatisierten standesherrlichen Territorien geschah. Nicht anders erging es dem Ämterssystem der 1809 erworbenen Deutschordens-Herrschaft. Wie am Beginn der landesherrlichen Ämterorganisation mußte 1810 wieder einmal das Ganze als Einheit angesehen werden, damit ein geschlossener Staat entstehen konnte. Es blieb nicht aus, daß sich die Bevölkerung des Königreichs zunehmend mit dem neuen Staat identifizierte.

Auch in Baden gelang dies, wo die rein staatlichen Bezirksamter zwar nicht wie in Württemberg gleichzeitig die Bezirke für korporative Organe abgaben⁸, im übrigen aber wie in Württemberg integrierend wirkten. Das ba-

⁶ Vgl. ebd. S. 27 f.

⁷ Ebd. S. 64.

⁸ Ebd. S. 90.

dische Beispiel reicht bis in unsere Tage: Als nach dem Preßburger Frieden von 1805 der Breisgau mit anderen österreichischen Besitzungen an Baden fiel, das die Breisgaulöster wie St. Blasien, Schuttern, St. Märgen oder St. Peter aufhob, da wurde die neue Herrschaft mit großem Mißtrauen angesehen. Das Tagebuch des Abtes Ignaz Speckle von St. Peter, das bis zum Ende des zweiten Jahrzehnts des vorigen Jahrhunderts geführt worden ist⁹, legt bedrtes Zeugnis dafür ab, daß über lange Zeit der Wunsch auf Wiederherstellung der österreichischen Herrschaft gehegt wurde. Uns ist die Vergeblichkeit des Wunsches bekannt, ebenso aber auch, wie sich in den einstigen vorderösterreichischen und breisgauischen Landesteilen die Einstellung zum badischen Staat in der Folge so grundlegend änderte, daß sich nach der Bildung des Südweststaates gerade hier der heftigste Widerstand gegen die Aufhebung des Landes Baden erhob, bis die Volksabstimmung von 1970 einen Schlußstrich zog.

Die Integration der verschiedenen Bestandteile Württembergs vollzog sich seit 1810 nicht weniger erfolgreich. Hermann Fechenbach schildert in seinem lezenswerten Erinnerungsbuch¹⁰, daß am Beginn unseres Jahrhunderts anlässlich des Besuchs von König Wilhelm II. „die Mergentheimer Bürger . . . ihre Häuser“ schmückten und daß „an allen Giebelfenstern . . . Fahnen“ flatterten. Auch der Vater Fechenbach, ein jüdischer Metzger und Gastwirt, stand nicht zurück. Er illuminierte sein Schaufenster in der Weise, daß sich der alte Wahlspruch der Württemberger „Furchtlos und treu“ ergab. Diese Begebenheit erfährt in unserem Zusammenhang insofern einen belangreichen Bezug, als 1809, ungefähr 100 Jahre früher und kurz nach der Besitzergreifung durch Württemberg, ausgerechnet in Mergentheim, dem bisherigen Zentrum der südwestdeutschen Deutschordensherrschaft, aus Anlaß der württembergischen Rekrutierung ein Aufruhr entstand, den König Friedrich niederschlagen ließ¹¹. Nun aber, kurz vor dem Ersten Weltkrieg, fühlten sich die christlichen wie die jüdischen Bürger von Mergentheim offensichtlich soweit als treue Württemberger, daß sie im König ihren angestammten Monarchen sahen, den sie mit Fensterschmuck und Fahnen ehrten.

Freilich wäre es einseitig, doch noch verbliebene Vorbehalte von Neuwürttembergern und Neubadenern zu übersehen oder die innere Verschmelzung der südwestdeutschen Mittelstaaten allein auf das Konto der Bezirkseinteilung zu buchen. Denn in der gleichen Richtung mußten sich neben anderem auswirken die neue Gesetzgebung, die für den ganzen Staat verantwortliche Volksvertretung, das einheitliche Schulwesen, die zentralen Bildungsstätten oder die auf die jeweiligen Staaten zugeschnittene Organisation der katholischen Bistümer und der evangelischen Kirchen, die in den Monarchen ihre höchsten kirchlichen Instanzen sahen. Natürlich wirkte auch der Militärdienst als starker Integrationsfaktor. Für die unter den Landesfarben dienenden

⁹ Das Tagebuch von Ignaz Speckle, Abt von St. Peter im Schwarzwald. Bearb. von U. Engelmann OSB (Veröff. der Komm. für gesch. Landeskunde in Baden-Württemberg, Reihe A 12.-14. Band), 1966-1968. Vgl. dazu: G. Richter, Aufzeichnungen aus bewegten Jahren, in: Beiträge zur Landeskunde 1970 Nr. 1 und 2.

¹⁰ H. Fechenbach, Die letzten Mergentheimer Juden und die Geschichte der Familie Fechenbach, 1972, S. 89.

¹¹ Vgl. F. Diehm, Geschichte der Stadt Mergentheim, 1963.

und auf den König vereidigten Soldaten erhielt der Begriff Vaterland einen konkreten Inhalt. In den vom Wohnort oft entfernt gelegenen Garnisonen wie auf Übungen lernten sie neue Landstriche kennen, und die Schilderungen von Kameraden machten mit sonst fremdgebliebenen Lebensbereichen und -gewohnheiten vertraut. Schließlich trugen die Traditionsverbände dazu bei, über Generationen ein Zusammengehörigkeitsgefühl zu erhalten.

Ist im ganzen nicht allein in der Oberamts- bzw. Bezirksamtseinteilung des 19. Jahrhunderts die Ursache für das Zusammenwachsen der verschiedenen Landesteile zu sehen, so hätte sich im umgekehrten Fall ohne jeden Zweifel die Respektierung alter Herrschaftszusammenhänge hemmend auswirken müssen. In einst reichsstädtischen, klösterlichen oder sonstigen Gebieten, die weiterhin auf sich gestellt geblieben wären, hätte sich nämlich auch das Separatbewußtsein erhalten, das es gerade zu überwinden galt. Wenn nun, was als unbestritten gelten darf, die N i c h t beachtung der früheren Grenzen, ja die bewußte Ü b e r windung solcher Schranken auf der Bezirksebene dazu beiträgt, alte Vorurteile abzubauen und ein neues Zusammengehörigkeitsgefühl nicht nur im Kreis selbst, sondern darüber hinaus im ganzen Lande aufkommen zu lassen, wenn s o l c h e Impulse von der Kreisreform ausgehen können, dann wird auch der Gewinn für Baden-Württemberg groß sein. Wie die Breisgauer zu Badenern und die Mergentheimer zu Württembergern wurden, so dürfte sich jetzt der Prozeß beschleunigen, der aus Badenern wie aus Württembergern Baden-Württemberger macht. Es werden dadurch die jetzt als schmerzhaft empfundenen Eingriffe in organisch gewachsene Gemeinwesen, wie sie die Landkreise in ihrer bisherigen Gestalt und die gleichfalls gebietsmäßig veränderten Regierungsbezirke darstellen, auch geschichtlich zu rechtfertigen sein. Damit kann und soll nur das Grundprinzip gemeint sein, das ganze Land als Einheit aufzufassen und ohne Rücksichtnahme auf frühere Grenzen regional zu gliedern.

Eine weitergehende Rechtfertigung der Kreisreform von 1973 als eine solche dem Grunde nach kann der Historiker nicht aussprechen. Es ist hinzu- zufügen, daß eine historische Rechtfertigung der Maßnahmen im einzelnen überhaupt nicht erforderlich ist. Denn die Gebietsreform ist auf die Zukunft hin projektiert¹². Die größeren Kreise sollen in den Stand gesetzt werden, die Aufgaben anzupacken, die sich in einer sich wandelnden Industriegesellschaft stellen. In welchem Maße und ob im Blick auf die Zukunft zu Recht es dazu notwendig war, das Gebiet des alten Kreises Tauberbischofsheim und Teile der Kreise Buchen, Mosbach oder Sinsheim aus dem Regierungsbezirk Karlsruhe auszugliedern und dem Regierungsbezirk Stuttgart zuzuschlagen, während gleichzeitig die bisher württembergischen Kreise Calw, Freudenstadt, Rottweil und Tuttingen zu den Regierungsbezirken Karlsruhe und Freiburg kamen, Überlingen aber Tübingen unterstellt wurde, in welchem Maße also die konkreten Festlegungen notwendig oder wenigstens zweckmäßig sind, dies hat der Historiker nicht zu beurteilen. Gleiches gilt für die Zuweisung der Kreissitze. Wie wollte man auch historisch begreifbar machen, daß die Amts- bzw. Kreisgemeinschaft des Kerngebiets des bisherigen Kreises Leonberg, die vom Mittelalter her bestand, nun aufzugeben war? Es wäre

¹² Vgl. „Dokumentation über die Verwaltungsreform in Baden-Württemberg“, hgg. vom Staatsministerium Baden-Württemberg, 1972, S. 11 und passim.

wohl auch billigste Geschichtsklitterei, wollte man den Anschluß der westlichen Kreishälfte von Vaihingen an den Enzkreis mit Sitz in Pforzheim als eine Art Wiedervereinigung der 1504 von Württemberg eroberten Klosterherrschaft Maulbronn mit anderen inzwischen badisch gewordenen pfälzischen Besitzungen bezeichnen oder im Hinblick auf die jetzt zum Kreis Ludwigsburg gekommenen Orte Affalterbach, Rielingshausen und Gronau auf die bis 1938 bestandene Zugehörigkeit dieser Gemeinden zum Amt Marbach verweisen, das ja zum größten Teil längst zum Kreis Ludwigsburg gehört hat. Solche Argumente spielten selbstverständlich bei der Abgrenzung der Kreise nicht die geringste Rolle, und der Historiker kann nicht übersehen, daß Reste des Maulbronner Klostergebietes als heutige Teilorte der Stadt Vaihingen a. d. Enz, aber auch andere pfälzische Eroberungen wie Groß- und Kleiningersheim ebenso mit dem Kreis Ludwigsburg verbunden bleiben wie eine Anzahl einstiger Amtsorte von Marbach mit dem Kreis Heilbronn und dem Rems-Murr-Kreis.

Braucht so der Historiker die durch das Kreisreformgesetz vom 26. Juli 1971¹³ festgelegte Kreiszugehörigkeit der jeweiligen Orte weder zu begründen noch zu erläutern, so ist die Geschichtswissenschaft dennoch von den Festlegungen betroffen. Denn die historische Forschung muß, wenn sie ein zuverlässiges Bild von den geschichtlichen Zuständen und Ereignissen zeichnen will, auf die Quellen zurückgreifen, die bei den Verwaltungen als Niederschlag ihrer Tätigkeit entstanden sind. Für die Ortsgeschichte und die Bezirksgeschichte enthalten naturgemäß die Registraturen der Landratsämter reichhaltiges Schriftgut mit Quellenwert. Damit nun im Zuge der Kreisreform weder scheinbar entbehrliche Registraturteile vernichtet noch andere vernachlässigt werden, hat die staatliche Archivverwaltung Vorschläge ausgearbeitet, die in einem Ausführungserlaß zum Kreisreformgesetz vom Innenministerium aufgegriffen worden sind¹⁴. Im Kern sehen sie die Erhaltung der organisch gewachsenen Registraturen an einem Ort und lediglich die Aufteilung von Vorgängen mit eindeutigen Ortsbezügen vor. Dadurch wird es einmal möglich sein, die Leistungen solcher Kreise wie Leonberg oder Vaihingen in der Kriegs- und Nachkriegszeit quellenmäßig ohne größere Schwierigkeiten zu verfolgen. Die Kreisreform erhält so auch in der Schriftgutpflege einen historischen Bezug.

Die geschichtliche Würdigung der baden-württembergischen Kreisreform wäre unvollständig, würde sie nicht auf den Gewinn hinweisen, den das demokratische Staatswesen in seiner politischen Wertschätzung aus ihr ziehen kann. Nun nämlich ist der Beweis erbracht, daß parlamentarisch regierte Staaten doch zu „tiefen eingreifenden Reformen“ fähig sind, was kein Geringerer als Dr. Hegelmaier, der letzte württembergische Staatsrat aus der Weimarer Zeit, ernsthaft bezweifelt hat¹⁵. Nun kann auch als zumindest einseitig entlarvt werden, was nach der 1938 durch Regierungsgesetz¹⁶ angeordneten Verringerung der württembergischen Kreise von 61 auf 34 vom damaligen persönlichen Referenten des Innenministers öffentlich behauptet

¹³ Ges. Bl. S. 314.

¹⁴ GABl 1972, S. 1011.

¹⁵ L. Hegelmaier, Beamter und Soldat 1884–1936. Lebenserinnerungen, 1937, S. 258.

¹⁶ Reg. Bl. S. 155.

wurde: Nach ihm hatten die „Organe des demokratisch-parlamentarischen Staatsbetriebs“ weder den „Mut“ noch „die Kraft“, das Notwendige zu tun. Demgegenüber hielt er „wenige Männer der Partei“ für wirkungsvoller, „als es einst Abgeordnete, Fraktionen und Koalitionen“ gewesen wären¹⁷.

Freilich trifft es zu, daß erst unter der Diktatur die längst fällige Reform durchgeführt wurde. Die subtilen Vorarbeiten dazu haben aber die konstitutionellen und republikanischen Organe geleistet. So hatte schon die Regierung Weizsäcker erkannt und 1911 in einer außerordentlich genauen Denkschrift¹⁸ dargelegt, daß von der annähernd gleichen Bevölkerungszahl der königlichen Oberämter des Jahres 1810 nicht mehr viel übrig geblieben war. Um 20 000 Einwohner besaßen lediglich noch 10 Oberämter, diesen standen mit 42 582 bis 71 378 Einwohnern 10 weitere Oberämter als Extreme gegenüber, der Rest bewegte sich zwischen diesen Werten.

Ein Jahrhundert teils stürmisch verlaufenen Auf- und Ausbaus des Eisenbahnnetzes, der Industrialisierung sowie der generellen Verbesserung des Verkehrswesens zeigte seine Folgen, wie es der Kenner nicht anders erwarten konnte. Andererseits erblickte man schon 1911 die Chancen, die sich aus der neuen Entwicklung für größere Bezirke ergaben. Wörtlich hieß es dazu: „Man denke an Eisenbahnen, Automobile, Automobillinien, Fahrräder, die Beschleunigung . . . der Briefpost, Telegraph. Telephon [und] Unfallmeldestellen.“¹⁹

Die Zeit bis zum Ersten Weltkrieg reichte dann aber nicht aus, den in der Denkschrift von 1911 entwickelten Plan, 20 Oberämter aufzuheben und mit anderen zu vereinigen, zu realisieren. 1923/24 nahm man in Württemberg einen neuen Anlauf, und man wollte schließlich wenigstens die sieben kleinsten Oberämter aufheben. Als der Landtag ein entsprechende, schon von der Regierung beschlossene Maßnahme aber ablehnte, trat die Regierung Hieber zurück²⁰. Die Pläne selbst verschwanden jedoch nicht mehr aus der Diskussion. So sah auch das gedruckte „Gutachten des Reichssparkommissars über die Landesverwaltung Württembergs“ von 1930 die Verringerung der Anzahl der Oberämter vor. Wegen der allenthalben aus den betroffenen Bezirken und insbesondere aus den Städten, die den Sitz des Oberamtes verlieren sollten, laut gewordenen Kritik unterblieben ernsthafte Maßnahmen zur Verwirklichung der Vorschläge des Reichssparkommissars. Erst dem totalitären Regime blieb es 1938 vorbehalten, 27 der jetzt Kreise genannten ehemaligen Oberämter aufzuheben.

Diese Umstände führten zu der schon erwähnten generellen Kritik des persönlichen Referenten des Innenministers am parlamentarischen System. Die einseitigen Pauschalurteile übersahen aber, daß bei der Wertung politischer Vorgänge die Motive und die Zeitverhältnisse zu beachten sind. Weil

¹⁷ Württembergische Verwaltungszeitschrift, 34. Jahrgang (1938), S. 97.

¹⁸ Beilage 28 der Verhandlungen der II. Kammer der württembergischen Ständerversammlung 1911, hier insbesondere S. 418–424.

¹⁹ Ebd. S. 422.

²⁰ Vgl. L. Hegelmaier, Die württembergische Staatsvereinfachung des Jahres 1924, in: Württembergische Zeitschrift für Rechtspflege und Verwaltung, 1928, S. 37.

man 1923/24 allein aus Sparsamkeitsgründen²¹ Oberämter aufheben wollte, niemand aber behaupten konnte, die Einsparungen an sieben Beamten seien weltbewegend, deshalb fiel der Ablehnungsbeschluß nicht sehr schwer. 1930, nach dem Gutachten des Reichssparkommissars, folgte in der Tat bald eine politische Krise, die auch in Stuttgart dazu zwang, mit Notverordnungen zu regieren. Daß die württembergische Regierung damals zur Kreisreform erklärte, sie werde „solange die Mehrzahl der Bevölkerung in den von der Aufhebung betroffenen Oberamtsstädten und in den umliegenden Landgemeinden gegen den Plan Stellung nehme,“ diesen „in dieser Zeit der Gärung und schweren wirtschaftlichen Not... nicht gegen den Willen der meistbetroffenen Bevölkerungsteile“ durchsetzen²², das spricht eher für als gegen sie. Man muß an den Hintergrund der Weltwirtschaftskrise denken und an die daraus geborene finanzielle und politische Instabilität. Politiker dürfen ja nicht die Lunte an das Pulverfaß halten, wollen sie nicht den Umsturz fördern. Der generelle Verruf der Demokratie ist demnach ungerechtfertigt, allenfalls sind bestimmte Ausformungen des Verfassungszustandes als mehr oder weniger günstig zur Durchsetzung einschneidender Maßnahmen anzusehen. Die Entwicklung seit 1945 hat genügend Beispiele für die Funktionsfähigkeit der Demokratie geliefert. Die Kreisreform gibt, wie wir glauben, ein weiteres derartiges Beispiel ab. Zur Gebietsreform von 1938, die dann von oben durchgesetzt wurde, ist zu wiederholen, daß die gründlichen Vorarbeiten der vorausgegangenen Reformversuche und -pläne benützt werden konnten, die Nationalsozialisten somit hier wie in vielen anderen Dingen gerntet haben, wo andere das Feld beackert und bestellt hatten.

Innerhalb des allgemeinen Rahmens der historischen Bezüge der Kreisreform, der hier abgesteckt worden ist, trägt diese in jedem Kreis, geschichtlich gesehen, ihr individuelles Gesicht. Am Kreis Ludwigsburg, auf den jetzt etwas genauer eingegangen werden soll, ist dies deutlich zu machen²³.

Soviel ist im voraus festzustellen: Das Bild, das die historische Landschaft des Großkreises Ludwigsburg nunmehr bietet, ist nicht wesentlich anders, als das, welches der alte Kreis geboten hat. Vielmehr möchte man gerade in der relativen Gleichförmigkeit ein hervorstechendes Merkmal erblicken. Schon siedlungsgeschichtlich wird die verhältnismäßig weitgehende Übereinstimmung sichtbar. Wie es nicht anders zu erwarten ist, boten die fruchtbaren Täler und Niederungen von Enz, Glens, Metter, Murr und Neckar, die unser Gebiet geographisch kennzeichnen, bereits in der Zeit der alemannischen Landnahme vom 3. zum 5. Jahrhundert großen Anreiz zu Niederlassungen. So nimmt es nicht wunder, gerade hier äußerst zahlreich die mit dieser Zeit in Verbindung gebrachten Ortsnamen mit Endungen -ingen und

²¹ Vgl. Wiedergabe der Äußerungen von Min.-Rat Müller im Staatsanzeiger Nr. 52 vom 1. 3. 1924.

²² Landtagsdrucksache, Protokoll vom 6. 12. 1932.

²³ Auf die Angabe von Spezialliteratur wird verzichtet. Generell ist auf die Bibliographie der württembergischen Geschichte, bearb. von W. Heyd und anderen, ferner auf die Beschreibung der württembergischen Oberämter, auf Band II von „Das Land Baden-Württemberg. Amtliche Beschreibung nach Kreisen und Gemeinden“, 1971, sowie auf das Handbuch der historischen Stätten, Band 6: Baden-Württemberg, 1965, aufmerksam zu machen.

-heim anzutreffen. Einschließlich der Namen von heutigen Teilorten gehört mehr als die Hälfte der Ortsnamen des Großkreises zur Gruppe der -ingen- und -heim-Orte. Die Proportionen vom alten zum neuen Kreisgebiet halten sich hierin etwa die Waage. Zu Aldingen, Benningen und Schwieberdingen, zu Heutingsheim, Bietigheim oder Bönnigheim und zu all den anderen alten Ludwigsburger -ingen- und -heim-Orten kommen nun von Leonberg und Ditzingen mit Schöckingen, Gerlingen, Heimerdingen, Hemmingen und Münchingen, von Vaihingen kommen außer der Kreisstadt selbst und ihren Teilorten Ensingen, Enzweihingen und Horrheim noch Eberdingen, Oberriexingen und Sersheim. Ähnlich werden die zur Ausbauzeit vom 6. zum 9. Jahrhundert zu rechnenden -hausen-, -dorf- und -weiler-Orte vermehrt, indem sich zu Erdmannhausen, Poppenweiler und Winzerhausen vom bisherigen Kreis Backnang die Gemeinde Rielingshausen, von Vaihingen Nußdorf und Hochdorf gesellen.

Die ersten Nennungen von Siedlungen mit anderen Namen – so die Erwähnungen von Affalterbach zu 972 oder von Hohenhaslach zu 800 – beweisen, daß auch solche Orte, die nicht der zeitcharakteristischen Namensform folgen, wenigstens der Ausbauzeit angehören müssen. Der Kenner weiß, daß die siedlungsgeschichtlichen Aussagen nicht allein am heutigen Namensbestand auszurichten sind, gilt es doch, abgegangene Orte wie eventuell Namensänderungen zu beachten. Hier aber muß der Hinweis auf das Typische genügen, daß nämlich im alten wie im neuen Kreisgebiet neben Ballungen von -ingen- und -heim-Orten Landstriche vorkommen, die später besiedelt wurden.

Über Orte der alemannischen Landnahme- und der fränkisch-alemannischen Ausbauzeit liegen keine Gründungsurkunden vor. Der Historiker muß vielmehr froh sein, wenn er die aus dem Ortsnamen zu erschließende, damit aber noch nicht zu beweisende Entstehung in einer bestimmten Epoche durch weitere Fakten wahrscheinlich machen kann. Alemannische Reihengräber, wie sie z. B. von Hemmingen und Münchingen bekannt sind, liefern solche Fakten. Im übrigen begegnen uns die meisten Erstnennungen von Orten aus der Zeit vor dem 11. Jahrhundert vornehmlich in urkundlichen Nachweisen über Besitzrechte von geistlichen Instituten. Die Klöster Fulda, Lorsch am Rhein und Weißenburg im Elsaß, aber auch das Hochstift Speyer, treten als Inhaber oder Empfänger von solchen Besitztiteln besonders häufig auf. Das gilt im alten Kreisgebiet für Erdmannhausen, Großingersheim, Bietigheim und andere Orte ebenso wie für Hohenhaslach, Horrheim, Oberriexingen, Gerlingen oder Hirschlanden. Eine ganze Anzahl von Gemeinden verdankt ihre Zwölfhundert-, Elfhundert- oder Tausendjahrfeier solchen Nennungen. Mit Recht hat Bernd Ottnad auf das Zufällige der frühen urkundlichen Erwähnungen wie darauf aufmerksam gemacht, daß etwa die Erwähnung eines Hofes oder von fruchtbarem Ackerland eine längere Zeit der Kultivierung voraussetzt, die Nennung somit nicht mit dem tatsächlichen Alter einer Siedlung gleichzusetzen ist²⁴.

²⁴ B. Ottnad, Die Erwähnung Walheims im Codex Laureshamensis, in: 900 Jahre Walheim. Dokumentation aus Geschichte, Kultur und Wirtschaft, 1972, S. 76; derselbe: 1200 Jahre Illingen, in: Ortsnachrichten – Amtsblatt – der Gemeinde Illingen, Sonderbeilage 1970, S. 1 f.

Wie der alte und der neue Kreis Ludwigsburg siedlungsgeschichtlich keine generellen Unterschiede aufweisen, ebenso ist stammesmäßig und bezüglich der Bistumsorganisation nur eine Anreicherung, keine Neuerung zu verzeichnen. Verließ doch schon bisher die Stammesgrenze vom Alemannisch-Schwäbischen zum Fränkischen über den Asperg durch den Kreis Ludwigsburg. Die jetzt von Backnang, Heilbronn und Vaihingen gekommenen Gemeinden sind dem fränkischen, die von Leonberg angegliederten teils dem fränkischen, teils dem schwäbischen Stammesgebiet zuzurechnen. Die ursprünglich damit identische Sprachgrenze hat sich bekanntlich nach Norden verschoben. Der Grenzverlauf läßt sich in etwa von der Bistumszugehörigkeit ablesen, indem die Grenzscheide zwischen den Diözesen Konstanz und Speyer in unserem Raum der Stammesgrenze folgte²⁵. Im alten Kreis Ludwigsburg verlief die Bistumsgrenze entlang der Linie Möglingen – Ludwigsburg – Poppenweiler. Diese und die südlich von ihnen gelegenen Orte gehörten zu Konstanz, der Rest bis auf das seit 1099 zu Worms gehörende Kirchheim a. N. und das dem Bistum Würzburg unterstellte Peterskirchlein von Oberstenfeld zählte zum Bistum Speyer. Im großen und ganzen findet sich in den neuen Kreisteilen das gleiche zahlenmäßige Verhältnis: Der Hauptteil war einst speyerisches Bistumsgebiet, und nur von den bisherigen Leonberger Kreisorten standen Gerlingen und Münchingen ganz, Ditzingen aber nur zur Hälfte unter Konstanz. In Ditzingen ging die Grenze auffallenderweise durch den Ort; der speyerische und der konstanzische Teil hatten sogar jeder eine eigene Pfarrei.

Schon in der Reformationszeit wurde die Bistumsgrenze in den nun protestantischen Pfarreien bedeutungslos. Mit der Errichtung der oberrheinischen Kirchenprovinz 1821 entstanden zudem völlig neue Grenzen, die nunmehr auf die Landesgrenzen Rücksicht nahmen. Soweit katholische Pfarreien oder Seelsorgestellen im Großkreis Ludwigsburg bestehen, gehören sie alle zur Diözese Rottenburg, die 1821 gegründet wurde.

Folgenreicher als die Stammes- und Bistumszugehörigkeit hat sich orts- und landesgeschichtlich die Herrschaftszugehörigkeit ausgewirkt. Für die Zeit des frühen und des Hochmittelalters fällt es schwer, die Grundbesitzrechte und die teils von diesen abhängigen, teils andersgearteten Herrschaftstitel zu erfassen und voneinander zu unterscheiden. Von Rechten der alten Klöster Fulda, Lorsch und Weißenburg war schon die Rede, später tauchen Rechte nähergelegener Klöster wie Bebenhausen, Steinheim oder Hirsau und anderer auf, natürlich auch der Stifte Sindelfingen und Stuttgart. Das Kloster Maulbronn ragt insofern hervor, als es in unmittelbarer Nähe des heutigen Kreises Ludwigsburg ein geschlossenes Herrschaftsgebiet ausbauen konnte. Mit der Stadt Vaihingen kommen Splitter davon in Gestalt der Ortsteile Gündelbach und Roßwag zum Kreis Ludwigsburg.

An weltlichen Besitz- und Herrschaftsinhabern ist über das alte und neue Kreisgebiet im Mittelalter eine Vielzahl verstreut gewesen. Neben dem Reich, den Welfen und den Staufern treten als vornehme Geschlechter in unserem Raume unter anderem die Grafen v. Wolfsölden, v. Lauffen, v. Löwenstein, v. Asperg, v. Vaihingen und v. Württemberg auf, daneben die Pfalzgrafen v.

²⁵ Vgl. Kartenbeilage zu: G. Hoffmann. Kirchenheilige in Württemberg (Darstellungen aus der württembergischen Geschichte 23. Band), 1932.

Tübingen und die Markgrafen v. Baden. Es begegnet auch die zähringische Nebenlinie der Herzöge v. Teck. Für viele niedere Adlige mit Rechten über einen oder mehrere Orte seien als Beispiel die Herren v. Sachsenheim namentlich erwähnt.

Während fast überall im 16. Jahrhundert Württemberg die Obrigkeit behauptet oder erlangt hatte, mußte es diese in wenigen Orten des Kreises auch später mit anderen teilen, so in Nußdorf mit den Herren v. Reischach, oder mehr oder weniger ganz überlassen. Die Rechte der Familie v. Tessin in Hochdorf aus dem früheren Kreis Vaihingen wären da zu erwähnen, aber auch die der v. Kaltental, v. Nippenburg oder v. Gaisberg in Schöckingen. Die Belehnung des Geheimen Regimentsrats Johannes Konrad v. Varnbühler mit Teilen des Ortes Hemmingen für seine Verdienste um die Wiedereinsetzung Württembergs in alle seine Rechte beim Westfälischen Frieden, ist heute noch von Belang, weil die Familie v. Varnbüler bis in die Gegenwart im Besitz des Schlosses Hemmingen geblieben ist.

Mehr Gewicht als die Inhaber von kleinen oder zerstreuten Besitzungen erlangten die Träger von Herrschaftsrechten über größere Komplexe. Im 14. Jahrhundert schieden davon die im Glemsgau, z. B. in Münchingen, aber auch bis nach Aldingen begüterten Grafen v. Asperg, die Grafen v. Lauffen, etwa aus Poppenweiler, und die Grafen v. Vaihingen aus. Besitzungen und Rechte gingen vornehmlich an Württemberg über. Die Vielzahl der gräflich vaihingischen Orte im alten Kreis Ludwigsburg kann noch nicht einmal aufgezählt werden, will man nicht ermüdend wirken. Die vom bisherigen Kreis Vaihingen angefallenen Gemeinden gehörten sodann fast ausnahmslos zum Herrschaftsbereich der gleichnamigen Grafen, die als Nachfolger der Grafen v. Ingersheim auftraten und um 1360 ausstarben.

Markgräflich badischer Besitz aus dem jetzigen Kreis Ludwigsburg fiel an Württemberg seit dem 14. Jahrhundert teils unmittelbar, teils über die Kurpfalz, die badischen Pfandbesitz 1504 ebenso wie die Schirmvogtei über das Kloster Maulbronn als Kriegsbeute Württemberg überlassen mußte. Bekannt ist das Schicksal von Besigheim, Walheim, halb Löchgau und Mundelsheim, die 1504 erobert, später wieder von Baden 1595 endgültig an Württemberg verkauft wurden. Liegen auch die einst badischen Besitzungen fast ausschließlich im alten Kreis Ludwigsburg, so befand sich von den neuen Orten wenigstens Gronau zeitweise unter markgräflicher Herrschaft, bis es dann um die Mitte des 14. Jahrhunderts an die Württemberger kam. Diese trugen neben dem im nördlichen Schwarzwald gelegenen Neuenbürg aus unserem Gebiet Gronau, Lichtenberg Gemeinde Oberstenfeld, Beilstein und Großbottwar der Krone Böhmen zu Lehen auf. Das bedeutet, daß der König von Böhmen als Lehensherr dieser Orte galt, die er wieder an Württemberg als Lehen weitergab. Damit trat die eigenartige Bindung an den König von Böhmen ins Leben, die bis 1806 Bestand hatte.

Bei näherem Zusehen eröffnet die zur Geschichte des Kreises Ludwigsburg gehörende Lehensübertragung Einblicke in das seinerzeitige Wechselspiel der politischen Mächte. Karl IV., König von Böhmen und deutscher Kaiser, war bestrebt, überall im Reich Stützpunkte seiner Hausmacht und des Reiches aufzubauen²⁶. Bei den Grafen von Württemberg, die ein Jahr zuvor eine

²⁶ Vgl. Chr. Fr. Stälin, Württembergische Geschichte Teil III, 1856, S. 279 ff.

Fehde mit dem Kaiser geführt und schließlich gütlich beigelegt hatten, gelang dies 1361 in einer Art Tauschgeschäft. Auf dem Nürnberger Reichstag verlieh nämlich der Kaiser den Grafen die Befreiung von fremden Gerichten. Dieses Recht, das als *ius de non evocando* bezeichnet wird, besaßen die Kurfürsten schon durch die Festsetzungen der Goldenen Bulle von 1356, es stärkte naturgemäß die Stellung der württembergischen Grafen beim Ausbau und der Festigung ihrer Landesherrschaft. Dafür waren sie offensichtlich bereit, die Lehenshoheit über einen Teil ihres Territoriums einschränken zu lassen. Wie bereits erwähnt, hatte mit Gronau wenigstens ein neuer Kreisort Anteil an der böhmischen Lehenszugehörigkeit.

So scheinen im historischen Querschnitt die verschiedensten Bezugspunkte zwischen altem und neuem Kreisgebiet von Ludwigsburg auf. Geht man aber nicht nur von der Herrschafts- und Amtszugehörigkeit aus, die, bedingt durch die Themenstellung, hier im Vordergrund zu stehen hat, berücksichtigt man vielmehr die Wirtschafts- und Sozialgeschichte, die Kunst- und die Bildungsgeschichte sowie die Verfassungs- und Rechtsgeschichte, verfolgt man die Auswirkungen von Kriegen und Katastrophen, bezieht man auch Sitte und Brauchtum mit ein, wie es zur umfassenden Geschichtsbetrachtung gehört, dann wird sich mancher individuelle Zug in den Ortsgeschichten finden lassen.

Wie die Geschichte von Schwieberdingen nach dem Buch von Willi Müller als Dorf an der Straße²⁷ durch die verkehrsgünstige Lage eine besondere Note erhielt, so ist etwa bei Ditzingen die Nähe zum Großraum Stuttgart in jüngster Zeit von erheblichem Gewicht für das Wachstum der Gemeinde geworden. Andere Orte wurden durch den Weinbau oder durch die industrielle Entwicklung geprägt. Gerlingen etwa erhielt und erhält durch die Industrieansiedlungen gerade in unseren Tagen zunehmendes wirtschaftliches Gewicht. Der Name Korntal wiederum ragt in politisch-religiöser Hinsicht hervor. Im Mittelalter ein Hof, der bis ins 19. Jahrhundert wechselnden Besitzern gehörte, wurde Korntal 1819 zur Siedlung einer christlichen Gemeinschaft erweitert. König Wilhelm I. hatte dazu das erforderliche Privileg erteilt, um den der Herrnhuter Brüdergemeinde nahestehenden Familien, die auswanderungswillig waren, den Verbleib im Vaterland zu ihnen gemäßen Bedingungen und Formen des Gemeineigentums zu erleichtern. Bis 1919 dauerte die verfassungsgemäße Verbindung der bürgerlichen und kirchlichen Organe und Bereiche. Korntal genießt aber noch heute ein Ansehen, das weit über den Kreis Ludwigsburg hinausragt. Die orts- und kirchengeschichtliche Sonderstellung, die bisher Oberstenfeld als einstiger Sitz eines protestantischen adligen Damenstifts im Kreis einnahm, verliert nun durch Korntal etwas von ihrer Einmaligkeit.

Auch personengeschichtlich haben die neuen Kreisorte viel zu bieten. Selbstverständlich werden die Namen Kerner, Mörike und Schiller wie alle die anderen Namen mit gutem Klang aus dem alten Kreisgebiet nichts an ihrem Ansehen einbüßen, aber der Reigen von hervorragenden Persönlichkeiten wird stark vergrößert. Wenigstens familienmäßig gehört hierher Graf Siegfried von Wolfsölden, der im 12. Jahrhundert als Bischof von Speyer gewirkt hat. Schillers Zugehörigkeit zur Karlsschule mag es rechtfertigen,

²⁷ W. Müller, Schwieberdingen, das Dorf an der Straße, 1961.

wenn trotz der gebotenen Beschränkung auf wenige Beispiele der Name des Generals Freiherr Christoph Dionysius v. Seeger hier genannt wird, der, 1740 in Schöckingen geboren, als Intendant der Karlsschule geschichtlich gewirkt hat. Mit Andreas Renner aus Ditzingen und Freiherr Karl Varnbüler von Hemmingen stammen zwei württembergische Minister des 19. Jahrhunderts, und mit dem 1824 in Hirschlanden geborenen Afrikaforscher Martin Theodor Heuglin sowie dem Werkmeister Karl Feucht, der 1893 in Heimerdingen geboren wurde und in den 20er Jahren an dem Nordpolflug Amundsens teilgenommen hat, stammen zwei Pioniere der Erderkundung aus Orten des bisherigen Kreises Leonberg. Von den in Vaihingen a. d. Enz geborenen Persönlichkeiten gehört Karl Gerok zum Kreis der schwäbischen Dichter. Der Name des späteren Zichoriefabrikanten Heinrich Franck aber, dessen Wiege 1792 in Vaihingen stand, dieser Name weckt Erinnerungen an einen Unternehmer, dessen Wirken auch und gerade in Ludwigsburg seine Spuren hinterlassen hat.

Überhaupt ist Vaihingen a. d. E., geschichtlich gesehen, zu den hervorragenden Orten des neuen Ludwigsburger Kreisgebiets zu zählen. Der Stadtname hält die Erinnerung wach an das in unserem Raum einst bedeutende mittelalterliche Grafengeschlecht. Seit dem 14. Jahrhundert war Vaihingen Sitz eines württembergischen Amtes, später Oberamtes und schließlich baden-württembergischen Landkreises. So vermehrt es die ohnehin stattliche Zahl ehemaliger Amts- bzw. Oberamtsstädte des Kreises Ludwigsburg, unter welchen es nur bei alphabetischer Aufzählung hinter Asperg, Besigheim, Bietigheim, Bönnigheim, Großbottwar, Hoheneck, Marbach, Markgröningen und Sachsenheim an letzter Stelle zu nennen wäre.

Die eingangs angesprochene Geschichtspflege im umfassenden Sinne, die mit dem Wissen über das in vielen Jahrhunderten Gewordene Verständnis für die Gegenwart vermittelt, wird im Großkreis Ludwigsburg ein weites Betätigungsfeld finden. Die hier lediglich angerissenen Konturen übereinstimmender Teilbereiche der Siedlungsgeschichte und der früheren Herrschaftszugehörigkeit werden weit stärker herauszuarbeiten sein. Insbesondere aber ist die nur an wenigen Beispielen wie der Aufteilung Ditzingens auf zwei Bistümer oder der eigenartig religiös-politischen Stellung Korntals sichtbar gemachte ortsgeschichtliche Vielfalt ausführlicher darzustellen. So angepackt, wird die Geschichtspflege zur Integration des Kreises in seiner neuen Gestalt beitragen. Denn je mehr die Bewohner des Kreises über die Geschichte ihres Gebietes und der einzelnen Orte wissen, um so heimischer werden sie sich in ihrem Kreis fühlen.

Alamannengräber und Frühbesiedlung in Neckargröningen

von Karl R o h m

I. Alamannengräber

Auf der Markung Neckargröningen wurden bisher an drei nachweisbaren Stellen Alamannengräber gefunden, nämlich im „Breitloch“, im „Pfadle“ und auf der „Leintel“ (s. Karte 1), wenn man von unsicheren Einzelfunden beim Sportplatz (Grabenäcker) und am Kornwestheimer Weg absieht. Weitere Funde scheinen nicht ausgeschlossen zu sein.

1. Alamannengräber im „Breitloch“ oder „Regental“

Die O/A. Beschreibung Ludwigsburg 1859, Seite 286 berichtet: „Etwa $\frac{1}{4}$ Stunde westlich vom Ort, im sog. Regental, sind vor etwa 30 Jahren alte Gräber, die Waffen enthielten, aufgedeckt worden.“ Paret gibt in seiner Urgeschichte Württembergs 1921, S. 220 genauere Hinweise: „In der al.-fränk. Zeit (260 – 8. Jahrh.) wurden in Flur Breitloch oder Regental, südw. von Neckargröningen, ums Jahr 1830 Gräber mit Waffen aufgedeckt. Nach Fri-



Katasterkarte (1836) mit SW-Teil von Neckargröningen = Reihengräber

bolin Parzelle 689 ff. Von Funden vom Jahr 1910, vermutlich ebendaher, stammen: Rundfibel, getriebenes Bronzeblech auf Eisen, 4,8 cm Durchmesser; zwei Bronzearmringe (s. Abb.), 6,4 cm im Licht; eine eiserne Schnalle; Halskette aus farbigen Ton- und Glasperlen. Fundbericht 1912, 67." W. Veeck weist in „Die Alamannen in Württemberg“ 1931, 227 auf dieselben Funde hin und P. Goeßler erwähnt noch, daß 1910 alamannische Gräber angeschnitten worden seien, woraus obige Funde stammten.

Leider ist von all diesen Grabbeigaben nichts mehr vorhanden, da sie in Privatbesitz übergegangen und nun verschollen sind.

Die Flur „Breitloch“ ist in auffallender Weise aus der Zelg Regental herausgeschnitten, liegt bei 240 m NN unmittelbar über dem sog. „Regental“ und schließt an eine eigenartige Vertiefung von 100/15 m bei ca. 3 m Tiefe an. Der Flurname, der heute nicht mehr gebraucht wird, bezieht sich wohl auf dieses breite Loch, dessen Entstehung noch nicht geklärt werden konnte. Wir kommen im II. Abschnitt näher darauf zurück. Die Gräber liegen ca. 400 m (Luftlinie) vom Neckar und doppelt so weit vom Ortszentrum entfernt. Zum nächsten Fundort im „Pfädle“ sind es 500 m; er hängt also nicht damit zusammen, wie noch im Fundbericht „Pfädle“ angenommen wird: „Die frühere Aufdeckung (der Gräber im Pfädle) geschah vielleicht um 1830, wo nach O/AB. 286 Gräber mit Waffen aufgedeckt worden sind.“ – Außerdem liegt die Fundstelle „Pfädle“ ca. 30 m tiefer als Parzelle 689 im „Breitloch“.

2. Alamannengräber im „Pfädle“

Die Flur „Pfädle“ liegt rund 400 m südw. von der Ortsmitte, der eigentliche Fundort aber etwas näher dem Dorfe zu im „Grabenacker“, alte Parzelle Nr. 357, die Paul Hummel gehörte, in 210 m/NN. Beim Bau der Umgehungsstraße traf man im März 1936 auf zwei Skelettgräber, die von Dr. Paret untersucht wurden. Beide lagen in der Linie des westlichen Straßengrabens nahe der Einmündung in die Aldinger Straße (s. Karte!). Nach dem Fundbericht lag Grab I etwa 0,4 m tief mit einer 43 cm langen Lanzenspitze an der rechten Seite des Skeletts. Grab II befand sich 7 m südlich von Grab I mit pünktlich trocken gemauerter Kammer von 200/85 cm und einer Tiefe von 80 cm. Die Knochen lagen gehäuft im Westteil der Kammer. Gefunden wurden Eisenreste und eine silberplattierte Riemenzunge (s. Abb.), ferner das Bronzebeschlag einer Saxscheide, gepunzt, 10–11 mm breit, mit Stiften.

Nach Dr. Roeren datiert die Riemenzunge aus der zweiten Hälfte des 7. Jahrhunderts. Von den übrigen Funden ist im Landesmuseum infolge des Brandes des Alten Schlosses in Stuttgart nur noch wenig vorhanden, nämlich das Bronzebeschlag und ein kleiner Rest der Lanzenspitze, aber ohne Blatt.

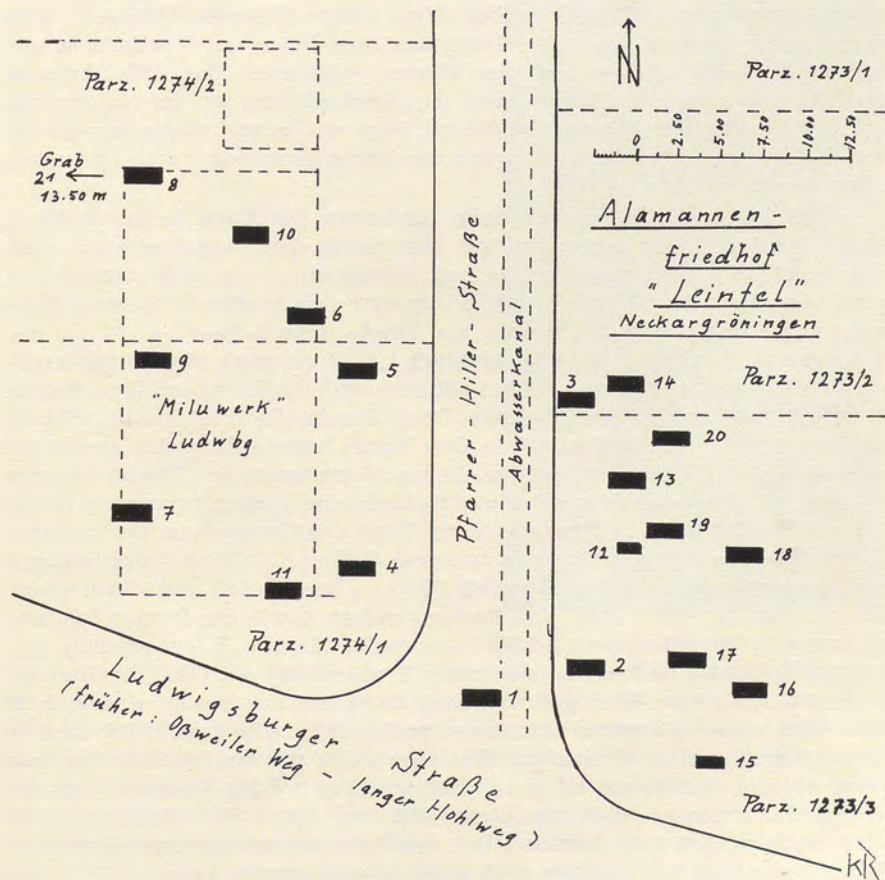
Gärtner Ehret sagte aus, es seien auch auf der andern Seite des Haldenwegs Knochen gefunden worden. Paul Hummel machte darauf aufmerksam, daß auf seinem Platz um 1890 eine Kuh einmal tief eingesunken sei. Man habe aber nicht weiter nachgeforscht, sondern alles wieder eingeebnet. Auch sollen 1955 beim Ausheben des Sportplatzes durch die Amerikaner in Flur „Grabenacker“ lt. Angabe des Altbürgermeisters Nisi ebenfalls Knochen gefunden worden sein. Diese Aussagen weisen darauf hin, daß in der Gegend „Grabenacker–Pfädle“ mit weiteren Alamannengräbern gerechnet werden kann. Auf der Bühne des alten Schulhauses fanden sich außerdem ver-

schiedene menschliche Knochen, die vermutlich aus Reihengräbern stammen. Doch lag leider keine Beschriftung bei, so daß unklar bleibt, wohin sie gehören. Vermutlich zu Pfädle-Grabenäcker, da die Aufdeckung in der „Leintel“ neueren Datums ist.

Das „Pfädle“ ist ein alter Verbindungsweg von Neckargröningen nach Aldingen über die „Halden“, verläuft also über der Hochwasserlinie und war jederzeit begehbar. Auf der andern Seite mündet der Weg in das „Gäble“, das sich westlich des Dorfes zur „Leintel“ hinzog. Ferner liegen die Alamannengräber unmittelbar neben der Straße nach Aldingen und der Umgehungsstraße.

3. Der Alamannengräberfriedhof in der „Leintel“

Im Zusammenhang mit der Erschließung der zu Bauland umgelegten Flur „Leintel“ wurde am 13. Mai 1964 beim Ausheben eines Abwasserkanals ein Alamannengrab entdeckt, dem bis heute zwanzig weitere folgten. Sie sind in der Skizze alle, mit Ausnahme zweier Kindergräber, gleich groß gezeichnet.



net und in der zeitlichen Reihenfolge ihrer Aufdeckung mit den Nummern 1–21 versehen. Sie liegen alle nördlich der heutigen Ludwigsburger Straße, links und rechts der Pfarrer-Hiller-Straße auf den Parzellen 1273/2, 1273/3, 1274/1, 1274/2 und in letzterer Straße selbst. Das ganze Areal umfaßt rund 45/33 m, also ca. 15 ar. Grab 21 liegt jedoch gesondert, 13,50 m westlich von Grab Nr. 8 in der Nähe des Bauernhofs K. Lidle, Ludwigsburger Straße 58, wo schon beim Bau des Hauses im Jahr 1927 menschliche Knochen gefunden, aber jetzt erst gemeldet wurden. Die vom Staatlichen Landesamt für Denkmalpflege in diesem Gebiet vorgenommenen Suchproben blieben jedoch ohne Erfolg. Wegen drängender Bauvorhaben hatte Dr. Zürn Bürgermeister Birkert ermächtigt, etwaige Funde zu bergen und ihn gebeten, die Bautätigkeit in der „Leintel“ im Hinblick auf Alamannengräber zu überwachen, was mit großer Umsicht und Hingabe erfolgte, wofür wir ihm und allen Mithelfern großen Dank schulden.

Dieser Friedhof hat eine für die alamannischen Reihengräberfriedhöfe in zweierlei Hinsicht charakteristische Lage: er liegt oberhalb der heutigen Siedlung an einem sanft geneigten, sonnigen Hang. Eine feste Umfriedung konnte nicht festgestellt werden. Ferner zieht er sich entlang der Ludwigsburger Straße, dem alten Oßweiler Weg, einem früheren Hohlweg, was einmal mehr beweist, daß die Alamannen ihre Toten mit Vorliebe in unmittelbarer Nähe von Straßen oder Wegen bestatteten. Das trifft übrigens auch für die Gräber im „Pfädle“ und im „Breitloch“ zu, wo der Haldenweg und der Westheimer Weg vorbeiführen. Man wollte und mußte ja auch zu den Gräbern gelangen können, wenn die Äcker angebaut waren und mied daher das freie Feld.

Bereits im April 1964 waren beim Ausheben des Kanalisationsgrabens einige Erdgräber angeschnitten, aber durch den Bagger zerstört worden. Spielende Schulkinder entdeckten verschiedene aus dem Aushub ragende Knochen, die sich als Knochen von vier verschiedenen Menschen erwiesen. Geborgen wurden ein 11 cm langes Eisenmesser (s. Abb.), ein rechteckiges, durchbrochenes Bronzeblech 1,4/2,7 cm groß, eine doppelkonische, rotbraune Glasperle und zwei silbertauschierte Eisenbeschläge, davon einer mit zwei großen Bronzenieten. Diese Fundstelle trägt auf der Skizze die Nummer 1. Unmittelbar neben dem Kanal konnte dann das zuerst erwähnte Grab 2 freigelegt werden. Es lag 50 cm unter der Grasnarbe, war sehr gut erhalten, obwohl gestört, und enthielt eine trocken gemauerte Grabkammer, 60/210 m im Lichten. Bei 55 cm Tiefe des Grabes kam der gewachsene Lehmboden. Es war wie alle späteren Gräber Ost-West-orientiert und stimmte fast genau mit dem Kompaß überein. Das Skelett war durcheinandergeworfen (s. Abb.), Fuß- und Beckenknochen sowie die Rippen fehlten; an dem sehr gut erhaltenen Schädel waren die Zähne z. T. ausgefallen. Als Beigabe fand sich noch eine gekrümmte Bronzenadel mit Ohr. Fundbericht 18/II, 144. Als dieses Grab erstmals aufgedeckt und ausgeraubt wurde, muß die Leiche schon verwest gewesen sein. Andernfalls hätte das Skelett noch in richtiger anatomischer Ordnung gefunden werden müssen. Die Knochen, wie viele weitere, wurde zur näheren Untersuchung an das Anthropologische Institut Tübingen gesandt, um Geschlecht und Alter, Zeit, Erkrankungen oder Verletzungen usw. festzustellen, was langwieriger und zeitraubender Arbeit bedarf, so daß hierüber noch nichts gesagt werden kann.

Beim Verlegen der Stromleitung für die Straßenbeleuchtung stieß man im Herbst 1968 etwa 15 m von Grab 2 entfernt auf ein weiteres gemauertes Grab (N r. 3), das als Beigabe jedoch nur einen etwa 20 cm langen eisernen Dolch enthielt. Es war nicht gestört, gut erhalten und mit einer großen Steinplatte bedeckt. Außerdem wurden damals zwei nicht gemauerte, sog. Erdgräber (N r. 4 und 5) freigelegt, die als Besonderheit jeweils zwei direkt übereinanderliegende, verhältnismäßig gut erhaltene Skelette enthielten (s. Abb.). Knochen von vermutlich zwei weiteren Menschen lagen daneben. Beigaben fehlten hier ganz. Die Lage der Skelette war auch für den beizogenen Leiter des Staatlichen Amts für Denkmalpflege, Dr. Zürn, neu. Da die Toten nicht nur am gleichen Ort, sondern vermutlich auch am selben



Doppelgrab Nr. 13 in der Leintel

Foto Röckle

Tag bestattet worden sind, nimmt man an, daß die beiden Alamannen auch am gleichen Tag den Tod gefunden haben. Dies könnte in einem nicht allzu dicht besiedelten Gebiet bedeuten, daß der Tod dieser Menschen nicht auf natürliche Weise eingetreten ist. Vielleicht bringt die Untersuchung der Knochen noch Licht in diese Angelegenheit. Bei Doppelbestattungen finden sich nämlich die Toten der Alamannenzeit gewöhnlich nebeneinander, wie sich 1969 in dem Gräberfeld Pleidelsheim und 1966 in Sontheim/Brenz zeigte. Man könnte daher eher an Nachbestattungen denken, wie solche nicht sel-

ten stattfanden. So wies W. Veeck auf dem Holzgerlinger Alamannenfriedhof unter 316 Gräbern nicht weniger als 24 doppelt und 4 dreifach belegte Gräber nach, die er in der Hauptsache auf Nachbestattungen zurückführt. Unter den 200 Gräbern des Sontheimer Alamannenfriedhofs konnten sieben Nachbestattungen festgestellt werden. Allerdings war dabei das Skelett der Erstbestattung meist völlig gestört, was in Neckargröningen nicht der Fall ist. W. Veeck nimmt auch eine familienweise Gruppierung der Gräber unter Einschluß des Gesindes, soweit es mit der Herrschaft dasselbe Dach teilte, an. In den Gräbern 1-2-17-16-15 und 12-18-19-13-20 könnte man je eine solche Gruppe sehen.

Da zu vermuten war, daß in den Parzellen 1274/1 und 1274/2 weitere Gräber stecken könnten, erreichte Bürgermeister Birkert von dem Eigentümer die Erlaubnis, einige Suchgräben ziehen zu dürfen, ehe auf dem Grundstück das Wohn- und Geschäftshaus „Milu“ (auf der Skizze gestrichelt) entstehen sollte. Der Besitzer hatte Verständnis, und so fand man im Mai 1969 auf einer Fläche von ca. 4 Ar sechs in genauer West-Ost-Richtung angelegte Gräber (Nr. 6-11). Grab 6 war ein gemauertes, ungestörtes Grab und enthielt als einzige Beigabe ein eisernes Messer. Nr. 8 und 9 waren gestörte Erdgräber mit durcheinandergeworfenen Skelettresten von drei Menschen. Auch die Gräber Nr. 10 und 11 waren Erdgräber und enthielten ein Skelett nebst einem stark angerosteten Eisenstück, möglicherweise eine Gürtelschnalle, sowie weitere nicht bestimmbare Eisenteile. Eine Überraschung brachte aber Grab 7, aus behauenen Steinen trocken gemauert, das sich schon durch seine relativ großen Ausmessungen (240/90 cm) deutlich von den bisher gefundenen Gräbern unterschied, die gewöhnlich um 200/50 cm maßen. Das von Bürgermeister und Gemeindearbeitern vorsichtig geöffnete Grab entpuppte sich als ein offensichtlich bisher noch nicht gestörtes Kriegergrab. Denn bei dem fast völlig vergangenen Skelett lagen folgende Beigaben:

1. eine 36 cm lange eiserne Speerspitze (s. Abb.)
2. ein ca. 25 cm langer eiserner Dolch
3. ein noch etwa 10 cm langes eisernes Messer
4. zwei ca. 2 cm hohe pyramidenförmige Bronzestücke
5. mehrere Teile eines eisernen Schildbuckels (s. Abb.)
6. eine 3 cm lange und eineinhalb cm breite, noch vollständig erhaltene bronzene Fibel (Gewandnadel)
7. ein 6 cm langes und 1½ cm breites, schön verziertes, am oberen Ende mit zwei Löchern versehenes Bronzestück
8. eine möglicherweise silbertauschierte eiserne Gürtelschnalle mit dazugehörigem Gegenstück
9. eine sehr gut erhaltene Gürtelgarnitur, woran noch deutlich sichtbare Gewebereste bzw. Abdrücke derselben haften
10. Fünf etwa 5 mm große Bronzenieten, wovon eine vollständig erhalten ist (s. Abb.)
11. ein ganz erhaltener verzierter Bronzesporn mit der dazu gehörenden Bronzeschnalle (s. Abb.)
12. mehrere zunächst nicht bestimmbare Eisenteile.

Dieser Alamanne erscheint hier als Krieger, der Reiterdienst leistete. Das Schwert, die Spatha, fehlt allerdings. Pfeil und Bogen, auch der runde Schild, sind vergangen, nur noch der Schildbuckel, einige Nieten und Eisenstücke erinnern daran. Als Schildbuckel waren mehrere Formen üblich, meist aber flache Kegel, die auf einen zylindrischen Ring aufgesetzt waren, so auch hier. Der Sporn wurde entweder einzeln (am linken Fuß) oder paarweise getragen. Alle haben einen Dorn. Riemen und Bügel wurden mit Schlaufen oder Nieten verbunden. Gewebereste und deren Abdrücke auf eisernen Schnallen und Gürtelbeschlägen zeigen, daß man die Toten in ihrer Tracht beigesetzt hat, meist Leinen. Die Lanzenspitzen sind von verschiedener



Perlenkette vom Kindergrab Nr.12
Foto Röckle

Form. Die ältesten haben eine geschlitzte, ziemlich lange Tülle, die sich (nach Veeck) das ganze 6. Jahrhundert hindurch hielten. Vorliegende ist rund und ohne Schlitz, dürfte demnach etwas später zu datieren sein. Die Unebenheiten auf der Tülle erklären sich daher, daß man die Lanzenspitzen warm auf den Holzschaft aufzog und festhämmerte. Mitunter hielt man die Tülle auch mit Bronzenägeln am Holzschaft fest.

Der Reiterdienst bedeutete eine große Last: das Pferd, für dessen Unterhalt der Mann während eines Heerzuges selbst sorgen mußte, war der heimischen Wirtschaft entzogen, und es war schon genug, daß er dem Heerbann folgen mußte, wenn er aufgeboten wurde. Diese Lasten wurden immer drückender, je mehr der Ackerbau die einzige Erwerbsquelle wurde, je mehr das Anwachsen der Bevölkerung den einzelnen zu intensiverer Bewirtschaftung seiner Felder zwang. Als die Alamannen dem Frankenreich angegliedert wurden, brauchten sie dem Heerbann nur noch zu Fuß zu folgen, wie es der freie Franke auch tat. Später, als die Klöster aufkamen und Land und Geld

brauchten, suchte man sich vielfach durch Schenkungen an dasselbe vom Kriegsdienst zu befreien oder aber in den Dienst und die Hörigkeit eines Grundherrn zu treten und fortan Steuern in Form von Gülten und Abgaben zu entrichten. So erklärt sich, daß wir nicht mehr in jedem Männergrab eine volle Ausrüstung vorfinden. Auch mag die im 7. Jahrhundert zunehmende Christianisierung eine gewisse Rolle spielen und natürlich auch die Tatsache, daß beim Ausrauben der Gräber die kostbarsten Stücke herausgeholt wurden, und das waren die Waffen.

Im Dezember 1969 wurden drei weitere Gräber (Nr. 12–14) entdeckt, die keinerlei Beigaben enthielten, ausgenommen Grab Nr. 12, ein Kindergrab von 1,20 m Länge mit einem Skelett, dem eine aus 24 verschiedenfarbigen Glas-, Ton- und Steinperlen bestehende leuchtende Halskette mit einem sehr interessanten handgeschnitzten Knochenanhänger beilag (s. Abb.). Das Grab war ungestört, aber ohne sonstige Beigaben. – Perlenketten findet man in vielen Frauen- und Kindergräbern. W. Veeck schreibt dazu: „Frühe Gräber führen in der Regel mehr durchsichtige und meist sehr große Glasperlen bis zum Ende des 5. Jahrhunderts. Später sind die undurchsichtigen vielgestaltiger und farbenprächtiger, meist vollrund. Das Material ist verschieden: Glas, teils durchsichtig, teils mit Absicht durch irgendwelche Beimengungen undurchsichtig gemacht. In den jüngsten Gräbern des 6. und 7. Jahrhunderts können wir eine neue Leitform feststellen, meist einfarbige, doppelkonische undurchsichtige Glasperlen, die immer mehr an Zahl zunehmen. Sie sind unregelmäßig in der Gestalt.“ Unsere Kette dürfte demnach in die Zeit zwischen 600–650 n. Chr. fallen.

In der Leintel wurden zwei Kindergräber (Nr. 12 und 15) festgestellt, beide 120/50 cm, wobei Grab 15 gemauert und mit zwei großen Steindeckeln versehen war. Eigenartigerweise lagen darin fünf Köpfe in der westlichen Hälfte, wirt durcheinander; es war gestört und ohne Beigaben.

Bei der Aufdeckung der 200 Gräber in Sontheim/Br. durch Chr. Neuffer-Müller fiel auf, daß darunter nur 12 Kindergräber von 0–7 Jahren waren. Sie schreibt dazu: „Fast in jeder großen Skelettserie vom Neolithikum bis zum frühen Mittelalter wurde eine erstaunlich geringe Zahl von Individuen der Altersklasse zwischen 0 und 7 Jahren beobachtet. Man muß annehmen, daß die Leichen zahlreicher Kinder nicht auf den Gräberfeldern bestattet wurden, bevor sie ein bestimmtes Alter erreicht hatten . . .“ Natürlich vergehen die noch weichen Skelette der Kleinkinder viel rascher, doch müßten die Gräber selbst erhalten geblieben sein, soweit sie gemauert waren.

Die Gräber Nr. 15–20 wurden im Oktober 1972 gefunden, als man mit einem Spezialgerät die Parzelle 1273/3 systematisch durchsuchte. Dabei wurden sechs Gräber gefunden, nämlich fünf trocken gemauerte mit jeweils vier Lagen behauener Steine nebst Muschelkalkabdeckungen, sowie ein Erdgrab. Letzteres, Nr. 20, war schon gestört worden, da hier ein Baum stand. Vielleicht wurde der Schädel beim Ausgraben desselben entfernt. Nr. 15 wurde oben besprochen. Alle Gräber lagen im Durchschnitt einen Meter unter der Grasnarbe und wiederum genau in Ost-Westrichtung. In Grab 16 war der Schädel nur noch zur Hälfte, mit einem großen Loch versehen, erhalten. Ausmaße: 160/60 cm. In Grab 17 mit den Maßen 210/70 cm befanden sich zwei Skelette, wie in Grab 4 und 5 aufeinanderlie-

gend, also eine Doppel- oder Nachbestattung, ohne Beigaben. Grab 18 war am besten erhalten, anscheinend ungestört. Es maß 200/60 cm bei einem Meter Tiefe, war gemauert wie die übrigen und mit einem großen Steindeckel versehen. Darunter befand sich ein z. T. vergangenes Skelett mit sehr gut erhaltenen Zähnen, als Beigabe ein 12,5 cm langes eisernes Messer auf der linken Seite des 160 cm langen Skeletts. Dies lag völlig ausgestreckt, den Kopf wie schlafend leicht zur linken Seite geneigt. Die etwa 56 cm tief geschichteten Steinwände des Grabes waren ziemlich glatt behauen. Platte samt Abdeckung 65 cm. Grab 19 ergab nichts Besonderes und Grab 20 wurde schon erwähnt.

Im Frühjahr 1973 fand man 13,50 m westlich von Grab 8 als bisher letztes noch Grab 21, auch trocken gemauert und mit einer Abdeckplatte versehen. Am rechten Fuß lag ein eiserner Sporn, beim Schädel fanden sich einige nicht identifizierbare Eisenteile, die möglicherweise zu einem Helm gehört haben dürften.

Insgesamt wurden demnach 21 Gräber festgestellt, darunter zwei Kindergräber, nebst einigen Einzelfunden, die zu weiteren durch den Bagger zerstörten Erdgräbern gehören dürften. Da nun drei Gräber doppelt belegt waren, sich in einem Kindergrab fünf Schädel fanden und gelegentlich in einem Grab noch Teile von weiteren Menschen lagen, so sind auf diesem Alamannenfriedhof in der Leintel mindestens 30 Personen bestattet worden, wenn nicht, was sehr wahrscheinlich ist, noch weitere im Boden ruhen. Die Gräber weisen eine Länge von 200–240 cm auf, Kindergräber 120 cm, die Breite wechselt von 50 bis 90 cm im Lichten, die Tiefe beträgt ca. 55–100 cm. Die Ausrichtung ist durchweg Ost–West, mit dem Kopf im Westen, soweit die Gräber nicht gestört waren. Zwölf der Gräber sind trocken gemauert, rechteckig in der Form, die Kalksteine z. Tl. schön behauen und in mehreren Lagen geschichtet. Neun sind nicht gemauerte, sog. Erdgräber. Als Baumaterial wurde der in unserer Gegend vorkommende Muschelkalkstein verwendet, wohl in der Nähe gebrochen und behauen. Wenn man diese meist schön und gleichmäßig behauenen Mauersteine betrachtet, wundert man sich, wie wenig dies in der Fachliteratur beachtet und gewertet wird, war es doch ein großer Aufwand an Zeit und Arbeit, den allein schon das Richten einer solchen Grabstätte erforderte. Nach Junghans/Roeren tritt diese Art des Grabbaues erst mit der Mitte des 7. Jahrhunderts auf. Eine Grabplatte als Abdeckung wurde in fünf Fällen festgestellt, darüber befand sich eine Deckschicht bis zur Grasnarbe von 50–100 cm. Die Beigaben waren i. a. gering, da die Gräber vielfach ausgeraubt und die Skelette durcheinandergeworfen waren. Speisereste und Reste von Tonschüsseln etc. konnten nicht festgestellt werden, was wohl schon einem gewissen christlichen Einfluß zuzuschreiben ist, der gegen den Glauben an ein Weiterleben der Toten im Grabe selbst wirkte. Es fanden sich mehrere Messer und Dolche, Beschläge aus Eisen und Bronze, Gürtelschnallen, eine Bronzenadel mit Ohr, eine Fibel, eine Perlenkette und schließlich eine fast komplette Kriegerausrüstung. Die Art der Beigaben läßt auf Männer-, Frauen- und Kindergräber schließen. Als Besonderheit mag gelten ein Grab (15) mit fünf kleineren Schädeln, sowie drei Gräber mit je zwei übereinanderliegenden Skeletten von Erwachsenen.

Die Reihengräber sind unumstößliche Beweise für die Seßhaftmachung der Alamannen. Die Zeit der Bestattungen wird an Hand der Knochen und Bei-

gaben durch das Anthropologische Institut in Tübingen und das Landesamt für Denkmalpflege in Stuttgart genauer bestimmt werden. Auf Grund der Bauweise und der Beigaben wird man die Datierung der Alamannengräber in der „Leintel“ allgemein auf die Zeit von 600–650, auf alle Fälle ins 7. Jahrhundert n. Chr., ansetzen können.

Die Frage, warum vor dem 5. Jahrhundert und nach 700 keine Alamannengräber mehr zu finden sind, wird man sich damit erklären können, daß die Zeit nach der Landnahme zunächst sehr unruhig und die Alamannen wie alle Westgermanen Anhänger der Leichenverbrennung waren, und daß zweitens später, als die Missionierung der Kirche einsetzte, diese mehr und mehr auf die Beisetzung der Toten auf dem geweihten „Kirchhof“ drängte, der wohl bald nach der Erstellung einer kleinen, dem Heiligen Martin geweihten Kapelle bei derselben angelegt worden sein dürfte.

II. Frühbesiedlung

Im Anschluß an die Zusammenstellung der Alamannengräberfriedhöfe in Neckargröningen soll gleich auf die Frage der Frühbesiedlung dieser Markung eingegangen werden, da nach den neuesten Erkenntnissen beide aufs engste miteinander zusammenhängen. Wir bedienen uns zu diesem Zwecke möglichst vieler Hilfsmittel, so vor allem der Urkatasterkarte von 1832, der Zelgeinteilung nach dem Primärkataster von 1836 und dem Güterbuch von 1845, ferner alter Regesten und Lagerbücher, der Flurnamen und auch der Aussagen von Gewährsleuten u. a. mehr, nicht zuletzt aber der Ergebnisse der Forschung auf dem Gebiet der Siedlungsgeschichte (s. Quellennachweis!).

1. Zwei Wirtschaftsgebiete?

Walter Veeck stellte schon 1931 die bisher allgemein von der Wissenschaft und besonders von K. Weller vertretene Ansicht in Frage, wonach unsere heutigen Dörfer von Anfang an als solche gegründet worden seien, blieb aber an der alten Lehre hängen, daß die Besiedlung sippenweise vorgenommen und gleich oder später geteilt wurde, ging auch auf die wichtige Frage der Wüstungen und abgegangenen Orte nicht näher ein. An den Beispielen Altbach/N. und Neckargröningen suchte er nachzuweisen, daß die Alamannen auf einer Markung nicht geschlossen siedelten, sondern in Gehöftgruppen, die nur wenige hundert Meter voneinander entfernt lagen und durch dazwischen liegende Streifen freien Feldes getrennt waren. Darüber schreibt er u. a.: „Daß wir übrigens auch in der alten Flureinteilung einer Markung ein Hilfsmittel haben, welches das früher Gesagte (s. oben) bestätigt, soll noch an dem Beispiel von Neckargröningen gezeigt werden. Auch hier zeigt die Markungseinteilung zwei getrennte Wirtschaftsgebiete, die miteinander überhaupt nichts zu tun haben. Die Grenze zwischen ihnen ist eine alte nach Obweil führende Straße. Wir kennen auch schon den zu dem südlichen Vereine gehörenden Reihengräberfriedhof, er liegt nahe dem Südwestrand des Ortes; der nördliche muß noch gefunden werden . . .“

Das klingt sehr plausibel und einfach, muß aber wesentlich eingeschränkt werden und bedarf eingehender Nachprüfung und Richtigstellung. W. Veeck ist schon lange tot (1941). Mit den unter I, 3 besprochenen, 1964 in der Flur

„Leintel“ aufgefundenen Alamannengräbern behielt er recht, glaubte aber, mit je einem Grabfeld nördlich und südlich der Ludwigsburger Straße auskommen zu können. Leider ist sein Lageplan der Markung nicht maßstabsgetreu und bringt das Gräberfeld „Breitloch“ sehr nahe (100 m) an den Ortsrand des Dorfes, das doch, wie bekannt, 800 m davon entfernt liegt. Vor allem aber stimmt die Flureinteilung in wesentlichen Punkten nicht mit der von 1836 überein, zudem sind die Zelgrößen ganz unausgewogen, so daß die sachlichen Voraussetzungen für eine Diskussion fehlen. Er weist auch nicht nach, wieso beide Wirtschaftsgebiete nichts miteinander zu tun haben und nimmt kurzerhand an, daß sie das ganze Gebiet nördlich bzw. südlich der heutigen Straße umfassen. Da einiges für die Annahme von zwei Wirtschaftsgebieten – im engeren Sinn – spricht, sei hier darauf näher eingegangen.

a) Einmal wird die Markung Neckargröningen durch die heutige Ludwigsburger Straße in zwei fast gleich große Hälften, eine nördliche und eine südliche, geteilt. Es ist dies ein alter Hohlweg, früher auch „langer Hohlweg“ oder „Obweiler Weg“ genannt. In seinem unteren Teil, nahe dem Ortseingang, war er 5–6 m tief und hieß hier „tiefer Hohlweg“ oder „Hohlgraben“. Um die Jahrhundertwende füllte man ihn mit Klärschlamm und dem Schutt der 1899 abgebrannten Mühle auf, während der obere Teil schon vorher eingeebnet und zur Chaussee ausgebaut worden war. Doch ist er noch 1845 als Hohlweg nachweisbar und ging als solcher bis zur Höhe 260 m. Dieser Weg ist auf den ältesten Karten verzeichnet, so bei Kieser 1680, und kann schon in der Frühgeschichte benützt worden sein, da kaum denkbar ist, daß nicht ein Verbindungsweg zwischen der vorrömischen Straße Marbach-Hoheneck-Kornwestheim-Cannstatt und dem sog. „Pilgerweg“ bzw. der „Hohen Straße“ Marbach-Waiblingen bestanden haben sollte. Der „lange Hohlweg“ führt mitten durchs Dorf zum Neckar, wo durch die Einmündung der Rems mehrere Inseln als Schwemmland bestanden, so daß man den Fluß überqueren konnte. Auf der rechten Neckarseite geht der Taleinschnitt „im Gafert“ in gleicher Richtung weiter; man konnte aber auch ins untere Remstal abzweigen und so zur genannten „Hohen Straße“ gelangen. So könnte diesem Hohlweg wegen seiner Tiefe und Bedeutung schon ein grenzbildender Faktor zukommen, und es erscheint daher auch schwer, den Reihengräberfriedhof in der „Leintel“ der Zelt Hummelfeld zuzuweisen, obwohl diese Zelt ganz eigenartigerweise über den Hohlweg hinausgreift.

b) Als weiterer Hinweis auf mindestens zwei oder gar drei Wirtschaftsgebiete ist die Eigenartigkeit zu beachten, daß auf der hiesigen Markung manche Flurnamen doppelt oder gar dreifach vorkommen, wobei die angehakten heute noch gebräuchlich sind:

In ein und demselben Wirtschaftsgebiet angewandt, sind solche Doppelflurnamen irreführend. Um Verwechslungen auszuschließen, erforderten sie in allen späteren Güterbeschreibungen stets noch zusätzliche Angaben über die genaue Lage der Grundstücke. Heute noch herrscht Unklarheit, wenn man z. B. von „8 Morgen“ spricht, und wird sofort gefragt: „Welche 8 Morgen?“ Diese doppelt vorkommenden Flurnamen können nur in einer Zeit entstanden sein, als noch getrennte Wirtschaftsgebiete bestanden. Denn die-

Wirtschaftsgebiet

I	II	III
7 Morgen / Regental	7 Morgen / Obw. Weg	—
—	8 Morgen / Straßenäcker	8 Morgen / Unterfeld
Winterhalde	Winterhalde / Bomsgraben	—
Im Grund / Härtlesgr.	Im Grund / Zelg Obweil	—
Langacker / Breitl.	—	Langacker / Unterfeld
Obere Wiesen	Langacker / Obw. Weg	Oberwiesen / Schießtal
Wüste / Regental	Wüste / Steingrube	—

selben haben und hatten ja den Sinn, die Lage der Güter möglichst eindeutig zu bezeichnen, da man vor 1832 noch keine Parzellennummern kannte.

"Unser Frauen Pfründthof"		zum Vergleich:	
Zelg	Zelgeinteilung 1457/1554	1836	sonst. Namen
3.			keine
2.			¹⁴³⁴ Widumhof Hummelberg ¹⁵⁴⁵
1.			¹⁴³⁴ Aldingen ¹⁵⁴⁵ Reuenthal

c) Zum dritten finden wir in den ältesten Güterbeschreibungen von „Unser Frauen Pfründtgut oder Frauenaltar“ der Jahre 1457 und 1554 folgende Zelgeinteilung:

Diese Aufstellung zeigt zweierlei: Erstens wechselten die Zelgen, ausgenommen Zelg Obweil, ihre Namen (man beachte die Schraffierung!); Zelg Hummelfeld hieß nämlich auch Bomsgraben, Hungersberg und Widumhof; Zelg Regental dagegen Kraftstall, Regental und Aldingen. Zum andern werden die beiden ersten Zelgen jeweils unterteilt in ein Unter- und ein Oberfeld, während die dritte Zelg (Obweil) davon unberührt bleibt. Nach der Güterbeschreibung und den dabei angeführten Flurnamen bildet der Obweiler Weg die Grenze zwischen beiden Feldern, also obgenannter langer Hohlweg. Von der Zelg Obweil trennt beide die Linie Steinbößer – Kraftstall – Uhlberg – Teich – Hohe Anwand bis zum Hertlesgraben (siehe Karte!). Die Bezeichnung Unterfeld-Oberfeld bezieht sich also nur auf den östlichen, niedrigeren Teil der heutigen Markung, wobei der Name „Oberfeld“ letztmals im Kaufbuch 1628 als „im Oberfeld am pädtle“ vorkommt, heute aber

völlig unbekannt ist, während einige Bauern das „Unterfeld“ noch ansprechen, es aber auf das Gebiet nördlich vom „Bomsgraben“ einschränken, wie es auch in vielen Güterbeschreibungen üblich ist.

Mit „unten“ bezeichnete man früher überhaupt das Gebiet am unteren Neckarlauf vom Schafhaus an abwärts, so das untere Fischwasser, die unteren Wiesen, untere Brucken, den unteren Teich usw. „Oben“ war dagegen alles, was sich dem oberen Neckar entlang erstreckte, so die oberen Wiesen, der obere Wasen usw. Daher lag auch der eben genannte „Unser Frauen Pfründthof“ folgerichtig „oben im Dorf bei der Kelter“ (siehe Karte: U), was man heute eher als „unten“ bezeichnen würde. Erst später kam dann für die nach Westen und am Hang gelegenen Ortsteile der Ausdruck „oben“ in Gebrauch. Demnach scheinen die Bezeichnungen „Unter- und Oberfeld“ aus viel früheren Zeiten als 1457 zu stammen, auch weil sie später nicht mehr allgemein gebraucht wurden und z. B. schon 1434 bei der Güterbeschreibung des Widumhofs fehlen.

Es muß aber doch einmal eine Notwendigkeit bestanden haben, die Markung nach Unter- und Oberfeld einzuteilen, was wiederum das Vorhandensein von zwei verschiedenen Wirtschaftsgebieten als durchaus möglich erscheinen läßt. Die sich anbietende Einteilung in „Unterfeld – Oberfeld – Oßweil“ erscheint wenig sinnvoll, da die Zelg Oßweil ja durchweg viel höher liegt als die beiden andern, wie ein Blick auf die Karte lehrt. Der Name „Oberfeld“ muß vielmehr zu einer Zeit gewählt worden sein, da die Teile B², B³ und B⁴ der heutigen Zelg Oßweil anscheinend noch gar nicht unter den Pflug gekommen waren und andernfalls mit „Oberfeld“ hätten bezeichnet werden müssen.

d) Daß wir es möglicherweise mit zwei verschiedenen Wirtschaftsgebieten, doch nicht mit einer nachträglichen Erweiterung zu tun haben, wie K. Weller in seiner Siedlungsgeschichte S. 129 gerade in Bezug auf Neckargröningen und Altbach/N. annimmt, sondern eher mit einer späteren Zusammenlegung beider Teile, macht uns die Lage der Zelgen südlich und nördlich der Ludwigsburger Straße deutlich:

südl. der Ludw. Straße		nördl. der Ludw. Straße	
Anbau	Zelgfolge	Zelgfolge	Anbau
Brache	Oßweil	Oßweil	Brache
Sommerfrucht	Hummelfeld	Regental	Winterfrucht
Winterfrucht	Regental	Hummelfeld	Sommerfrucht
Wiesen	N e c k a r		Wiesen

Betrachtet man die Reihenfolge dieser seit dem 15. bis zur Ablösung im 19. Jahrhundert üblichen Einteilung der Zelgen (s. die beiden mittleren Reihen!), so ist man erstaunt, zu sehen, daß sie, vom Neckar aus betrachtet, nicht miteinander übereinstimmt. Warum heißt es im südlichen Teil „Regental-Hummelfeld-Oßweil“, im nördlichen aber „Hummelfeld-Regental-Oßweil“? Wären beide Hälften von Anfang an eine Einheit, also ein einziger

Zelgverband gewesen, oder wäre (nach Weller) ein Teil durch Erweiterung erst später dazugekommen, so müßten beide Gebiete auch die gleiche Zelgfolge mit demselben Fruchtwechsel aufweisen. Da dies offenbar nicht der Fall ist, muß man schließen, daß es sich doch um zwei verschiedene Wirtschaftsgebiete mit verschiedenem Fruchtwechsel handelt, die bei der Zusammenlegung nur so koordiniert werden konnten, indem man der mittleren Zelg des nördlichen Teils den Namen „Regental“ gab. Jetzt konnte man die Rotation „Winterfrucht-Sommerfrucht-Brache“ beiderseits mit denselben Zelgnamen weiterführen. Die senkrechten Pfeile in obiger Aufstellung zeigen die frühere Rotationsrichtung an.

2. Von den Urmarkungen zur Dorfmark

Nach dem bisher Gesagten kann wohl mit Recht angenommen werden, daß tatsächlich einmal zwei verschiedene Wirtschaftsgebiete auf der Neckargröninger Markung bestanden haben, die durch den sog. „langen Hohlweg“ voneinander getrennt waren. Doch ist dies nur die halbe Wahrheit. Denn ob diese Einteilung – wie W. Veeck und K. Weller annehmen – bis in die erste Zeit der Besiedlung durch die Alamannen zurückreicht und dem nördlichen und südlichen Teil der heutigen Markung entspricht, erscheint nach den neuesten wissenschaftlichen Erkenntnissen von K. S. Bader, Beyerle, H. Dannenbauer, Th. Mayer, H. Jänichen u. a. mehr als zweifelhaft und ist durch obige Betrachtungen z. T. widerlegt. Besonders W. Müller war auf diesem Gebiet der alamannisch-fränkischen Besiedlungsgeschichte bahnbrechend und wies als erster nach, daß jedem Reihengräberfeld auch eine zugehörige Urmarkung nebst einer Ursiedlung entspricht. An Hand von zahlreichen eigenen Untersuchungen im Kreis Ludwigsburg bringt er in seiner Schrift „Namen-Zelgen-Gräber-Markungen“ (1967) viele Beispiele als Beweise und führt dabei für den Wirtschaftsraum der Ursiedlung den Begriff der „Urmarkung“ ein, die ihr eigenes Gräberfeld besitzt und im späteren Verband zur Teilzelg wird oder die Funktion einer Zelg im größeren Bereich des Dreifeldersystems übernimmt und damit ein wichtiger Baustein der Markung wird. Damit ist aber auch der eigenartige Umstand erklärt, daß innerhalb einer Markung mehrere Reihengräberfriedhöfe auftreten können, wie es auch für Neckargröningen zutrifft. Es ist dies garnicht sonderbar, sondern muß geradezu so sein, daß zu den Gräbern die entsprechende Erstsiedlung und dazu wieder der zugehörige Wirtschaftsraum bzw. die Urmarkung tritt. Manche Siedlungen sind im Lauf der Zeit wieder abgegangen, andere neu entstanden, viele Reihengräber sind noch nicht gefunden. Auch entspricht das heutige Bild der Markung nicht, wie man lange geglaubt hat, dem der Alamannenzeit, besonders nicht an den äußeren Grenzbezirken, wo im Lauf der Zeit vielfache Änderungen vorgenommen wurden. Andererseits hat sich vieles über tausend Jahre gehalten und kann uns heute noch wertvolle Hinweise geben, wie z. B. die Flur- und Zelgnamen, die Zelgeinteilung, mündliche Überlieferungen u. a. mehr.

Betrachten wir daraufhin die Urkatasterkarte mit der zugehörigen Zelgeinteilung des Primärkatasters, so bietet sich uns ein buntes Bild. Da sind zunächst die drei Zelgen Regental A, Obweil B und Hummelfeld C, erkenntlich an der verschiedenen Art der Schraffierung. Die leicht punktierten Flä-

chen der Karte sind nicht in den Zelgverband einbezogene Wiesen, Gärten, Baumstücke u. ä. Die drei Hauptzelgen zeigen viele kleinere, sog. Teil- oder Kleinzelgen, auch Zelgketten, die durch Bäche und Gräben, Wege, Steilhänge, Eintiefungen voneinander abgegrenzt und mit A¹, B¹, C¹ usw. bezeichnet sind.

Um nun den Raum der mutmaßlichen ersten Ansiedlungen genauer abzu- stecken, müssen zuerst größere Abstriche von der heutigen Markung Neckar- grönigen gemacht werden. Zunächst trennen wir das auf der Karte mit „Unterfeld“ (im engeren Sinn) bezeichnete Gebiet nördlich des Baumsgra- bens ab, das im Abschnitt II, 3 gesondert behandelt werden soll. Auch die Außenbezirke „Riedle“, „Süße Brunnen“ (beides feuchte, sumpfige Stellen) mit den „Egerten“ und „Wäldchen“, die „lange und die kurze Ruit“ (Ge- reute, gerodeter Wald), das „Gheg“ und die „Struth“ (Dickicht, Buschwald) können wir als anfangs nicht besiedeltes Gebiet betrachten. Ebenfalls wer- den die Teile B², B³ und B⁴ für eine Erstansiedlung ausscheiden müssen, da sie viel zu weit vom Wasser entfernt liegen. Die Alamannen verstanden sich ja nicht darauf, Brunnen zu graben, und das Vorhandensein von Wasser war neben gutem Boden die erste Voraussetzung, um siedeln zu können. – Weil dem Teil Hummelfeld C⁴ nicht nur das Wasser, sondern auch die na- türlichen Wiesen fehlten, muß auch dieses Stück zunächst wegfallen. Dies ist noch darin begründet, daß die Zelg C¹ (später Hummelfeldt) 1457 „zelg im obern feld im hungersberg“ heißt, also hier aufhörte, da die Zelgen gewöhn- lich von der Siedlung aus in Zielrichtung zum Ende der Zelg benannt wur- den. Und das war der Hungersberg. Hier war man am Ziel, die Wirtschafts- interessen reichten nicht weiter. Auch die Güterbeschreibungen der „Zelg am Widemhof“ 1434 gehen nicht über den Hungersberg hinaus, ebensowenig wie die von „Unser Frauen Pfründthof“ 1457. Als dann später die Ackerflur „Hummelfeld“ dazukam, konnte die ganze Zelg folgerichtig „Zelg Hummel- feld“ benannt werden. Aus demselben Grunde hieß die Zelg C² im nördlichen Teil der Markung auch „am Bomsgaben“, da sie dort endigte. Außerdem deuten die Flurnamen „Hungersberg und Hundsrücken“ ein unfruchtbares Gelände an, das anfangs nicht bebaut wurde und daher Grenzland sein konnte, vor allem auch, weil der durchziehende „Hartmanns-, Hartwigs- oder Hertlesgraben“ mit den anschließenden Erhebungen dies begünstigte.

Die Zelg „Regental“ (südlich der Straße) hörte am Hundsrücken und süd- lich davon an der Aldinger Markung auf, weshalb sie noch 1434 „Zelg gen Aldingen hinuß“ hieß. Diese Zelg mochte anfangs durch den sog. „Regen- taler Graben“ geteilt gewesen sein, was den Reihengräbern „Breitloch“ und „Pfadle“ entspräche. Veeck und Weller betonen nämlich nur die trennende Funktion der Ludwigsburger Straße, verkennen jedoch die Bedeutung des ebenso wirkenden Regentals und des Bomsgabens.

Da sich auf der nördlichen Seite unschwer weitere drei Urmarkungen ausmachen lassen, haben demnach folgende sechs Urzelgen bestanden, deren Fläche für je eine Familie oder einen Hof als durchaus ausreichend ange- sehen werden kann:

Das wären zusammen ca. 140 ha der heute 371 ha umfassenden Markungs- fläche (mit dem oben erwähnten „Unterfeld“ im engeren Sinne). Durch diese Gruppierung haben wir vor allem auch eine Erklärung dafür, warum die

Zelg Oßweil mit dem Teil B¹ so weit an Neckargröningen heranreicht, was W. Veeck gar nicht beachtet hat. Der nördlich der Straße befindliche „Verband“ B¹, A³ und C² ist durch den langen Hohlweg, Dornhecke, Teich, Uhlberg, Bomsgraben und den Neckar deutlich abgegrenzt.

Urzelgen südlich der Straße			Urzelgen nördlich der Straße		
spätere Zelg	Teil	ha. rd.	spätere Zelg	Teil	ha. rd.
Hungersberg	C ¹	30	Oßweil	B ¹	26
Regental	A ¹	28	Kraftstall	A ³	24
Aldingen	A ²	26	Bomsgraben	C ²	27

So liegt das ursprüngliche Siedlungsland der Alamannen an den flach zum Neckar abfallenden Hängen des hier auslaufenden „Langen Feldes“ mit seinem fruchtbaren Löß-Lehm auf Muschelkalk. Dieses Gebiet, auf der Karte dick punktiert umrahmt, schon in der Jüngeren Steinzeit besiedelt (drei Hüttenstellen), liegt windgeschützt im Neckarbogen mit sog. Nestlage. Der nahe Neckar lieferte damals genügend gutes Wasser und bot gleichzeitig einen Schutz nach Osten. Auch für die Alamannen waren günstige Wohnbedingungen die Grundlage für die Anlage ihrer Siedlungen. Man siedelte nicht zu nahe am Neckar wegen der infolge der Einmündung der Rems regelmäßig drohenden Hochwassergefahr. So wird in der Zeit zwischen 1342 und 1932 von mehr als hundert schweren Überschwemmungen berichtet, die das ganze Neckartal heimsuchten und jedesmal erheblichen Schaden anrichteten. 1824 schwoll der Neckar auf 210 m NN an und riß acht Häuser weg. Die Gräber im Pfädle liegen gerade noch über diesem Hochwasserspiegel, die in der Leintel 220 m und im Breitloch 240 m NN. Die Wiesen lagen unter der Hochwassermarken dem Neckar entlang. Die einzelnen, anfangs kleineren Höfe werden in der Mehrzahl in dem Dreieck des heutigen Dorfes links und rechts der Straße zu suchen sein, was schon aus den Bezeichnungen „oben, unten“ hervorgeht. Außerdem konnten bei dieser günstigen Lage die (später) schwer beladenen Erntewagen leicht in die Höfe gebracht werden.

Von den leicht gebauten, mit Stroh gedeckten Block- und Holzhütten oder kleinen umzäunten Fachwerkbauten ohne Keller, deren Riegelwände aus Flechtwerk mit Lehmfüllung bestanden, ist nichts mehr vorhanden, alles vergangen. Auch blieben weder Schutt noch Abfälle erhalten, da die Alamannen ihren Lehm nicht wie die Steinzeitbauern neben den Hütten, sondern außerhalb der Siedlungen gruben. Zudem wurden auffällige Hütten und Häuser immer wieder durch neue ersetzt. – Man trieb anfangs vor allem Viehzucht und Weidewirtschaft und bebaute nebenher das Feld, wobei in der Hauptsache Getreide angepflanzt wurde. Auch etwas Obst versuchte man zu züchten.

Das Grabfeld A¹ liegt mitten im Feld in der sich so eigenartig heraushebenden Flur „Breitloch“ im Regental und fällt aus dem üblichen Rahmen heraus, wonach die Gräber gewöhnlich am Ende oder Anfang einer Urzelg zu finden sind. Die unter I, 1 genannte Vertiefung bei dieser Flur scheint

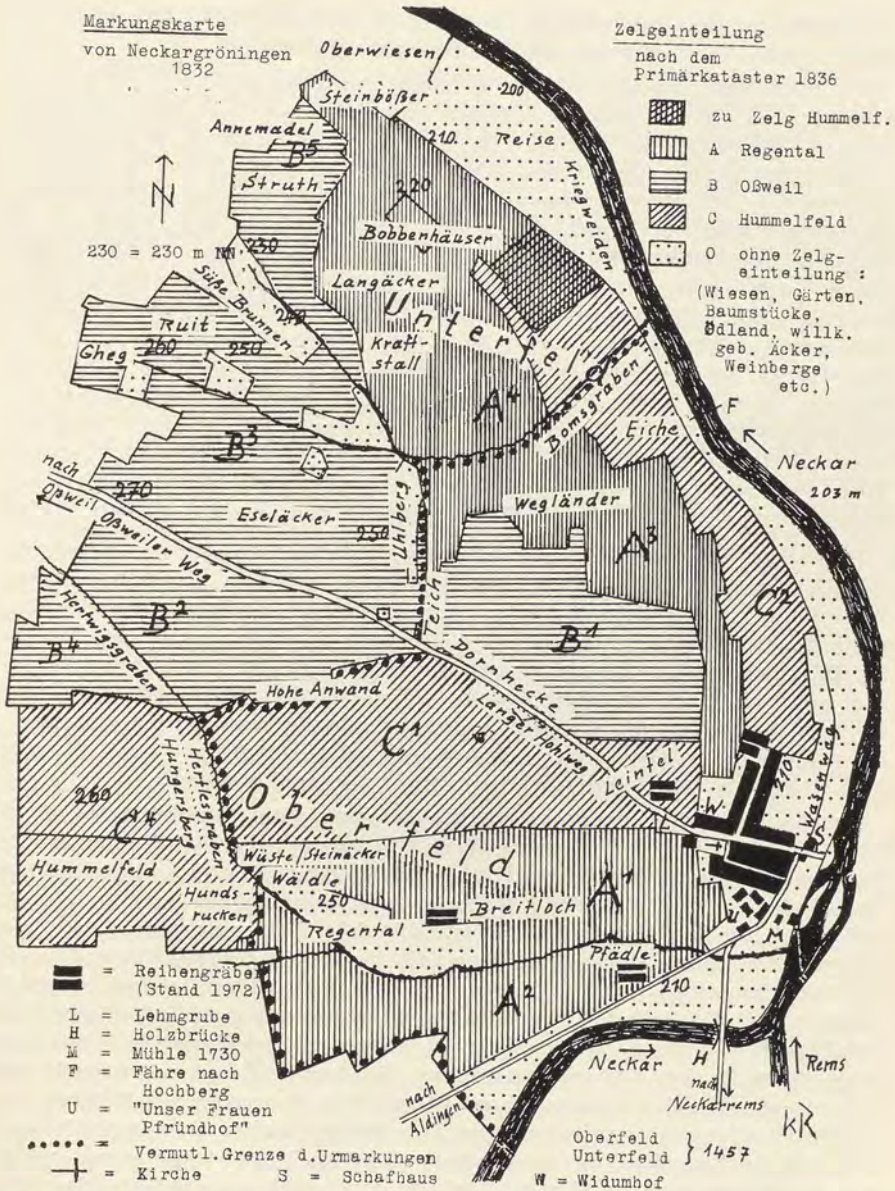
künstlich geschaffen und könnte dadurch entstanden sein, daß hier Lehm für Hausbauten und Steine für die unterhalb liegenden Weinberge zu Mauerchen geholt wurden. Doch werden 1457 „4 morgen am breiten loch“ genannt, die 1554 so beschrieben werden: „4 morgen Im Regenthall so zu wingarten gemacht worden, so vorhin ein almandt gewesen.“ Demnach hätte das „Breitloch“ schon vor der Anlage der Weinberge bestanden, an die noch heute die vielen Weinbergmauerchen am Südhang des Regentals erinnern. Seit der Jahrhundertwende wird übrigens kein Weinbau mehr betrieben.

Zu dem Flur- und Zelgnamen „Regental;“ muß noch einiges gesagt werden. Im Unterschied von der Zelg „Regental“ nennt man die Ackerflur, die sich bis auf die Höhe beim Breitloch erstreckt, „im Regetaler, in den Regetalern, äußere, hintere, vordere Regetaler“ usw. Auffallend ist die Tatsache, daß das Wort in der ersten Silbe lang und heute noch mit geschlossenem e wie legen, bewegen, Gegend usw. ausgesprochen wird, also überhaupt nichts mit „Regen“ im Sinn von Niederschlägen zu tun hat. Würde es nicht lang gedehnt, könnte man an „recken, auftragen“ denken, da der Steilhang immerhin etwa 30 m in die Höhe geht. Man denke an Siedlungsnamen wie Regglisweiler bei Ulm, Reckenthal (über Montabaur), Recklinghausen, Regelsbach in Franken. Alte Schreibweisen sind: 1380 reglental, 1431 regental, 1457 regntall, 1622 am Reg Thallen, 1702 im Rögenthaler, so wüst liget, 1704 Zelg rögenthal. 1545 taucht bei der Beschreibung des Widumhofs sogar der Name „Zelg Reuenthal“ auf. Hier erinnere ich an Kleinknecht S. 88: „Das heutige Hof und Lembach erscheint um 1357 unter der Bezeichnung ‚Lympach, das Wyler, der Hof zu Ruwental und der Hof, den man heizet Dorneshof.“ Im 17. Jahrh. gab es in Neckargröningen den Familiennamen Reyenthaler, in Neckarrens Rauwentaler. In der Karolingerzeit wurden die Bäche einer Gegend nach den sie besitzenden Personen benannt. Nimmt man die benachbarten Fluren „Wüste“ (1843 ‚Allmandstücke, die Regentaler Wüste genannt, liegt öde, etwa 2 Morgen‘), „Steinacker“, „Wäldle“ und die Erwähnung einer vier Morgen großen „Allmand“ (bis 1860: Weide mit Gras, Oede in Gemeindebesitz) hinzu, so läßt dies den Verdacht auf eine abgegangene Siedlung aufkommen, die allerdings nirgends erwähnt wird. Eine solche muß man ja immer in der Nähe der Grabstätte suchen, also hier in der Nähe des Breitlochs. Wasser konnte im Tal des Hertlesgrabens und im Regental gestaut werden. Auch führt in geringem Abstand der Kornwestheimer Weg vorbei, der schon in den ältesten Urkunden als „Westemer Weg“ bekannt ist. Das Grundwort „Tal“ bedeutet eine größere Vertiefung, im Schwäbischen auch Dalle (s. oben: „Reg Thallen“, auch „Leintel“). Vielleicht bezieht sich das 1622 im Kaufbuch genannte „am Reg Thallen zwischen den weingardten . . .“ auch auf das Breitloch? Das Regental selbst kommt übrigens von der Aldinger Markung herein, vereinigt sich mit dem Hertlesgraben und heißt weiterhin „Regentaler Graben“.

Siedlungen mit dem Grundwort „tal“ kennen wir z. B. als Altental, Mitteltal, Freudental, Korntal, Fraumental, Schöntal, Laucherthal, Tüngental, Unter- und Obermarchtal usw. In Franken gibt es sogar ein „Regenthal“. Sie gehören jedoch nicht der sog. alamannischen Landnahmezeit des 3.–5. Jahrhunderts, sondern einer späteren Ausbauzeit an. Doch sind für die Annahme einer Siedlung „Regental“ oder „Reuental“ an dieser Stelle noch keine ausreichenden Beweise vorhanden, obwohl manches dafür spricht.

Markungskarte
von Neckargröningen
1832

Zelgeinteilung
nach dem
Primärkataster 1836



Durch neuen Zuzug und Ansiedlung von Volksgenossen, Vermehrung der Bevölkerung, mußte neues Land gerodet oder bisher brachliegendes unter den Pflug genommen werden. Auch suchte man die bisherige Feld-Gras-Wirtschaft zu verbessern und für alle einen höheren Schutz zu bekommen, wobei auch die Nachbarschaftshilfe eine gewisse Rolle spielen mochte. Dies zu

◀ Die vermutlichen Phasen der Frühbesiedlung von Neckargröningen

verwirklichen war nur möglich, wenn man die einzelnen Höfe zu einer Wohn- und Wirtschaftsgemeinschaft zusammenfaßte.

Vielleicht spielten schon hier die immer mehr an Einfluß gewinnenden Franken und die entstehende Kirche eine gewichtige Rolle. Zur Verbesserung und Erhöhung der Erträge führte man wohl gleichzeitig mit der Siedlungskonzentration eine andere Wirtschaftsweise ein, die sog. Dreifelderwirtschaft mit ihrem Flurzwang, über deren Entstehung sich aber die Gelehrten bis heute noch nicht einig sind. Die Einteilung des Feldes in ein Sommer-, Winter- und Brachfeld mit ihrem dreijährigen Turnus macht nämlich einen schematischen Eindruck und sieht eher nach einer einheitlichen, geplanten, als nach einer langsam gewachsenen Einrichtung aus. Sie ist in Alamannien erstmals im Jahr 779/80 in einer Urkunde des Klosters St. Gallen bezeugt. Das Dreifeldersystem muß also zu jener Zeit schon eingeführt gewesen sein. So mögen irgendwann unter dem Druck der Verhältnisse zunächst zwei Zelg- oder Wirtschaftsverbände, das sog. Ober- und Unterfeld entstanden sein; jedoch nicht gleichzeitig, da sie ja, wie weiter oben ausgeführt, je eine besondere Anbaufolge hatten. Sie wurden später gleichgeschaltet, vielleicht erst mit dem Gebiet nördlich des Baumsgrabens (s. II, 3!).

Diese neu entstandenen beiden Wirtschaftsgebiete, in obiger Aufstellung der Urzelgen erfaßt, wurden anschließend in einzelne Gewanne, besser Ackerfluren eingeteilt, worin jeder Bauer sein Stück als Sondereigentum erhielt. Doch bestand (nach Bader) eine Besitzgleichheit schon vor Beginn dieser Wirtschaftsweise an nicht. Es gab damals bereits große und kleine, reiche und arme, fleißige und träge Bauern. – Ein Teil der Wirtschaftsfläche war Gemeinland, Allmand, der eine gewisse Nutzungsreserve der Gemeinde darstellte und anfangs jedem Gemeindeglied als Ergänzung der eigenen Wirtschaft (Weide, Holzung etc.) zur freien Nutzung zustand.

Zu diesem beschriebenen großen Zelgverband kam zunächst der Teil B² hinzu, da dort die „14 Morgen an einem stuk“ des Widumhofs liegen, die im Zusammenhang mit der Sicherstellung des Einkommens und der Ausstattung der Kirche stehen. Diese Flur ist übrigens bis heute gleich groß geblieben (wie auch die „8 Morgen“ im Unterfeld). Um Verwechslungen mit Zelg Obweil B¹ zu vermeiden, schrieb man 1457 für diesen Zelgteil: „Zelg Obweil im Hertwigsgaben.“ Darin liegen auch die „Pfaffäcker“. In der Folgezeit wurden m. E. die Teile B⁴, C⁴ und B³ dazugeschlagen und schließlich der Rest der Markung („Gheg, Riedle, Ruit, Süße Brunnen“) vollends gerodet und angebaut. Mit der Einbeziehung dieser Flächen und besonders auch des Gebiets nördlich des Baumsgrabens (s. unter II, 3) kam es zur Bildung der Dorfmark. Die nun erweiterten drei Zelgflächen mußten so eingeteilt werden, daß sie für jedes Jahr einigermaßen gleiche Ernteerträge garantierten, was besonders auch im Hinblick auf die regelmäßig zu entrichtenden Abgaben, Zehnten und Gülten notwendig war. Die auf beiden Seiten der Straße zusammengelegten Zelgen mit ihren vielen Bezeichnungen waren um 1600 fest und erhielten die Namen „Zelg Regental, Zelg Hummelfeld und Zelg Obweil“, was bis zum Ende der Dreifelderwirtschaft so geblieben ist.

Das Dorf selbst entstand, wie erwähnt, ebenfalls erst durch die allmähliche oder auch absichtliche, planvolle Zusammenlegung der einzelnen Höfe oder kleineren Frühsiedlungen bei nicht zu großer Entfernung von

Kirche und Kirchhof. Beide, erhöht gelegen und von einer Mauer umgeben, boten Schutz und begünstigten die Siedlungskonzentration an dieser Stelle. Nach Jänichen und Dannenbauer sind die Dörfer und Markungen auf diese Weise entstanden, wobei sich der Prozeß der Zusammenschließung in manchen Fällen sogar bis zur Stauferzeit hinzog. Die Siedlung Neckargröningen wird erstmals 806 in einer Schenkungsurkunde des Klosters Lorsch als „Gruoninchei in pago Neckergowe“ genannt, wobei anzunehmen ist, daß dieses „frankisierte“ Gruonincheim ursprünglich seinem Namen einem Alamannen namens Gruono verdankt, nach dem die Bewohner der Siedlung „Gröninger“ genannt wurden. Und „Greanenger“ sind sie im Munde der Einheimischen geblieben bis zum heutigen Tage.

3. Gab es einst ein „Bobbenhäuser“?

Den äußersten Teil der Markung nördlich vom „Bomsgraben“ und der „Ruit“, das sog. „Unterfeld“ im engeren Sinne, das vom bäuerlichen Volk als besonders abgegrenztes Gebiet betrachtet wird, haben wir bisher ausgeklammert. Denn hier verbirgt sich, wenn nicht alles trügt, eine abgegangene Siedlung, die jedoch in keiner der bisher bekannten Urkunden erwähnt ist, weshalb ihr Nachweis anderweitig versucht werden soll.

Nach der O/A. Beschreibung von 1859 und O. Paret verraten „Mauerreste, römische Ziegel, Heizröhren u. a. einen früheren römischen Wohnsitz in der Flur Steinböß, 2 km NW des Dorfes Neckargröningen, Parz. 1956 ff. auf dem Acker des Schultheiß Löckle“. Beim Nachschlagen im Güterbuch V 1845 ergab sich, daß Schultheiß Löckle die Parz. 1961, heute 2523 besaß, die nahe der Grenze der Fluren Steinböß/Struth liegt und auf die Parz. 1956 ff. stößt. Vielleicht hängt die große Parzelle 1949 ebenfalls mit der Römersiedlung zusammen. – Wenn die Alamannen nach der Landnahme die Ruinen der verbrannten römischen Gutshöfe anfangs mieden, so ist nicht auszuschließen, daß sie sich auf den gerodeten und in Anbau genommenen Böden niedergelassen und ihre primitive Landwirtschaft betrieben haben. Später benutzten sie die römischen Ruinen als bequeme Steinbrüche. An die Reste der römischen und einer eventuell abgegangenen alamannischen Siedlung knüpften sich bald wie andernorts allerhand Sagen und Geschichten. Da ist die Sage von der „Annemadel“, einer Flur in der Struth, wo früher ein Schloß gestanden sei, von dem abends der Reiter ohne Kopf zur „Hohen Anwande“ reite. Der Schimmelreiter treibe sein Wesen auch im Steinbruchweg und reite zur Struth hinab; er besitze auch ein Schloß auf der „Eiche“. Im „Teich oder bösen Graben“ gehe er als Geist um und erschrecke die Pferde vorbeifahrender Fuhrwerke. Für die Obweiler war es in der Umgebung der „Struth“ ebenfalls nicht geheuer. Da kam nämlich die „Strietemer Urschel“ als blaues Flämmchen vom Neckar herauf und geisterte bis zum Obweiler Kirchhof, um sich dort von Mitternacht bis zum ersten Klang der Frühglocke aufzuhalten und dann wieder davonzuhuschen, hinunter zum Neckar. Es soll auch ein unterirdischer Gang vom Schloß Hochberg unter dem Neckar zur Neckargröninger Kirche führen, in dem noch Skelette und Schädel von Menschen zu finden seien. Schließlich erzählte mir der verstorbene Bauer W. Häberle, in der Flur „Bobbehäuser“ im untern Feld sei auf der Anhöhe einmal ein Schloß gestanden, worin Edelleute gewohnt hätten.

Andere verlegen den Standort des Schlosses auf die Flur „Eiche“, „Bomsgraben“ oder die Kiesgrube der Fa. Epple auf dem „Frauenrain“, wo ein paar Proben gemacht, aber keine Mauerreste gefunden worden seien. Altbürgermeister Nisi berichtete, sein Vater habe erzählt, im „Bomsgraben“ seien einmal Häuser gestanden. Th. Bolay hat diese Sagen und Geschichten von Neckargröningen in sein Buch „Großmutter erzählt“ mit aufgenommen. Sie zielen alle in das Gebiet des „Unterfelds“ im engeren Sinne. Vielleicht wurde einmal ein Alamannengrab gefunden, worauf die „Skelette und Schädel von Menschen“ hinweisen. Von größtem Interesse ist vor allem der Flurname „Bobbehäuser“, der als Siedlungsname verdächtig ist.

Betrachtet man die kurzen Entfernungen der Siedlungen Kornwestheim, Aldingen, Neckargröningen, Oßweil, Neckarrems, so ergibt sich neckarabwärts zum nächsten Ort Neckarweihingen eine Siedlungslücke, die von einer später wieder abgegangenen kleinen Niederlassung ausgefüllt worden sein kann. Daß dieses Gebiet schon anfangs von Neckargröningen aus angebaut wurde, ist wegen der weiten Entfernung (2 km) und dem dadurch mühseligen, immer etwas ansteigenden Heimweg kaum denkbar. Dagegen spricht vor allem die schlauchartige, langgestreckte Form der Zelt Regental (A³ und A⁴) nördlich der Ludwigsburger Straße, die zunächst sehr schmal beginnt, sich aber mit zunehmender Entfernung vom Dorf mehr und mehr sackartig aufbläht, um ihr größtes Volumen im „Unterfeld“ im engeren Sinne zu erreichen. Das war für den Anfang ganz unmöglich, da sonst die Bewirtschaftung dieser Zelt ungleich schwerer und zeitraubender als die der beiden andern gewesen wäre. Und so unpraktisch und wirklichkeitsfremd waren die Alamannen nicht. Zudem sprechen weitere gewichtige Gründe für eine selbständige Siedlung in diesem „Unterfeld“, dessen Name schon eine eigenständige Feldmark ausweist. Landwirt J. Wörner benennt heute noch seinen Acker in der Flur „Langäcker“ mit „Bobbehäuser“. Es ist Parz. 2470 mit rund 20 Ar. Sie fällt in die alte Parzelle 1999, die wegen ihrer Form und übermäßigen Größe (120/60 m) von den benachbarten Grundstücken merklich absticht (s. Karte!). Auch die sehr kurz gehaltenen Parzellen 1995/6/8 wurden von ihrem früheren Besitzer (Gärtner Klotz) „Bobbehäuser“ genannt, so daß sich der Flurname noch weiter in Richtung zur „Struth“ ausdehnt, wobei die arrondierten Parz. 1999 und 2000 als das Zentrum einer möglichen Siedlung angesehen werden können, von der, wie gesagt, keine schriftliche Urkunde zeugt. Nur einmal ist man versucht, einen Eintrag im Gerichtsprotokoll von 1790, S. 243/6 zugunsten von Bobbenhausen zu interpretieren. Dort kommt in ein- und demselben Zusammenhang dreimal hintereinander das Wort „Bebenhäuser“ vor: Der Bauer Kaufmann beschwert sich auf dem Rathaus darüber, daß „Joh. Blumhardt auf den sog. Bebenhäuser Acker, den er ganz gedungt zu haben vorgeben, kaum einen Karren voll Dung geführt habe“. Blumhardt wird darauf gefragt, „worum er vorgeben, den Acker in sog. Bebenhäuser gedungt zu haben . . .“ usw. Johannes Blumhardt besaß nach den Güterbeschreibungen tatsächlich einen Acker in „Langen Äckern“, Zelt Regental, die im Jahr 1790 brach lag, weshalb beide Äcker im Hinblick auf die Rotation der Felder identisch sein könnten, da sie in derselben Zelt lagen. Es ist denkbar, daß der Schreiber den Ausdruck „Bobbehäuser“ in „Bebenhäuser“ umwandelte, um den Dialekt zu vermeiden. Dem könnte entgegengehalten werden, daß Graf Eberhard 1279 eine

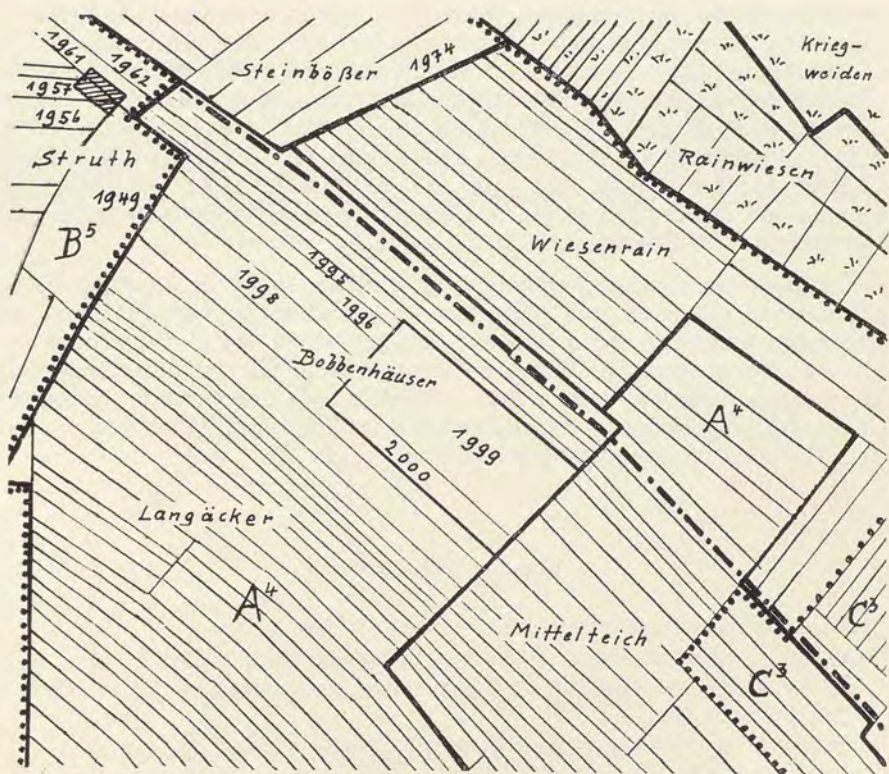
Schenkung der Witwe des Bertold von Lichtenstein von 40 Pfund Silber an das Kloster Bebenhausen mit dem Pfandrecht auf ihre in Neckargröningen gelegenen Güter bestätigt. Sollten diese aber verkauft werden, so sei das Kloster mit zwei Höfen in Feldhausen (O/A. Gammertingen) zu entschädigen. Da nun diese Güter samt dem Patronatsrecht der Gebrüder Lichtenstein an die Dürner von Dürnau und von diesen an das Stift Stuttgart kamen, so entfällt dieser Einwand; denn Bebenhausen wurde mit Feldhausen abgefunden und hatte somit keinen Anspruch mehr auf die Güter in Neckargröningen.

Blicken wir wieder auf die Karte, so fällt auf, daß die Zelg Hummelfeld (C³) in Richtung Bobbenhäuser nicht an den Grenzen der Ackerfluren Mittelteich / Langäcker / Wiesenrain endet, sondern mitten im Feld (s. punktierte Linie bei C³!). Das ist ganz willkürlich und unmotiviert. Dazu kommt, daß das Zelgstück C³ im Primärkataster 1836 zu Zelg Regental zählt, im Güterbuch 1845 aber unter Zelg Hummelfeld läuft. Aus beidem ist zu entnehmen, daß hier Unklarheit herrschte und daß die Zelg Hummelfeld vordem weiterging bis zur Grenze Mittelteich / Langäcker, also unmittelbar an Parz. 1999 „Bobbenhäuser“ heranreichte. W. Veeck läßt diese Zelg instinktiv bis zur nördlichen Markungsgrenze weiterlaufen, was aber nicht beweisbar ist. Dadurch hatte die angenommene Siedlung Bobbenhausen direkten Kontakt mit allen drei Zelgen, nämlich mit Hummelfeld (C³, Mittelteich), Obweil (B⁵, Struth) und Regental (A⁴, Langäcker), in der sie selbst lag. Sie mögen ursprünglich Baumsgraben, Obweil und Kraftstall geheißen haben. Damit war aber auch die Voraussetzung für die Dreifelderwirtschaft gegeben, da man von der Siedlung aus ungehindert in jede Zelg gelangen konnte.


Besondere Beachtung verdienen (nach W. Müller) die sog. „Furnamenbündel“, in unserem Fall „Bobbenhäuser, Wegländer, Kraftstall, Krottenackerle, Reise, Kriegweiden“ und müssen im großen Zusammenhang gesehen werden. Der Flurname „W e g l ä n d e r“ (= Länder am Weg) läßt vermuten, daß der Weg, der heute von Neckargröningen durch diese Flur über den Baumsgraben ins Unterfeld und zur Struth / Steinbößer führt, schon in ältester Zeit beide Siedlungen miteinander verband, da er ganz nahe an der Flur „Bobbenhäuser“ vorbeizieht oder einst dort aufhörte (siehe strichpunktierte Linie!). Er wird in den Gerichtsprotokollen „der Weg ins Unterfeld“ genannt, wo 1781 eine Ruhebänk „vor die schwehrtragenden Weibslenthe“ angebracht werden sollte. – Da ist der „K r a f t s t a l l“, den Bauern ganz unbekannt (sie sagen dafür „L o c h“), aber in allen Karten eingetragen. Das rührt daher, daß dies ein früherer Zelgname ist, den die Bauern nicht gebrauchten, der mehr für die Verwaltung da war und daher auch geändert werden konnte, wie wir sahen. Die Schreiber wußten mit dem Namen nicht viel anzufangen und trugen in die Güterbeschreibungen je nach Gutdünken ein: „1434 in Kraffztal, 1457 im Crafstall, 1467 im Krafftz tal und im Crotts tall, 1545 rafstahl, 1585 im Craffts Stall, 1704 im Krapff-Kropff- und Krettstall, Krattstall, Crottstall, Krafft Stall oder loch, 1714 Chrafft Stall“, 1845 im Crottstall. Man sieht, vom ursprünglichen „Tal“ (= Tall, Dalle, vgl. Regental, Leintel) kam man zum „Stall“, je nachdem man das „s“ zur ersten oder letzten Silbe schlug. – Unweit vom Kraftstall liegt das „K r o t t e n ä c k e r l e“: 1569 Kroteneckerlen, 1576 im krotten acker, 1649 Krottenäckherle, 1703 das

grotten äckerlen genannt, 1724 Kroden Egele. Im Zusammenhang gesehen wird man auf 1467 Crotts tall und 1576 krotten acker zurückgreifen und beide Flurnamen als gerodetes Tal und gerodeten Acker deuten. Daher wird auch „im Loch“ eher zu Loh = Wald, Gehölz zu rechnen sein, da an dieser Stelle keine größere Vertiefung sichtbar ist. Die Gadnersche Karte von 1596 verzeichnet hier das Lochholz gegenüber Hochberg, das aber wohl zur Markung Obweil zu rechnen ist. „Loch“ und „Leh“ sind sprachlich verwandt und werden mitunter verwechselt. W. Keinath macht in seinem Flurnamenbuch darauf aufmerksam und schreibt S. 166: „Fast bei jeder alten Siedlung alamanischer Frühzeit ist ein Leh nachzuweisen.“ Sollte dies zutreffen, so hätten wir bei „Kraftstall oder im Loch“ und bei „Breitloch“ einen weiteren Hinweis auf ein Alamannengrab und eine alamanische Frühsiedlung. – Da gibt es noch den Flurnamen „Reise“ am Neckar im Unterfeld: 1771 „in dene so genannte raisennen“. Er weist auf eine besondere Wasserstelle hin. Die Faserpflanzen Hanf und Flachs wurden früher an bestimmten Stellen ins Wasser gelegt, den sog. „Rösen, Rösnen oder Raisen“. Diese sollten ortsfrem sein, weil sie einen unangenehmen Geruch verbreiteten. Die Entfernung vom Hauptort Neckargröningen wäre viel zu groß gewesen, für „Bobbenhäusen“ aber annehmbar. – Auch finden wir verhältnismäßig viele Allmandflächen und Egerten in diesem Teil der Markung, die von einer früheren Siedlung stammen können, deren Land nach ihrem Abgang unter die Altsiedlung verteilt und zunächst als Gemeinland verwendet wurde. Neben der „Reise“ sind es die „Kriegweiden“, die aber nichts mit Krieg zu tun haben, sondern Allmandstücke am Neckar waren, welche die Bürger zur Gewinnung von Ernteweiden zum Binden der Garben „kriegten“. – Noch sei in diesem Zusammenhang auf die weiter oben angeführten **Doppelflurnamen** hingewiesen, die nur bei getrennten Wirtschaftsgebieten sinnvoll sein konnten. Hierher gehören besonders die „8-Morgen-Straßenäcker“ und „8-Morgen-Unterfeld“, ferner der „Langenacker am Obweiler Weg“ und „Langenäcker im Unterfeld“, alle nördlich der Ludwigsburger Straße gelegen. – Ob die Schatten im Getreidefeld der „Langäcker“, die auf einer Luftaufnahme zu sehen sind, mit dieser Siedlung oder aber mit der römischen Ansiedlung zusammenhängen, muß noch geklärt werden.

Nach Ansicht vieler Forscher sind die Siedlungen mit den Endungen -statt, -weil, -dorf, -hausen etwas jünger als die mit -ingen und -heim und meist Ausbausiedlungen, die etwa vom 7. Jahrhundert (nach anderen Quellen im 6.–9. Jahrh.) von den ursprünglichen Siedlungen aus angelegt wurden. Wir kennen viele: Erdmannhausen, Rielingshausen, Bernhausen, Winzerhausen, Rommelshausen, Scharnhäusen, Bodelshausen, Ottenhausen, Lampoldshausen usw., in deren Bestimmungswort vielfach der Name des Siedlers steckt, in unserem Falle der eines „Bobo“. So könnte „Bobbenhäusen“ auch in Zusammenhang stehen mit dem abgegangenen „Hausen“ bei Obweil, das auf der Gadnerschen Karte als zweites Obweil gegenüber von Hochberg erscheint, oder gar mit Poppenweiler. In seinen Beiträgen zur Namenforschung und Siedlungsgeschichte (s. Lit.-Verz.) macht W. Müller besonders auf die große siedlungsgeschichtliche Bedeutung der Alliteration (Stabreim, Gleichheit der Anlaute) bei der Namengebung der Orte und frühen Siedlungen aufmerksam, wonach die Sitte, für Familienangehörige stabende Namen zu verwenden, bis etwa ins 10. Jahrhundert noch lebendig ist. Im Kreis Lud-



Teil des "Unterfelds" mit der Parzellierung von 1832/36

- | | |
|--------------------------------|---|
| A ⁴ = Zelg Regental |  = verm. röm. Gutshof |
| B ⁵ = " Obweil |  = die Zelggrenzen |
| C ³ = " Hummelfeld |  = der Weg ins Unterfeld |

wigsburg weist W. Müller unter 60 (Alt) Markungen allein 26 Siedlungen der hier sehr stark vertretenen und uns besonders interessierenden B-Gruppen wie Benningen-Beihtingen, Bissingen-Bietigheim-Besigheim-Bönnigheim usw. nach, die sich jeweils in engem Raum beieinander finden, was kein reiner Zufall sein kann. Da er dazu viele abgegangene Siedlungen wie Bilfingen, Birglingen, Birrlingen, Böblingen, Böhringen, Böllingen, Borzingen u. a. einbeziehen kann, so liegt die Vermutung nahe, ob nicht auch unser „Bobbenhausen“ einer solchen Alliterationsgruppe zugewiesen werden muß, nämlich Bobbenhausen-Poppenweiler-Bollenhausen (abgegangen auf Markung Hohenacker), wobei zu beachten wäre, daß Bittenfeld und das auf Markung Kornwestheim abgegangene Birglingen räumlich gesehen durchaus hieher gehören. Damit hätten wir aber einen weiteren Hinweis auf ein abgegangenes „Bobbenhausen“. Da diese Siedlung im Unterfeld eine eigene Dreifelderwirtschaft mit eigenem Turnus der Bewirtschaftung besaß, muß es bei der Eingliederung in das Wirtschaftsgebiet der älteren Siedlung hinsichtlich der Rotation, der Größe der Zelgen und ihrer Abgrenzung besondere

Schwierigkeiten gegeben haben. Vielleicht ergab sich jetzt erst die Notwendigkeit der Neubenennung der drei Zelgen und damit ihre verschiedenartige Reihenfolge südlich und nördlich der Ludwigsburger Straße (s. unter II, 1 d!). – Bobbenhausen muß sehr früh abgegangen sein, da es in keiner Urkunde erwähnt wird. Wann das Unterfeld (im engeren Sinn) in das alte Wirtschaftsgebiet aufgenommen und integriert wurde, läßt sich nicht ausmachen, auf alle Fälle ebenfalls sehr früh, da die um 1350–1380 einsetzenden Güterbeschreibungen und Zinsregister in dieser Hinsicht keine Anhaltspunkte mehr bieten und also der Zusammenschluß längst vollzogen war.

Nachdem nun so viele Argumente für eine abgegangene Siedlung „Bobbenhausen“ plädieren und (nach den Untersuchungen von Jänichen) im Landesdurchschnitt jeder im Altsiedelland gelegenen Gemeindegemarkung ein bis zwei abgegangene Siedlungen entsprechen, kann mit ziemlicher Sicherheit angenommen werden, daß im sog. „Unterfeld“ (im engeren Sinn) einst die Siedlung „Bobbenhausen“ bestanden hat und nach ihrem frühen Abgang mit dem Hauptort Neckargröningen vereinigt wurde.

Literatur und Quellen

- Bader, K. S.: Das mittelalterliche Dorf, Weimar 1957/62
 Bolay, Th.: Großmutter erzählt. Volksagen, Bietigheim 1957
 Dannenbauer, H.: Bevölkerung und Besiedlung Alemanniens in der fränkischen Zeit, Stuttgart 1958
 Fundberichte aus Schwaben, alte und neue, Stuttgart.
 Jänichen, H.: Wirtschaftsgeschichte, Markung und Allmende und Wüstungsvorgänge (aus: Vorträge und Forschungen), Stuttgart 1962/70
 Junghans, Schröder, Roeren: Kleine Vor- und Frühgeschichte Württembergs, Landesmuseum 1965
 Keinath, W.: Orts- und Flurnamen in Württemberg, Stuttgart 1951
 Kleinknecht, O.: Besiedlungsgeschichte des Marbacher Raumes, Marbach 1957
 Müller, W.: Al.-fränk. Besiedlungsgeschichte **Namen-Zelgen-Gräber-Markungen** in: Ludw. Geschichtsblätter Nr. 19, Ludwigsburg 1967
 Derselbe u. ebenda Nr. 17: Zur Namenforschung und Siedlungsgeschichte: **Alliterierende Ortsnamen** Kreis Ludwigsburg, Ludwigsburg 1965
 Neuffer-Müller: Ein Reihengräberfriedhof in Sontheim/Brenz, Stuttgart 1966
 Paret, O.: Urgeschichte Württembergs, Stuttgart 1921
 Die Römer in Württemberg, Stuttgart 1932
 Paulus, O./A. Beschreibung Ludwigsburg, Stuttgart 1859
 Veeck, W.: Die Alamannen in Württemberg, Berlin 1931
 Weber, D.: Die Wüstungen in Württemberg, Stuttgart 1927
 Weller, K. und Arnold: Württ. Geschichte im südwestdeutschen Raum, neu bearbeitet, Stuttgart 1971
 Weller, K.: Besiedlungsgeschichte Württembergs, Stuttgart 1938
Einzelakten: Württ. Regesten A 602/8834 von 1457; Nr. 14412 von 1434. Lagerbuch der Geistl. Verw. Gröningen 1554; Lagerbücher der Geistl. und Weltl. Verw. Waiblingen; Kaufbücher ab 1572; Steuerbücher ab 1704; Vogt-Ruggerichts-Rezeß-

buch 1843; Güterbücher 1845; Inventuren/Teilungen ab 1702; Gerichtsprotokolle ab 1770; Altwürtt. Urbare 1350 u. a.
Primärkataster 1836; Urkatasterkarte 1832.

Gewährsleute in Neckargröningen (mit Geburtsjahr oder Lebenszeit). Bürgermeister Birkert (1937) – Altbürgermeister Nisi (1898) – Paul Nisi, Landwirt (1898) – alt Paul Klotz, Arbeiter (1889) – Julius Wörner, Landwirt (1932) – Wilh. Häberle, Landwirt (1872–1956) – Gustav Klotz, Gärtner (1888–1936) – Christiane Kopp (1789–1962) – K. Lidle, Landwirt (1905–1965) – Hedw. Breitenbücher (1909) – Fr. Durian, Landwirt (1880–1962) u. a. mehr.

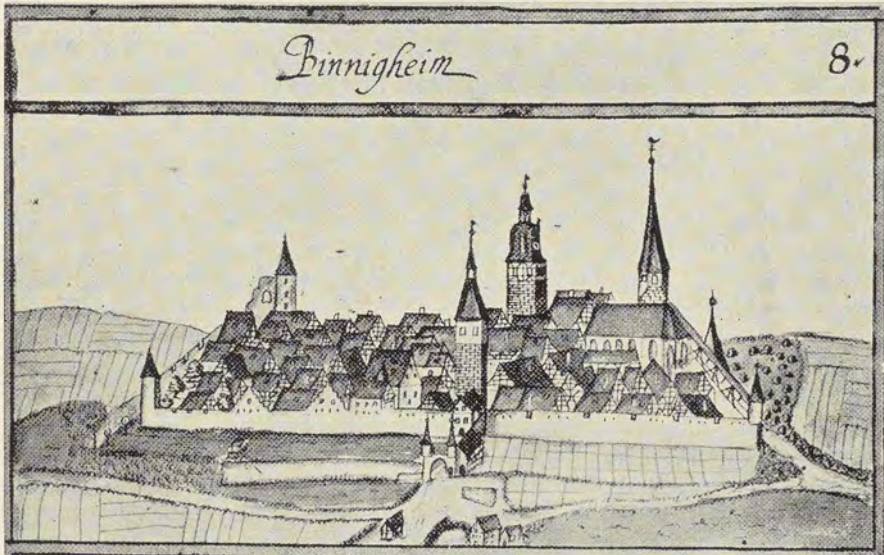
Abgeschlossen im Juni 1973

Zum kirchlichen und klösterlichen Leben in Bönningheim vor der Reformation

von Elisabeth Zipperlen

Im Zuge der Sanierungsarbeiten im Gebiet der Bönningheimer Altstadt, zugunsten des Verkehrs, wurde Anfang Mai 1972 das Städtische Altersheim abgebrochen. Es war ein Bauwerk, das auf eine reiche Geschichte zurückblicken konnte, in dem sich fast 900 Jahre Geschichte verbargen. In diesem Gebäude befand sich auch über 200 Jahre lang eine klösterliche Behausung von Beghinen, die dem Franziskanerorden unterstanden. Bis zum Abbruch dieses Hauses konnte man noch sagen: von den klösterlichen Niederlassungen, die um und in Bönningheim vorhanden waren, ist nur das Beghinenhaus, nunmehriges Altersheim östlich der Stadtkirche, erhalten.

Welche klösterlichen Niederlassungen bestanden einst hier und wo sind dieselben zu suchen? Schlagen wir zuerst die Oberamtsbeschreibung Besigheim von 1853 Seite 159 auf, da lesen wir: „Klöster, durch die Reformation aufgehoben, bestanden hier folgende: ein Franziskanerkloster am unteren



Bönningheim um 1684

Aufnahme: Aus dem Bestand Kieser, Hauptstaatsarchiv Stuttgart, mit Genehmigung der Direktion des Hauptstaatsarchives

Thor; im Jahre 1477 haben die Observanten von Bamberg ein Kapitel gehalten und dieses marianische Gotteshaus bei B. zu einem wohlanständigen seelennützlichen Kloster angenommen' (Petri Suev. eccles. 174), im J. 1653 wurden die Reste der eingefallenen Klosterkirche für die Heiligpflege verkauft. Ein Nonnenkloster, welches dritte Ordensschwester des heiligen Franz von Assisi inne hatten, stund südlich von der Stadt auf dem Frauenberge; seine Ringmauer und sein gewölbter Chor hatten sich noch bis gegen das Jahr 1792 erhalten, in welchem sie zum Baue eines Nebengebäudes am Schloße verwendet wurden. Ein Beghinenhaus war in der Stadt unten an der Kirche." Ähnliches sagen auch die Blätter für Württembergische Kirchengeschichte.

Leider aber irren diese beiden wichtigen und sonst so zuverlässigen Quellen in bezug auf die erstgenannten Klosterniederlassungen in Bönningheim. – Auf dem Bild aus dem Kieserschen Forstlagerbuch von 1684 (Abb. 1) ist noch das kleine Gebäude der Terziaren am Unteren Tor der südlichen Stadtmauer von Bönningheim zu erkennen. Im alten Stadtarchiv von Bönningheim, welches 1945 ein Raub der Flammen wurde, waren von diesem Klösterle kaum Unterlagen; bekannt ist nur, daß in dieser „Klause“ später das Schützenhaus am Unter-Tor war. Ganz anders verhält es sich mit dem Kloster auf dem Frauenberg. Hier waren nicht nur die Unterlagen über die gesamte Anlage dieses Mönchsklosters vorhanden, auch liegen heute noch im Hauptstaatsarchiv Stuttgart Regesten und Urkunden von 1542, sowie sind in der *Analecta Franciscana Necrologia* die Namen und die Kapitel-Tafel erhalten. Hier sei ein ganz besonderer Dank Herrn Johannes Gatz, dem Bearbeiter der *Alemania Franciscana Antiqua*, gesagt, der dem Stadtarchiv Bönningheim die Unterlagen zur Verfügung stellte. In Stuttgart liegt ein Dokument aus dem 16. Jahrhundert; „Was für furneme Wallfahrten vor Jarn Im Fürstenthum Wurtemperg gewesen . . .“ und unter „Binickhenn“ heißt es „ . . . so Ain Ganerben, vff dem frowenperg, seindt Barfuesser im Closter gewesen . . .“. Die einzige Ansicht ist auf der Gadnerschen Forstkarte von 1580 zu sehen. Der württembergische Oberrat Dr. Gadner hat bei seinen topographischen Arbeiten im Auftrag des württembergischen Herzogs Friedrich u. a. eine Tafel „Stromberger Vorst“ geschaffen. Auf dieser Tafel ist noch deutlich links von „Binigkhaim“ auf einem Höhenrücken zwischen dem „Rotberg“ und „Vogelgsang“ eine Kapelle zu erkennen mit einem Kreuz auf dem Dache. Die Gründungszeit dieser Kapelle ist unbekannt; bekannt aber ist, daß im Jahre 1477 das Provinzkapitel der Franziskaner-Observanten in Bamberg stattfand, auf dem unter anderen der Beschluß gefaßt wurde, das Angebot einer Niederlassung auf dem Frauenberg bei einer Kapelle der seligsten Jungfrau Maria bei Bönningheim anzunehmen: „Anno Dom. 1477 in capitulo Bambergensi, recepta est ecclesia B. V. M. prope oppidum Bünicken; in qua capella a pluribus annis plurima miracula contigerunt ob merita eiusdem gloriosae virginis. Ex illa ergo capitulo ordinati fuerunt fratres ad dictam capellum, qui loca conventualia ordinant pro Fratrum habitatione; et ecclesia ampliata consecrata fuit et una cum domibus et attinentiis Fratribus Minoribus de Observantibus assignata.“

Diese Kapelle auf dem Frauenberg hatte den Ruf einer gut besuchten Wallfahrt von Pilgern, die bei der Gottesmutter auf dem Frauenberg Trost

und Hilfe in ihren Anliegen und Leiden fanden. Es sollte nicht ein Konvent, sondern eine Residenz, ein Klösterlein mit wenigen Insassen, werden, wie jenes in Heilbronn, das die Franziskaner-Konventualen etwa um die gleiche Zeit begründeten. Den Franziskaner-Observanten wurde die Kapelle mit Wohnung zur Verfügung gestellt. Offenbar war diese Gründung im Jahre vorher in der Vigil von Mariae Purificatio durch den Vicarius Generalis P. Johannes Philippi schon festgelegt worden, der 1476 das nahegelegene Heilbronn mit den Patres Simon Gauda von Mainz und dem Guardian Heinrich von Leonberg visitierte. Die Zugehörigkeit oblag der Straßburger Observantenprovinz. Diese Gründung ist wohl auch ein Zeichen davon, wie im 15. Jahrhundert die reformierten Mönchorden immer mehr Boden gewinnen. Die beiden Orden des Heiligen Franziskus waren im Laufe der Zeit immer mehr von dem Ideal der Armut abgekommen. Auch im Volke spürte man diese Umwandlung. Früher hieß es, die „Franziskaner, mindere Brüder“; jetzt „Barfüßer“, denn das äußere Zeichen des Barfußgehens unterschied sie allein von den übrigen Mönchen. Die Observanten traten nun wieder streng für das alte Ideal der Armut als eines gottgefälligen Werkes und eines Zeichens besonderer Heiligkeit ein. Vor der Reformation noch verdrängten sie die laxere Richtung des 1. Ordens (Konventualen) in Deutschland. Observanten und Konventualen lebten wie feindliche Brüder nebeneinander.

Durch den früheren Ortschronisten von Bönningheim, Pfarrer Ernst Mayer, der im Jahre 1921 noch aus den im Archiv befindlichen Originalen, wie dem Grünen Buch, den Ganerben-Recessen und Urkundenbüchern schöpfen konnte, wissen wir, daß dieses Kloster auf dem Frauenberge eine gute Viertelstunde Wegs südlich von Bönningheim auf einer Anhöhe, inmitten von Weinbergen, gelegen sei. Die ganze Klosteranlage samt den Wirtschaftsgebäuden habe nach ihrer Fertigstellung „ein zierlich-vornehmes Aussehen gehabt, und die Wirtschaftsgebäude haben besonders fest und stattlich ausgeschaut.“ Einen Glockenturm besaß die Kapelle nicht, aber einen Dachreiter, der ein Glöcklein trug. Im Chor stand ein kunstvoll geschnitztes Chorgestühl aus Eichenholz. Besonders erwähnt wird in dem Recess noch der Aufgang im Kloster mit einer Schnecken- oder Schneckentreppe. Die Fenster sollen profilierte steinerne Umrahmungen gehabt haben, auch sei das Eingangsportal in reicher Steinmetzarbeit gestaltet und der Kirchenboden mit Platten belegt gewesen. Das Kircheninnere müssen Säulen geschmückt haben, und ein Schlußstein im Kreuzgewölbe des Chores – Maria mit dem Jesuskind, das ein Gefäß in Händen hält – übte besondere Anziehungskraft auf die Wallfahrer aus. Im Klosterhof standen zwei steinerne Tröge, worin die Brüder ihre Habite wuschen; im Klostergarten wurden Heilkräuter gezogen.

Die Franziskaner-Observanten hatten weiter keine eigenen Besitzungen, Einkünfte oder Gefälle; sie halfen viel in Bönningheim in den Weinbergen mit, sowie in Erligheim und Clebronn. Einmal im Jahre und zwar im Herbst war es den Brüdern erlaubt, bei den Bauern in und um Bönningheim Lebensmittel für ihr Kloster zu sammeln; die Brüder waren meist aus einfachem Stand, auch die Stifter und Guttäter gehörten meist solchem Stande an. So muß es früher zu einem wohlvertrautem Bild gehört haben, diese Brüder mit ihrem Stab und dem Sack auf dem Rücken durch das Land ziehen zu

sehen. Sie hatten aber noch eine weitere, größere Aufgabe. Durch Messen, durch Gottesdienste für Verstorbene und milde Stiftungen bekamen sie auch etwas Bargeld. Auch das Halten der sieben Gebetszeiten und das Predigen gehörte zu dieser Ordnung. Die Stifter wurden im Kapitelsaal verlesen und allen Brüdern zum Gebet empfohlen. Im Jahre 1518 führte aber diese Ordnung zu einer längeren Verhandlung. Der alte Seemeister Dieter Wiesbronn von Lauffen vermachte in seinem Testament dem Gotteshaus Bönningheim auf dem Frauenberg 10 fl und verordnete, daß man sein Gedächtnis in 5 besprochenen Messen begehen solle. Der Bönningheimer Konvent aber wollte die Jahrzeit nach Ordensgebrauch begehen, weshalb der Erbe das Geld zu zahlen nicht bereit war. Der Konvent wandte sich an den Rat der Stadt Heilbronn mit der Bitte, er möge den jungen Wiesbronn veranlassen, das Geld herauszugeben. Der Rat richtete indessen nichts aus. Die Sache kam vor Herzog Ulrich, der den Streit zugunsten des Konvents beilegte.

Über die genaue Besetzung ist nichts bekannt; es scheinen wohl um die 12 Brüder auf dem Frauenberg gelebt zu haben. Die Kapiteltafeln der Franziskaner-Observanten (für die Zeit von 1486–1543) bringen die Namen der Besetzung von Bönningheim. Die Hausoberen nannten sich zunächst Vicare, weil sie wohl von Heilbronn abhängig waren; erst von 1501 ab heißen sie Präsidenten. Nennen wir zuerst die Namen der H a u s o b e r e n :

1486	Johannes Leonberger	1508	Heinrich Gengenbach
1487	Heinrich Hueg	1510	Georg Pfeffel
1489-90	Conrad Raitlinger	1511	Johannes Heylmann
1492	Paul Walter Güglinger	1513/16	Johannes Schenk
1493	Ulrich Sueß	1517	Petrus Pruckschlegel
1495	Caspar Teutz (Dautz?)	1520/23	Nikolaus Scheuberlin
1496	Bernhard Buch	1525	Conrad Waldenberger
1498	Johannes Krebs	1528	Wolfgang Sturm
1501	Andreas Buklin	1531/37	Fridolin Steindorfer
1502	Johannes Beucher	1537/40	Johannes Molitoris
1504	Johannes Rodegast	1540	Jacob Preitenberger
1505	Paul von Pfedersheim		

Die Prediger

1486	Johannes Krebs	1507/08	Nikolaus Fabri
1487/90	Paul Walter Güglinger	1510/16	Conrad Waldenberger
1492	Paul Sawer	1517	Johannes Scheuberlin
1493	Erhard Institoris	1520	Heinrich Beck
1495/96	Bernhard Buch (Burch?)	1522	Johannes Waltheri
1498	Johannes Furderer	1523	Johannes Legler
1499	Thomas Lapidica	1525	Johannes Nußbach
1501/02	Gallus Frisch	1528	Sixtus Gabler
1504	Johannes Krebs	1531	Johannes Herolt
1505	Georgius Pfeffer	1534	Johannes Molitoris

In den Anal. Franc. Nerologium I p. 288 erfahren wir noch die in Bönningheim verstorbenen Brüder:

1487	Johannes Biglin, Vicar	1505	Johannes Rodegast,
1496	Caspar Dentz, Vicar (Teutz, Dautz?)	1508	Präsident Martin Fingermann
1500	Michael Kuhorn	1516	Jacobus Klenk, sac.
1502	Conrad Sun (Laienbruder)	1530	Thomas Lapidida, sac.
1503	Georgius Rumelin	1534	Alexander Grien, sac.

Im 15. Jahrhundert, als der Ruf der Klöster bisweilen nicht der allerbeste war, hörte man von den Franziskanern in Bönningheim nicht den geringsten Tadel. Sie waren, im Gegensatz zu den Weltgeistlichen, eifrige Prediger und Geistliche. Von zwei Klosterbrüdern, der eine war Bruder Paulus (es dürfte Paul Walter Güglinger gewesen sein), der andere, vermutlich Conrad Reitlinger, erfahren wir, daß sie im Jahre 1488 eine Wallfahrt ins Heilige Land gemacht haben; sie verehrten bei ihrer Rückkehr dem Kloster ein kleines Kreuz, welches sie an allen Orten des Heiligen Landes getragen hatten. Von Conrad Raitlinger (auch Reittlinger) wird noch berichtet, daß er 1490 den Socius des Vikars anführte. Wahrscheinlich genossen die beiden Brüder durch ihre Wallfahrt ins Heilige Land großes Vertrauen. Paulus Güglinger, oder auch Gulinger genannt, war zuerst Prediger und dann für 1492 als Vicar bezeichnet. (Vicarius F. Conradus de Reittlingen Praedicator ut prius – Socius Vic. Prov. Fr. Udalricus Castell – Dicr. Disc. ad Cap. Gen. anno 1490 F. Paulus Güglinger.) – Über Paul von Pfedersheim (Pfedersen) hören wir: Er war ein getaufter Jude, auf dem Kapitel zu Ingolstadt inkorporiert und sollte den Provinzvikar der Observanten (zur Bestätigung) zum Provinzial der Konventualen Conrad Bondorffer geleiten. Doch er fand ihn weder in Speyer noch in Straßburg, weshalb er nach Bönningheim zurückkehrte. Da er sich aber nicht auf der Kapiteltafel für Bönningheim fand und erfuhr, daß ihn die Väter verhören wollten, fürchtete er für seine Person und ergriff die Flucht. Er begab sich zu den Konventualen, die er bisher bekämpft hatte, und bot ihnen an, für sie einzutreten, wobei er sich gegen die Observanten aussprach, so daß die Konventualen glaubten, er „habe einen Teufel“. Er begab sich sogar nach Rom, um ein Rescript zu erreichen. Die Observanten hatten noch lange von ihm zu leiden (Alem. Franc. Ant.) – Jacob Preitenberger, auch Breitenberger, war der letzte Präsident des Klosters auf dem Frauenberge, er muß noch im Jahre 1540 nach Lenzfried gegangen sein, wo er auch verstarb. (Ultimus huius loci Praeses legitur fuisse P. Jacobus Breitenberger.) – Über den letzten Prediger vom Frauenbergkloster, Alexander Molitoris, hören wir 1543–46. Er ging 1543 von Bönningheim fort und wurde zum vierten Male zu Zabern im Elsaß gewählt. 1546 wurde er auf dem Kapitel zu München neu bestätigt, war auch Generaldefinitior. Er starb 1549 zu Heidelberg; war „ein vester Handhalter seiner Provinz, der unter die vornembste, verdienteste, andächtigste und beste Vätter der Straßburger Provinz sollte gezehlet werden, jedoch hat er mit Schmerzen müssen verkochen, daß seine Clöster zu Haylbronn, Leonberg, Lentzfrid, Bünken (Bönningheim) und Ulm seynd verluthert worden . . .“.

Zuerst schien es, daß die Stadt Bönningheim, im Gegensatz zu den Reichsstädten, sich wenig um die Reformation kümmerte, denn ihr oberster Herr

war seit 1232 der Erzbischof von Mainz. Im Jahre 1517 wurde Bönningheim der Custodie Suevia zugeteilt; aber die geistigen Wellen, besonders durch die Vorgänge 1518 in Wittenberg und dem Reichstag zu Worms, schlugen nun auch nach Bönningheim. Als am 26. April 1518 Martin Luther in den Augustinerkonvent nach Heidelberg kam, um hier vor seinen Klosteroberen und vor den von allen Seiten zusammengeströmten Mönchen und Theologen eine ausführliche Rechenschaft abzulegen, waren auch zwei gebürtige Bönningheimer dabei, die dem Heidelberger Augustinerkloster angehörten. Es waren der Prior Augustin Lupf und der Bruder Ambrosius. Aber noch wichtiger und folgenreicher war es für Bönningheim, daß auf dem Reichstag zu Worms im Jahre 1521 der dem Bönningheimer Ganerbiat angehörige Dietrich von Gemmingen Zeuge des tapferen und unerschrockenen Auftretens Luthers vor Kaiser Karl V. und der ganzen Reichsversammlung war. Als ein begeisterter Anhänger Martin Luthers kehrte Dietrich v. Gemmingen in die Heimat zurück, und es gelang ihm nach und nach, auch weitere Mitgliederfamilien des Ganerbiats von Bönningheim für die Sache des Evangeliums zu gewinnen; es waren dies die Familien derer v. Wöllwart, v. Liebenstein, v. Neipperg und v. Sachsenheim. Unmittelbar nach Überwindung des Bauernkrieges, dem die Bönningheimer Ganerbenburg fast gänzlich zum Opfer fiel, wurde auf dem Ganerbentag die Einführung evangelischer Predigt in der Cyriakuskirche beschlossen. Diese erste Predigt fand am Martinitag 1525 statt.

Auch den Franziskanern auf dem Frauenberg wurde befohlen, „das Evangelium und das Wort Gottes von jetzt an lauter und klar zu predigen, unvermischt mit unnützen Menschenlehren“. Im Kloster durften von nun an keine Novizen und neuen Brüder mehr aufgenommen werden; die noch lebenden Brüder durften aber wegen ihrer Verdienste im Kloster bleiben und ihr gewohntes klösterliches Leben führen bis zu ihrem „Abscheiden“. Interessant ist, daß im Jahre 1530 den Franziskanern auf dem Berge vom Priester Albert Heck, Prediger zu St. Alexander von Marbach, für die Bibliothek Bücher vermacht wurden (Mitteilung von Pfr. J. Göntsch 12. 8. 1954).

Am Fuße des Berges sprudelt ein munterer Quell hervor, an dem schon vor 1477 Kranke geheilt worden waren, auch seien in der ersten kleinen Kapelle schon Wunder geschehen. Als nun 1477 mit dem weiteren Ausbau vom Orden des Hl. Franziscus eine Viertelstunde südwestlich von unserer Stadt zwischen den beiden Pfaffenwegen begonnen wurde, nahmen die Wallfahrten noch mehr zu. Die Lage am Frauenberge führte leider öfter später zu der irrigen Annahme, es habe sich um ein Frauenkloster gehandelt. Alle Urkunden weisen aber unwiderleglich darauf hin, daß es ein Männerkloster war, und zwar der Barfüßermönche zu Ehren „Unserer Lieben Frau“. Die Version, das Frauenkloster auf dem Berge mit dem Mönchkloster auf dem Michelsberg in Verbindung zu bringen, dürfte offensichtlich widerlegt sein. Die urkundlich überlieferten Heilungen jener Zeit – einst erhalten im Bönningheimer Stadtarchiv – dürften nach der Klostererweiterung nicht mehr an der Quelle selbst, wofür die bis heute unversieglige Quelle hinter dem See am Fuße des Frauenberges anzusehen ist, vorgenommen worden sein, sondern unter dem Marienbild, jenem Schlußstein, auf dem Maria mit dem Kind, das ein Gefäß in Händen hält, dargestellt sind

Der Generalis P. Johannes Philippi, der 1476 in Heilbronn war, lernte dort zwei Schreinerbrüder kennen, unter ihnen den bekannten Bruder Herrmann, die nun auf Anordnung des Provinzkapitels auch für die Kirche in „Bünicken“ Chorstühle herstellen sollten („... et invenit ibidem duos fratres Laicos scriniatores – quorum principatis dicebatur fr. Herrmann – ordinatione capituli provincialis fabricantes stalles chori pro usu sororum s. Clarae, sicut jam fabricaverant in Amberga, in Landishuto et postea in Bünicken et Kelheim pro fratribus...“ (s. unten).

1525 wird in Bönningheim die Säkularisation durchgeführt. Alle Habe der klösterlichen Niederlassungen in unserer Stadt, also des Klosters auf dem



Schlußstein vom Kloster auf dem Frauenberg

Frauenberg und des Beghinenhauses (vom einstigen Franziskanerkloster am Unteren Tor ist keine Rede mehr), werden inventiert und angeschrieben. Niemand darf mehr aufgenommen oder mit Insassen aus anderen Häusern ausgetauscht werden. Das Kloster auf dem Frauenberg sinkt zu vollständiger Bedeutungslosigkeit herab. Wohl versuchte der Erzbischof von Mainz um 1525 den Oberen des Barfüßerordens zu bewegen, dies Kloster doch mit weiteren geistlichen Personen zu besetzen. Das war diesem aber völlig unmöglich, weil ihm die Leute dazu fehlten. Im Jahre 1542 hat Erzbischof Albrecht von Mainz seine Versuche offenbar aufgegeben, denn er bekam vom Provinzial den Bescheid, „daß ihm solchs zu diesen zeiten keineswegs möglich. Darum bat er, solch Kloster mit seinem Begriff und Zugehörigkeit in vnsern handen vnd gewalt gestellt mit der condition wo sich künfftiglich die sachen unserer heutigen Religion halben dermaßen anschicken würden das Personen seines Ordens zubekommen das als dann sollich Closter dem

Orden widerum sollt wegen in zu haben vnd zimlich zu gebrauchen, doch ausserhalb der Kirchen vnd anderer geweihten stet . . . ". So übergab nun Albrecht von Mainz am 23. März 1542 das Kloster der Stadt Bönningheim. Nach dem Aussterben der Mönche war es nun Eigentum der Stadt geworden. 1546 sind die letzten Franziskaner ausgestorben.

Der rechtliche Erbe des Klosters mit allem Zubehör war der Erzbischof von Mainz. Er bat lediglich die Stadt, das Kloster in ihren Schutz zu nehmen. Dieser Aufgabe wurde aber offenbar seitens der Stadt keine große Aufmerksamkeit geschenkt. Man erachtete die Klostergebäulichkeiten als vogelfrei. Jeder holte sich bei Tag und Nacht, was ihm gefiel. Um diesem Treiben Einhalt zu tun, ließ der Bürgermeister die Tore und die unteren Fenster zu mauern. Trotzdem wurde weiter gestohlen. Ein Amtmann wurde eingesetzt, der den großen Klostergarten zur Nutznießung bekam. Das Kloster wurde schließlich zu einer Räuberhöhle. Niemand wagte mehr nach Freudental oder dort ins Feld zu gehen, aus Angst, überfallen und geplündert zu werden. Das war eine Schande für Bönningheim. Aber endlich gelang es doch, drei Räuber festzunehmen, denn nun griffen die Ganerben ein. Nicht in Bönningheim laut Urteil, sondern in Vaihingen an der Enz wurden sie durch den Strick gerichtet. Aber trotzdem treibt sich weiter allerhand „böses und leichtfertiges Gesind“ nächtlicherweile im Kloster umher, denn sie haben dort Gelegenheit „zu Üppigkeit und Laster“. Auf Bitten der Ganerben schickt der Erzbischof vom Mainz eine Abordnung, doch bleibt alles beim alten. Dann greifen die Ganerben 1563 zur Eigeninitiative: Die Glöcklein, die im Turme hingen, und die beiden Tröge im Hof wurden nach Bönningheim geholt. Holz und Steine des Klosters wurden zum weiteren Ausbau des Seelhauses verwandt und etliche Ziegel zum Umdecken der Kirche, die jedoch vorher genau verzeichnet wurden. Im Jahre 1596 werden von seiten der Bürgerschaft wie auch der Ganerben nochmals Versuche unternommen, das Kloster vom gänzlichen Verfall zu bewahren. Der Ganerbe Albrecht von Liebenstein in seiner Eigenschaft als „Baumeister“, d. h. oberster Leiter des Ganerbiats, bittet den Erzbischof, ihm als Lehen Grund und Boden auf dem Frauenberg zu übergeben, denn er wolle die Kirche und Gebäude wieder herrichten lassen, damit auch vor allen Dingen Bönningheim in Klostersachen für die Umgebung ein „Übelstand“ mehr sei. Aber der Erzbischof lehnt ab. Noch einmal wird der Versuch gestartet. Um 1600 schreibt der Bürger Endres Herwart selber nach Mainz, man könne es nicht mehr mit ansehen, wie das Kloster zerfällt und zusammengerissen wird. Der Regen fiele ein, und das noch gute Holz verfaule. Die herrlichen Chorstühle seien zum größten Teil zersägt und verbrannt worden, auch stehe der Chor vor dem Einsturz. „Ich glaube“, so schreibt er, „auch den vorbeiziehenden Heiden sollte es erbarmen . . . nimmt mich wunder, dass etliche Leut dieses Übel begehen und nicht sorgen, Gott der Herr werde sie dieser Tat halber dormalen schwerlich und übel strafen“. Für gute, ehrliche Leute, die ihm helfen würden, alles herzurichten, könne er sich für den Kurfürsten verdient machen, so meinte Endres Herwart. Auch dieses Angebot nützt nichts, der Erzbischof hat „allerhand bedenklich Ursach, es notwendig in dem Stand, da es jetzo ist, beruhen zu lassen“. Nach dem 30jährigen Krieg, im Jahre 1652/53, ist die Klosterkirche in sich zusammengefallen. Nun wird hier wieder Baumaterial geholt und zum Ausbau der wiederherzustellenden Ganerbenburg verwandt, wie auch zum

Schafhaus, es wird aber mit der Heiligenpflege verrechnet. Dann geht die Bürgerschaft drauf los, reißt die Ringmauern ein, die letzten Steine aber werden noch 1792 zum Bau eines Nebengebäudes des Stadion-Schlusses, des Forsthauses, verwendet. Man kann heute sogar noch Steine des Klosters in den Weinbergmauern am Frauenberg sehen, die dort Verwendung fanden.

Dem Stadtschreiber Sußdorf hat man zu danken, daß doch noch einige wertvolle Erinnerungsstücke bis auf den heutigen Tag erhalten blieben. Er hat vorsorglich im Magazin des Rathauses den oben erwähnten Schlußstein aufbewahrt, sowie eine Holzszene „die Aussendung der Jünger nach Jerusalem“. Zwei Chorstühle wurden auch hinübergerettet. An einer Mauer



Aussendung der Jünger – einst im Kloster auf dem Frauenberg

im Frauenberg wurde ein beschrifteter Stein eingelassen. Die letzte Säule aus dem Kloster befindet sich im Hofe des einstigen Maulbronner Hofes (Radiohaus Stahl). Von den beiden Chorstühlen ist nur noch einer vorhanden, er trägt an der Seite die Jahreszahl 1483 (der andere wurde 1960 anlässlich der Innenrenovierung der Kirche gestohlen, inzwischen ist man auf die Spur dieses „Liebhabs“ gekommen). In den 30er Jahren des 19. Jahrhunderts hat ein Stadtschultheiß die Holzplastik und den Schlußstein wohlweislich in die alte Sakristei der Stadtkirche führen lassen. Während man kirchlicherseits die Holzplastik in den 70er Jahren des vorigen Jahrhunderts der Familie Boehringer ohne Kenntnis der Sachlage übergab, da diese Familie sich bekannterweise für kirchliche Belange in Bönningheim sehr vornehm gezeigt hatte, blieb der Schlußstein in der alten Sakristei (heute Kriegerehrenmal) liegen, bis ihn Pfarrer August Stocker Anfang der 30er Jahre fand und diesen schönen Stein in den Sockel des Hochaltars einarbeiten ließ. Damals aber kannte man die Herkunft dieser ausdrucksvollen Bildhauer-

arbeit nicht. Ihre Herkunft bereitete dem Geistlichen viel Kopfzerbrechen. Leider erlebte er es nicht mehr, daß es dem Bönningheimer Stadtarchiv gelungen war, Licht in das Dunkel zu bringen. Des Rätsels Lösung stand im Jahrgang 1859/61 der Württembergischen Jahrbücher. „ . . . B. auf dem Rathhause der Schlußstein eines Kreuzgewölbes mit einem Marienbild aus der Kapelle des ehemaligen Frauenklosters; im Privatbesitze des Fabrikanten



Chorgestühl vom Kloster auf dem Frauenberg

Böhringer ein in Holz geschnitztes Bildwerk, die Aussendung der Apostel darstellend aus der hiesigen Kirche stammend“.

Was blieb uns von dem Klösterlein unterhalb der Stadtkirche, jenem Haus, welches zuletzt als Altersheim diente? Das Bönningheimer Stadtarchiv hat zwei Jahre in Zusammenarbeit mit dem Landesamt für Denkmalpflege um die Erhaltung dieses Gebäudes gekämpft. Das Haus mußte aber im Mai 1971 dem Moloch Verkehr geopfert werden. Von Geschichte ist auf dem leeren, nun mit Unkraut überwucherten Platz keine Spur mehr; eine Keimzelle Bönningheims im südöstlichen Teil, die Heimstatt der Beghinen, das fast 300jährige Lateinschulhaus, ist dem Erdboden gleichgemacht. Schon um 1100 in einer Urkunde des Klosters Hirsau genannt, war es Sitz und Hofgut der Herren von Bönningheim, vermutlich waren dies die Herren von Magenheim. Seine Anfänge waren also älter als die der heutigen Stadtkirche (1292/1351).

Es waren Wecil, Ceisolfus und Cunradus, die sich hier, wo sie Quellen vorfanden, eine Hofstatt bei der „ecclesia“ (Vorgängerin der heutigen

Kirche) anlegten. Diese drei Brüder waren es auch, die zwischen 1100 und 1130 Haus, Hof, Weinberge, und was sie hatten, dem großen Hirsauer Kloster übergaben. Die Hofstatt war ummauert und hatte eine Quellbrunnenanlage, die erst 1906 beim Bau der Wasserleitung zugeschüttet wurde. Das Gebäude wurde am Ende des 13. oder gleich Anfang des 14. Jahrhunderts in



Südseite der Scheune des einstigen Gebäudekomplexes der Beghinen-Kloster

ein Beghinenkloster umgewandelt, die genaue Gründung ist unbekannt und läßt sich nicht feststellen. Nach der Tradition entstand die Gründung von Beghinenklausen Anfang des 14. Jahrhunderts, wenn nicht früher (Angabe der Franziskaner). Von Flandern ausgehend, wurden im Mittelalter immer mehr Anstalten gegründet, in denen die Vermächtnisse für fromme und mildtätige Zwecke förmlich Sitte und Zweck wurden. Zu denen gehörten auch die Beghinenklausen. Die Beghinen gingen hervor aus den beiden Bettelorden der Franziskaner und Dominikaner. Die Etymologie der Namen Beghinen (weiblich) und Beggarden (männlich) deutet wohl auf „beggan“

d. h. betteln und „sik begeuen“ (niederdeutsch) d. i. in ein Kloster gehen. So waren die Beghinen Frauen, die durch Krankenpflege, Weben, aber auch Jugendpflege der Allgemeinheit dienten. Sie legten kein Klostersgelübde ab, sondern standen zwischen Kirche und Welt. Die Beghinen in Bönningheim übten, ähnlich wie die heutigen Gemeindegewerkschaften, die örtliche Krankenpflege aus, und ihnen oblag auch die Pflege der Aussatzkranken im Seel- und Siechenhaus unserer Stadt. Die Beghinen hatten eigene Tracht: grauen Rock, grauen Mantel und Schleier. Sie erwarben ihren Unterhalt nicht wie die Mönche auf dem Frauenberg mit Betteln; auch kannten sie das Gelübde der Armut nicht. Das Bönningheimer Beghinenhaus war durchschnittlich mit 12 Schwestern besetzt, man nannte sie auch die Klausnerinnen. Ihr Schutzherr war der Bischof von Speyer. Meist waren es alleinstehende Frauen, Witwen und auch Waisen, die hier ein Heim fanden. Wollte nun eine Frau in das Haus eintreten, so wurde sie zuerst Vorschwester (ohne Tracht), später regelrechte Schwester. Verging sich eine Schwester gegen die Ordnung der Klausur, dann zog sie sich verschiedene Strafen zu; sie mußte die Leiterin um Verzeihung bitten, in schweren Fällen wurde sie in die Kammer gesperrt. Die schlimmste Strafe aber war die der Entlassung, wobei das Vermögen, das sie einst mitgebracht hatte, der Klausur anheim fiel. Die Hauptarbeit war das Weben; es ist bekannt, daß 3 Webstühle im Hause standen, und zwar im oberen Stock des Hauses, während im unteren Stock die Schlafräume waren und daneben die kleine Kapelle, mehr ein Andachtsraum; neben dem Hause, etwas zurückgesetzt, stand angebaut die Scheune, und dazu kam noch ein größerer Krautgarten. – Neben diesen Arbeiten kam aber das Beten und das Anhören der Messe hinzu. Wenn auch das Beghinenhaus bei der Kirche stand, so las ihnen doch ein Priester in ihrem Hause die Messe. Die Beghinen wurden in Bönningheim sehr geschätzt. Ihre Verdienste, vor allem um die Betreuung der Kranken, wurden bei der Aufhebung des Hauses sehr hervorgehoben.

Nach der Reformation verlor auch unser Beghinenhaus an Bedeutung, deshalb sah sich Bischof Hermann von Speyer veranlaßt, das Haus samt Zubehör der Stadt Bönningheim zur Verwaltung zu übertragen und den damaligen letzten Insassen, Ursula und Brigitta und ihrer Magd, „bis zu ihrem Tode in dem Hause eine lebenslängliche Rente zu bewilligen, sowie das Wohnrecht“. Alsdann fiel alles der Stadt anheim, die dann das Haus ad pias causas zu einem Spital oder Schule verwenden konnte. Ausführlich und mit der jener Zeit eigentümlichen Umständlichkeit erklären Bürgermeister und Gericht ihr Einverständnis mit dem bischöflichen Vorschlag und „Bekanneth öffentlich und tun Kundt Allermänniglich mit dießem Brief“ 1. daß die Beghinen Ursula und Brigitta infolge hohen Alters „Unvermöglichkeit, Blödheit und Schwachheit“ und weil keine Neuaufnahmen erfolgen, ihr Haus nicht mehr länger halten können. 2. Der Bürgermeister übernimmt das Eigentum (Haus, Scheune und Krautgarten) mit der Bestimmung, daß den zwei Schwestern der Wohnsitz gesichert bleibt. 3. Für den Lebensunterhalt der Beghinen gewährt ihnen die Stadt außer dem, was sie sich durch Weben und Krankenpflege überkommen, in Ansehung ihrer treuen Dienste auf Lebenszeit alle Jahre 26 Gold-Gulden, damit sie Fleisch, Brot und andere „Kuchen-Speiß“ kaufen können, dazu auf jeden Herbst „4 Aimer guets Weins, nit den Besten, nit den Bößesten, sondern einen Mittelmäßgen,

ferner alle zwei Jahre 2 Wagen Raidel und 500 Buschel Holz ohne jeden Abzug frei vor Haus". 4. Sollte eine oder beide Beghinen krank werden, so wird ihnen eine Magd gestellt. 5. Sollte aber eine der beiden Schwestern „nach göttlichem Willen des Todes Verscheyden“, so erhält die überlebende die Hälfte an Geld und Wein, jedoch das ganze Quantum Holz geliefert. 6. Scheidet die andere auch aus diesem „Jammerthal“, so fällt die ganze Liegenschaft der Stadt zu, und der Vertrag ist erloschen. 7. Väterliches und mütterliches Barvermögen verbleibt den Beghinen. – In einem Revers (Gegenverschreibung), der an Gründlichkeit nichts zu wünschen übrig läßt,



Das steinerne Beghinenhaus (Westseite) – am oberen Fenster die Jahreszahl 1569 (nach Einbruch größerer Fenster)

lassen sich die beiden Schwestern ihre verbrieften Rechte unter Zuziehung von zwei Treuhändern bestätigen. Die gemeinnützige Arbeit der Beghinen in Bönningheim und die rührende Fürsorge, mit der sich die Stadt der beiden Klausnerinnen annahm, zeigt uns, was früher auch schon geschätzt wurde. – Die Schwester Ursula ist bald darauf gestorben. Schwester Brigitta hat sich trotz ihres hohen Alters in der neuen Zeit zurechtgefunden. Sie ist zum Abendmahl gegangen und nahm sogar die Patenschaft von drei Kindern des Hans Heidelberger an. Am 23. Februar 1566 ist sie „seliglich verschieden“, ihre Magd Dorothea folgte ihr am 23. 10. 1566.

Damit war der Vertrag erloschen, und die ganze Liegenschaft ging in den Besitz der Stadt über. Bereits 1562 wird das Beghinenhaus im Heiligenlagerbuch als „Neues Schulhaus“ geführt. Jene Stadtschreiberschule in der Ring-

straße an der nördlichen Stadtmauer im Neipperger Viertel, die bereits seit 1402/4 bestand, wurde 1558 als Lateinschule in das Beghinenhaus verlegt. Im Jahre 1563 zog der erste Präzeptor auf mit Namen Uraz Küstenmacher, der seinen Dienst bis 1593 versah. Als Mitlehrer stand ihm der Provisor Heinrich Rießer zur Seite; ein Verwandter von ihm war der bekannte Hans Rießer in Heilbronn, nach dem jetzt das evangelische Heilbronner Gemeindezentrum benannt ist. In der neuen Lateinschule wurde neben Latein, Religion, Griechisch, Rechnen auch Hebräisch gelehrt, auch etwas „Teutsch“. Da die Westseite des Hauses bisher nur kleine romanische Fenster hatte, die Schulklassen aber Licht benötigten, wurden Fenster herausgebrochen, wie die Jahreszahl am oberen Fenster 1569 zeigt. (Der Stein wird jetzt im Stadtarchiv aufbewahrt.) Bis zum Jahre 1836 war die Lateinschule in diesem Gebäude. Sie kam dann in den „Cavalierbau“. Das alte Haus wurde städtisches Armenhaus und nach dem ersten Weltkrieg Altersheim. Inzwischen sind die Gebäulichkeiten der Spitzhacke zum Opfer gefallen.

Im 15. Jahrhundert standen in nächster Nähe unserer ummauerten Stadt zwei kleine Kapellen, welche fromme Bürger an einem Wegkreuzungspunkt hatten errichten lassen. Die eine lag vor dem Unteren Tor, die andere vor dem Oberen Tor. – Die *St. – Wolfgang – Kapelle* stand südlich der Stadtmauer und südlich des Neipperger Sees in der Weggabelung der Freudentaler Straße und der Erligheimer Straße im Gewinn Käppele. Man weiß wenig von ihr, in einem Lagerbuch von 1562 heißt es noch, „... hinter St. Wolfgang am Viehweg“. Sie ist nach der Reformation zerfallen, letztmals wird sie im Lagerbuch von 1592 erwähnt. – Anders verhält es sich mit der *Jodokuskapelle*. Nördlich der Stadt, in der Nähe der nord-östlichen Stadtmauerecke, zweigt von der Lauffener Straße der alte Fußpfad nach Osten ab. In dieser Weggabel stand bereits 1350 ein Kreuz unter einem Baum. Es war eine kleine Kapelle, ein Frühmesser soll hier einen Altar gehabt haben – eine Jodokuspfründe ist aber nirgends erwähnt. In der Reformationszeit wird die Kapelle auch vernachlässigt und baufällig. Als aber 1549 der Friedhof hierher verlegt wurde, gewann die Kapelle wieder an Bedeutung. Es sollen der evangelische Pfarrer Johannes Mayr und sein Helfer Georg Pappenheimer gewesen sein, die nach ihrem Amtsantritt 1558 die alte Kapelle abreißen und eine neue erbauen ließen. Vom November 1558 bis in den Sommer 1559 hielt der Pfarrer mit seinem Helfer 104 Leichenpredigten unter dem großen Birnbaum vor der Kapelle. Über dem Eingang wurde die Jahreszahl der Wiederaufbauung 1559 eingemeißelt. Bis zum Jahre 1893 stand die Kapelle. Sie war im Laufe der Zeiten sehr heruntergekommen und diente nur noch als Aufbewahrungsort für die Gerätschaften des Totengräbers. 1893 wurde sie eingerissen. An ihrem Platz wurde eine größere Friedhofkapelle durch Frau Lina Amann zum Andenken an ihren verstorbenen Ehemann, Kommerzienrat Alois Amann, errichtet, die wiederum durch eine moderne Vergrößerung mit Anbauten der Friedhofanlage ein neues Bild gibt.

Von allen klösterlichen Gebäuden in Bönningheim ist nichts mehr erhalten. Aber gar manches Jahrhundert hat im kirchlichen Leben unserer Stadt seine Spuren hinterlassen. In nur wenigen Gegenständen konnten diese in unsere heutige Zeit herübergerettet werden.

Quellen und Literatur

Stadtarchiv Bönningheim: Lagerbücher, Akten, Regesten, sowie Abschrift von der Originalarbeit Pfarrer Ernst Mayer von 1921 „Kirchengeschichte von Bönningheim – Vorreformatorsche Zeit“ – O/A. Beschreibung Besigheim von 1853 – Württ. Jahrbücher 1859/61 – Blätter f. Württ. Kirchengeschichte – Analecta Franciscana Necrologia I – Alemania Franciscana Antiqua Bd. XVI.

Zur Sozial- und Wirtschaftsgeschichte Affalterbachs

vornehmlich im 16., 17. und 18. Jahrhundert

von Paul Sauer

Noch keine 30 Jahre sind es her, daß unser Land in einem Abgrund von Not und Elend zu versinken drohte. Ein trockenes Stück Brot oder ein abgelegtes Kleidungsstück galten damals als Kostbarkeiten. Zu den Reichen und Vielbenedigten in jener Zeit zählte, wer ein bescheidenes Dach über dem Kopf hatte und unangefochten einer geregelten beruflichen Tätigkeit nachgehen konnte. Die Verhältnisse haben sich seitdem von Grund auf gewandelt. Nach einem trockenen Stück Brot verlangt heute bei uns kaum mehr jemand. Die Ansprüche an Kleidung und Wohnungskomfort, ganz zu schweigen von den sonst im Überfluß dargebotenen Annehmlichkeiten und Luxusgütern, sind in unserer Wohlstandsgesellschaft in fortwährendem Ansteigen begriffen. Wir alle nehmen leider als viel zu selbstverständlich hin, daß unser Tisch so reich gedeckt ist. Der Hunger in anderen Teilen der Welt berührt uns wenig, auch lassen wir bei der Überbewertung unserer technisch-zivilisatorischen Errungenschaften außer acht, daß wir gegen eine Wiederkehr von wirtschaftlicher Not und sozialem Elend keineswegs gefeit sind. Unsere Vorfahren haben hier sehr viel nüchterner gedacht und, weil sie sich der ungleich engeren Grenzen ihrer wirtschaftlichen Möglichkeiten bewußt waren, wohl auch zufriedener gelebt. Doch wie sah der Alltag in früheren Jahrhunderten aus? Mit welchen Sorgen und Nöten hatte sich der kleine Mann herumzuschlagen und wie wurde er mit ihnen fertig? Am Beispiel der seit dem 1. Januar 1973 dem Landkreis Ludwigsburg angehörenden Gemeinde Affalterbach, über die uns ein reichhaltiges geschichtliches Quellenmaterial vorliegt, wollen wir uns mit diesen Fragen auseinandersetzen¹. Vielleicht vermögen wir dabei einige Aussagen zu machen, die uns bei der Bewältigung unserer Gegenwartsprobleme hilfreich sind.

Daß es um die wirtschaftlichen und sozialen Verhältnisse der ländlichen Bevölkerung am Ende des Mittelalters nicht zum Besten stand, dafür sprechen die damals vielerorts aufflackernden Bauernunruhen und -aufstände, insbesondere jedoch der so unglücklich verlaufene Bauernkrieg von 1525, auch wenn sich in diesem gewaltsamen Aufbegehren des „Karsthanses“ – und wie könnte es in einer Zeit des durch die Reformation charakterisierten epochalen

¹ Der vorliegende Beitrag lehnt sich eng an das 1972 erschienene Buch des Verfassers „Affalterbach 972–1972. Weg und Schicksal einer Gemeinde in tausend Jahren“.

geistigen Umbruchs anders sein – wirtschaftliche und soziale Forderungen seltsam mit politischen und religiösen Anliegen mischten. Für Affalterbach gewährt uns die „Anlag des Türken halb“ von 1545² einen ersten einigermaßen verlässlichen Einblick in die wirtschaftlichen und sozialen Verhältnisse³. Diese Sondersteuer, mit deren Hilfe die erforderlichen Maßnahmen zur erfolgreichen Abwehr der gegen die Grenzen des Heiligen Römischen Reichs Deutscher Nation anbrandenden Osmanenheere finanziert werden sollten, erstreckte sich auf Besitz an beweglichem und unbeweglichem Gut, gleichgültig ob Eigenbesitz oder Lehen, auf Natural- oder Geldeinkünfte aus liegenden Gütern, Renten usw. Als Besteuerungswert war einheitlich 1/2 fl auf 100 fl Vermögen Rechtswert festgelegt. 1545 besaßen von den 111 steuerbaren Einwohnern 33,33% ein Gesamtvermögen unter 20 fl, 26,13% ein Vermögen von 20–50 fl, 13,52% ein Vermögen von 60–100 fl, 18,02% ein Vermögen von 120–300 fl, jeweils 4,50% ein Vermögen von 400–500 fl bzw. 600–1500 fl. Unter den 37 Einwohnern, deren Einkommen bzw. Vermögen weniger als 20 fl betrug, befanden sich 25 Dienstboten (8 Knechte und 17 Mägde), unter den 29 Einwohnern, die 20–50 fl versteuerten, 7 Dienstboten (Knechte). Die beiden wohlhabendsten Bauern, Jörg Lemp und Friedrich Detz, deren Vermögen mit jeweils 1000 fl angeschlagen war, hatten vier bzw. fünf Dienstboten. Jörg Lemp beschäftigte einen Oberknecht, einen Mittelknecht und einen Unterknecht sowie eine Magd, Friedrich Detz einen Oberknecht, einen Weingartknecht, einen Unterknecht, eine Magd sowie eine Untermagd. Einwohner, deren Vermögen sich auf 250–400 fl belief, besaßen häufig bereits zwei, in einem Fall drei Dienstboten. Doch auch wesentlich ärmere hielten jeweils einen Knecht oder eine Magd. Der reichste Einwohner mit einem Vermögen von 1500 fl war übrigens ein Geistlicher: Dekan Hans Remer, der bis zur Einführung der Reformation im Jahr 1534 dem Landkapitel Marbach vorgestanden und sich danach, weil er dem alten Glauben die Treue halten wollte, auf die damals der württembergischen Jurisdiktion noch nicht unterworfenen Affalterbacher Frühmeßfründe zurückgezogen hatte. Auf Remer geht die nachmals so berühmte Römerstiftung zurück.

Claus-Peter Clasen hat in seiner Arbeit über die Wiedertäufer im Herzogtum Württemberg und in benachbarten Herrschaften auf Grund der im Hauptstaatsarchiv Stuttgart verwahrten Unterlagen über die Verwaltung des Täuferbesitzes die soziale Schichtung in einer Reihe altwürttembergischer Ämter um die Mitte des 16. Jahrhunderts untersucht⁴. Wenn wir seine Ergebnisse auf Affalterbach anwenden, dann wären 1545 von den 111 steuerpflichtigen Einwohnern, abgesehen von den 32 Dienstboten (= 28,83%), 12 den Tagelöhnern (= 10,81%), 22 den kleinen Eigentümern (= 19,82%), 24 den kleinen selbständigen Bauern und Dorfbewohnern (= 21,62%), 16 der begüterten Mittelschicht (= 14,41%) und 5 den reichen Bauern und Dorfbewohnern (= 4,51%) zuzuzählen gewesen. Eine solche soziale Schichtung erscheint recht ungünstig: sie entspricht nach Clasen etwa der der Weinbau-

² Reyscher, Sammlung der württ. Gesetze, Bd. XVII, S. 49 ff.

³ Hauptstaatsarchiv Stuttgart: A 54 a Liste 147.

⁴ Claus-Peter Clasen, Die Wiedertäufer im Herzogtum Württemberg und in benachbarten Herrschaften (Veröffentlichungen der Kommission für geschichtliche Landeskunde in Baden-Württemberg Reihe B 32). 1966. S. 204 ff.



Luftbild der Gesamtmarkung Affalterbach: Albrecht Brugger, Stuttgart.
Freigegeben vom Regierungspräsidium Nordwürttemberg Nr. 2 / 32 770

Eine Seite der Türkensteuerliste des Amts Marbach, von 1545. Original im
Hauptstaatsarchiv Stuttgart: A 54 a Liste 147

Textprobe (oben links): Herr Balthas Pliening(er) Pfarer dasselbst von seiner Pfar
Inkomen den x d(e-nar) / = Pfennig / thut 1¹/₂ g(ulden) – Von seinem aigennthumb
2 g(ulden) 1 ort ▶

dörfer im Remstal. Verschiedene den örtlichen Quellen zu entnehmende Indizien lassen indessen den Schluß zu, daß sie den tatsächlichen Verhältnissen in Affalterbach nicht ganz gerecht wird, in anderen Worten: die Vermögensumstände müssen hier 1545 insgesamt etwas günstiger gewesen sein. Diese Feststellung wird durch neuerliche Forschungsergebnisse von Gerd Wunder bestätigt, nach denen man davon ausgehen kann, daß die Vermögenseinschätzung von 1545 allgemein um etwa ein Drittel zu niedrig lag⁵. Steuerpflichtige, die beispielsweise mit einem Vermögen von 300 fl veranlagt waren, besaßen in Wirklichkeit ein solches von 450 fl. Der Anteil der beiden obersten sozialen Gruppen, der begüterten Mittelschicht und der reichen Bauern und Dorfbewohner (29 Steuerpflichtige statt 21), erhöht sich damit von 18,9 auf 26,1⁰/₀, während der der drei unteren sozialen Gruppen, der Tagelöhner, der kleineren Eigentümer und der kleinen selbständigen Bauern und Dorfbewohner (50 Steuerpflichtige statt 58), von 52,3 auf 45⁰/₀ abfällt und der des Gesindes mit 28,8⁰/₀ gleich bleibt. Doch auch bei der Zugrundelegung von Vermögenswerten, die um ein Drittel über denen der Türkensteuerlisten liegen, bleibt das Bild für die Gemeinde Affalterbach wenig erfreulich: Drei Viertel der Einwohner lebten in der Mitte des 16. Jahrhunderts in armseligen oder zumindest dürftigen Vermögensumständen, d. h. sie verfügten zum Teil nicht einmal über ein Existenzminimum. Und selbst der Wohlstand der wenigen Begüterten ging über einen bescheidenen Rahmen nicht hinaus.

Die Haupterwerbsquelle der Einwohner der Gemeinde Affalterbach, die neben dem Hauptort Affalterbach noch den Weiler Wolfsölden und den Steinächleshof umfaßte, bildete damals wie noch Jahrhunderte später die Landwirtschaft. Die in den Lagerbüchern beschriebenen Höfe und Lehen waren ihrer Rechtsform nach Erblehen und Zinsgüter verschiedener Grundherrschaften. Daneben gab es noch in beträchtlichem Umfang bäuerlichen Eigenbesitz⁶. Die Übergänge zwischen Zinsgütern und bäuerlichem Eigenbesitz waren freilich fließend, zumal letztere gleichfalls zu einem nicht unerheblichen Teil mit sogenannten ewig unablösigen Geldzinsen und mit Naturalabgaben, mit Gülten, belastet waren. Die Entwicklung der Folgezeit ging denn auch dahin, herrschaftliche Zinsgüter ihrer Rechtsqualität nach mit dem Eigenbesitz der bäuerlichen Bevölkerung gleichzusetzen. So wurde 1725 bei der Neufestsetzung des Steueranschlags lediglich noch zwischen Erblehen (Hof- und Lehengütern) und Eigengütern unterschieden⁷. Überraschenderweise schwankt jedoch der Anteil des bäuerlichen Eigenbesitzes an der ge-

⁵ Gerd Wunder, Die Türkensteuerlisten von 1545 als genealogische Quelle, in: 50 Jahre Familienforschung in Südwestdeutschland. 1970. S. 45, 53.

⁶ Hauptstaatsarchiv Stuttgart: H 101 – H 103 (Altwürttembergische Weltliche und Geistliche Lagerbücher).

⁷ Hauptstaatsarchiv Stuttgart: A 261 Bü. 1215.

Jan Dalgus yltimus
yftentur duplax van
pinter yftentur J. D.
den 22 febr 1712

Van pinter aigton
1712 — 1713

Deze fekten einkanten
yt — 1713

W. Janus vander Dalgus
J. D. yftentur van
pinter yftentur J. D.
vinter aig van pinter
begint den 22
febr — 1713

W. van pinter
aigton — 1713

Den 22 febr duplax
van pinter den
22 febr 1712

Van pinter aigton
1712 — 1713

Van pinter aigton
1712

W. Janus vander Dalgus
yftentur — 1712
aigton — 1713
vinter aigton — 1713

Janus vander Dalgus — 1713

Van pinter aigton — 1713

W. Janus vander Dalgus
yftentur — 1713

W. Janus vander Dalgus
yftentur — 1713
pinter aigton — 1713

W. Janus vander Dalgus
yftentur — 1713
pinter aigton — 1713
pinter aigton — 1713

Van pinter aigton — 1713

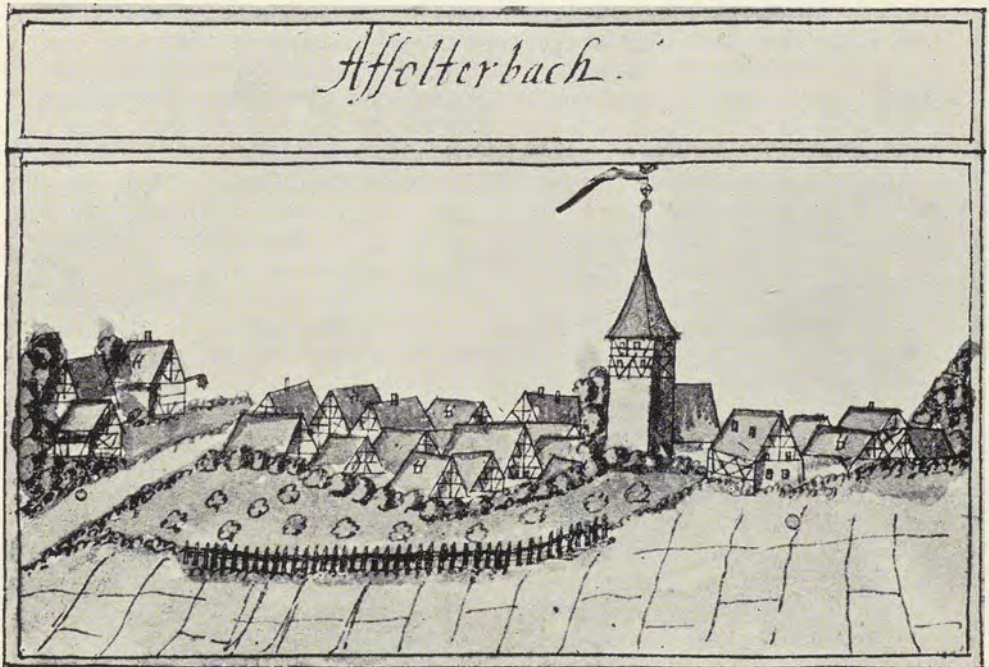
samten land- und forstwirtschaftlich genutzten Markungsfläche der Gemeinde erheblich, wenn man ihn auf die einzelnen Kulturarten bezieht: bei Äckern und Wiesen betrug er 1725 etwa zwei Fünftel, bei Wald rund zwei Drittel, während die Weingärten fast ausnahmslos bäuerliches Eigentum waren.

Auf Grund der Lagerbücher, die seit der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts nahezu lückenlos die Entwicklung der Erblehen und Zinsgüter der verschiedenen Grundherrschaften auf Affalterbacher Gemeindemarkung dokumentieren, ergibt sich, daß die Bildung von Erblehen bereits im 15. Jahrhundert zum Abschluß gekommen war. Mitunter wechselten zwar anfänglich noch die Grundherrschaften, so vor allem im Gefolge der Reformation, als es Württemberg gelang, den von Gemeindeangehörigen bewirtschafteten Grundbesitz nahezu aller geistlichen Institutionen (ausgenommen lediglich die Landachtgüter des Stifts Oberstenfeld auf dem mit Kirchberg an der Murr und Erdmannhausen gemeinsamen Weitfeld) an sich zu ziehen, doch blieben die Lehengüter nach Zahl und Umfang bis zu ihrer endgültigen Auflösung in der Mitte des 19. Jahrhunderts konstant. Ebenso erfuhren die mit den einzelnen Erblehen verbundenen herrschaftlichen Rechte und Abgabeforderungen (Natural- und Geldleistungen) zumindest seit der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts keine Veränderungen mehr. Vereinzelt erhaltene Urkunden über Besitzveränderungen legen den Schluß nahe, daß ein Großteil der Affalterbacher Lehengüter ins 14. Jahrhundert zurückreicht.

Insgesamt gab es auf der Gemeindemarkung nach Ausweis der Lagerbücher und der Besteuerungsunterlagen 22 Erblehen (16 in Affalterbach sowie je 3 in Wolfsölden und im Steinächle). Von ihnen befand sich nach der Reformation nur noch der Nothaft-Hof in Affalterbach im Besitz einer „ausländischen“ Grundherrschaft, nämlich in dem der Nothaft von Hochberg, während der Widum- oder Pfarrhof und der Hof der Pleidelsheimer Kaplaneipfründe bzw. der Stuttgarter Salve-Regina-Bruderschaft in Affalterbach sowie der Wolfsöldler Hof der Nikolauspfründe in der Marbacher Alexanderkirche in das Eigentum der Geistlichen Verwaltung und damit der Herrschaft Württemberg übergegangen waren. Die übrigen 18 Lehen hatte die Herrschaft Württemberg schon zuvor innegehabt. Die Erblehen waren ihrer Größe nach sehr unterschiedlich. Neben Höfen mit einer Nutzfläche von 100 bis über 150 Morgen (z. B. Georg-Pfeyhlen-Hof in Wolfsölden: 154 Morgen $1\frac{1}{2}$ Viertel $5\frac{1}{4}$ Ruten; Veit-Strieter-Hof in Affalterbach: $124\frac{1}{2}$ Morgen $17\frac{3}{4}$ Ruten) und Höfen mit einer solchen zwischen 15 und 100 Morgen gab es auch einige Lehen, die nur wenige Morgen umfaßten (z. B. Conrad-Lemppen-Hof in Affalterbach: $7\frac{1}{4}$ Morgen, $11\frac{3}{4}$ Ruten; Hueb-Lehen gleichfalls in Affalterbach: $4\frac{1}{4}$ Morgen 5 Ruten).

In das 16. Jahrhundert fallen die Anfänge der Zertrennung bzw. Teilung der Erblehen. Sie hatten ihre Hauptursache in der starken Bevölkerungszunahme. Auch hier vermitteln die Lagerbücher interessante Aufschlüsse: Während 1473 und 1521 die einzelnen Erblehen in der Regel nur einen Inhaber hatten oder sogar mehrere Lehen in einer Hand waren, teilten sich 1584 schon zwei und mehr Bauern in den Besitz einzelner dieser Lehen. Mitunter war es der Vater, der seine Söhne zu Mitinhabern herangezogen hatte, häufig waren es auch Verwandte, an die die Teilhaberschaft an Lehengütern im Erbweg gelangt war, oder es waren Fremde, die Teile der Güter erworben

hatten. Der Grund und Boden, der offenbar in der Zeit des Bauernkriegs auf der Gemeindegemarkung noch in ausreichendem Umfang vorhanden gewesen war, wurde allmählich knapp. Hinzu kam allerdings, daß die bäuerliche Bevölkerung die Erblehen mit der Zeit als Eigenbesitz betrachtete, über den sie nach Gutdünken verfügen konnte. Die Herrschaft suchte der Gütertrennung dadurch zu steuern, daß sie sich die Zustimmung zu Besitzveränderungen, abgesehen von dem ungeteilten Erbfall, vorbehielt und eigenmächtige Veräußerungen einzelner Bestandteile von Lehengütern unter Strafe stellte⁸. Doch vermochte sie sich angesichts des starken Bevölkerungsdrucks, der



Affalterbach, gezeichnet von Andreas Kieser, 1686
Vorlage und Foto: Hauptstaatsarchiv Stuttgart

Rechtsauffassung der Untertanen und deren häufig ungünstigen wirtschaftlichen Verhältnissen, die die Übernahme eines größeren Güterkomplexes durch einen Erben und die finanzielle Entschädigung der anderen Erbberechtigten erschwerte oder unmöglich machte, nur in bescheidenem Umfang durchzusetzen.

Die Katastrophe des Dreißigjährigen Krieges öffnete sodann der schrankenlosen Güterzertrennung Tür und Tor. Die alten Erblehen wurden nach und nach in Einzelgrundstücke aufgespalten. Lediglich auf dem Papier, d. h. in den Lagerbüchern, existierten sie, insbesondere weil die Herrschaft auf ihre Rechtsansprüche hinsichtlich Gefälle, Abgaben usw. nicht verzichtete

⁸ Reyscher XII, S. 117, 747 f.

wollte, noch weitere 200 Jahre bis zur Ablösung der bäuerlichen Lasten in der Mitte des 19. Jahrhunderts weiter. Freilich ließ die fortschreitende Zerstückelung der Güter den Verwaltungsaufwand zur Erlangung der Gefälle immer höher anschwellen. Der Grund für die endgültige Zerschlagung der alten Erblehen nach dem Dreißigjährigen Krieg war jedoch nicht die Übervölkerung, sondern das genaue Gegenteil: der Menschenmangel und das Massenelend im Gefolge des Krieges. Den Nachweis dafür liefern ebenso anschaulich wie eindrucksvoll die im Hauptstaatsarchiv Stuttgart verwahrten Rechnungen der Kellerei und der Geistlichen Verwaltung Marbach⁹: Die Herrschaft Württemberg hatte nach 1648 die größte Mühe, die ihr in Affalterbach und Wolfsölden – beide Orte hatten nahezu ihre gesamte Einwohnerschaft verloren und mußten im wesentlichen neu besiedelt werden – als „erblos heimgefallenen“ Erblehen und Zinsgüter wieder unterzubringen. Da nur selten ein an solchen Gütern Interessierter die Mittel besaß, um größere Komplexe zu übernehmen, sah sich die Herrschaft gezwungen, Einzelgrundstücke zu verleihen, damit wenigstens allmählich wieder ein Teil der Güter bewirtschaftet wurde. 1669/70 und 1679/80 besaß die Geistliche Verwaltung Marbach in Affalterbach eine Reihe wüster Güter, für die sich 20 bzw. 30 Jahre nach Kriegsende noch keine Käufer gefunden hatten. Die Zerstückelung der Erblehen in kleine und kleinste Parzellen war infolge der Armut der Untertanen und der Schwierigkeiten, die Güter zu angemessenen Bedingungen und zu einem angemessenen Kaufpreis wiederum als geschlossene Besitzeinheiten zu verleihen, nicht mehr aufzuhalten. Die Herrschaft machte von sich aus kaum mehr den Versuch, durch geeignete Maßnahmen die rasch weiter zunehmende, von den Untertanen vor allem im Wege der Erbteilung verursachten Zerschlagung ihrer Erblehen und Zinsgüter zu verhindern. Sie unternahm es, wenn man von den besonderen Verhältnissen des Steinächleshofs absieht, den Herzog Eberhard III. im Jahr 1649 seiner Schwester Antonia schenkte, auch in keinem Fall, aus heimgefallenen Gütern neue Höfe zu bilden und diese selbst zu verwalten oder zu bewirtschaften. Vielmehr strebte sie jeweils bloß eine Wiederherstellung der früheren Rechts- und Besitzverhältnisse an, wobei auffallend ist, daß sie Erblehen fast auf dieselbe Stufe wie das freie Grundeigentum der Untertanen stellte und Erbsprüche bei beiden Besitzkategorien gleich behandelte.

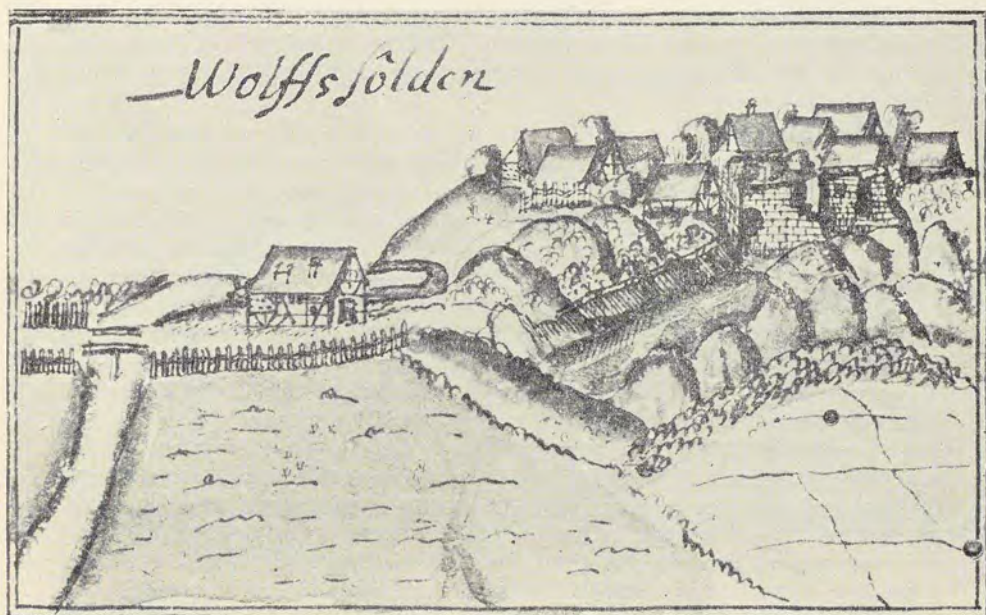
Bereits 1727 wiesen einzelne Erblehen eine Vielzahl von Inhabern auf. Beispielsweise hatten an dem 124 Morgen großen Veit-Strieter-Hof 18, an dem 83 Morgen umfassenden Lemppen-Hof 14 und an dem 64^{1/2} Morgen großen Merklens- oder Kleinknechts-Hof 12 Bauern Anteil¹⁰. Auf der anderen Seite bewirtschafteten wohlhabende Bauern neben ihren Eigengütern Grundstücke, die Bestandteile von vier, fünf oder mehr Erblehen waren. So bewirkte die Zerschlagung der alten Erblehen die Bildung neuer, aus Lehengrundstücken und Eigengütern bestehender einheitlicher bäuerlicher Besitzkomplexe und schuf damit die Voraussetzungen für unsere modernen Grundbesitzverhältnisse. Die letzten Reste der ins Mittelalter zurückweisenden Agrarverfassung verschwanden allerdings, wie schon erwähnt, erst im 19. Jahrhundert, als mit der Ablösung der auf den Lehen und Zinsgütern noch ruhenden Lasten

⁹ Hauptstaatsarchiv Stuttgart: A 302 und A 303.

¹⁰ Hauptstaatsarchiv Stuttgart: A 261 Bü. 1227.

der gesamte landwirtschaftlich genutzte Grund und Boden auf der Gemeindegemarkung in das uneingeschränkte Eigentum der Bürger übergang.

Die Belastung der Erblehen und Zinsgüter durch den Großen und den Kleinen Zehnten, durch die bereits in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts endgültig fixierten Naturalgefälle und unablösigen Geldzinsen sowie die Belastung des bäuerlichen Eigenbesitzes durch die Zehnten und teilweise auch durch Geld- und Naturalabgaben wäre nach unseren Begriffen nicht übermäßig hoch gewesen. Als Beispiele seien der Fürsten-Michels-Hof in Affalterbach und das Grafen-Lehen in Wolfsölden angeführt. Der $84\frac{1}{2}$ Morgen Acker, $4\frac{1}{8}$ Morgen Wiesen, $\frac{1}{4}$ Morgen Grasgarten und $22\frac{1}{8}$ Morgen Waldungen umfassende Fürsten-Michels-Hof hatte jährlich neben dem Großen Fruchtzehnten an die Geistliche Verwaltung Marbach und dem Kleinen



Wolfsölden, gezeichnet von Andreas Kieser, 1686
Vorlage und Foto: Hauptstaatsarchiv Stuttgart

Zehnten an den Affalterbacher Pfarrer 1 Scheffel 5 Simri $1\frac{1}{2}$ Vierling Roggen, was etwas mehr als 200 kg entsprach, sowie ein Fastnachtshuhn an die Kellerei Marbach abzuführen. Dem Grafen-Lehen, das aus $96\frac{3}{8}$ Morgen Äckern, $1\frac{3}{8}$ Morgen Weingärten, 3 Morgen Wiesen, $1\frac{1}{4}$ Morgen Baum- und Grasgärten sowie $16\frac{7}{8}$ Morgen Wald bestand, waren neben den Zehnten an jährlichen Naturalabgaben 3 Scheffel Dinkel (ca. 218 kg) und 3 Scheffel Haber (ca. 260 kg) sowie ein Fastnachtshuhn auferlegt¹¹. Bei der Bewertung der Belastung durch Naturalgefälle muß allerdings von den damaligen Erträgen der Felder ausgegangen werden. Diese waren bei der mit primitiven Ackerbau-

¹¹ Ebd.

geräten betriebenen Dreifelderwirtschaft und bei dem Mangel des zur Düngung der ausgelaugten Äcker erforderlichen Stallmists gering. Nach den Zehntberechnungen für die Jahre 1718 bis 1723¹² belief sich der durchschnittliche Jahresertrag für 1 Morgen in Affalterbach auf etwa 1 $\frac{1}{2}$ Simri Roggen, 6 Simri Dinkel, $\frac{1}{3}$ Simri Einkorn und 3 $\frac{1}{2}$ Simri Haber, insgesamt also auf nicht einmal 1 $\frac{1}{2}$ Scheffel Getreide. Da aber die Äcker jedes dritte Jahr, im sogenannten Brachjahr, unangebaut blieben, nachdem sie in den beiden vorausgegangenen Jahren abwechselnd Winterfrucht (Dinkel, Roggen) und Sommerfrucht (Haber) getragen hatten, ist eben für jedes dieser beiden Ertragsjahre das Anderthalbfache von 1 $\frac{1}{2}$ Scheffel, nämlich 2 $\frac{1}{4}$ Scheffel Getreide anzunehmen. Diese geringen Erträge werden durch Angaben aus anderen Quellen bestätigt. Der für die Jahre 1700 bis 1755 errechnete Durchschnittsertrag je Morgen lag bei den von der Gemeinde Affalterbach selbst bewirtschafteten Äckern wenig über 2 Scheffeln Roggen (ca. 250 kg) oder 5 Scheffeln Dinkel (ca. 380–400 kg) oder 2 Scheffeln Haber (ca. 168 kg)¹³. In der Teilgemeinde Wolfsölden blieben die Morgenerträge noch deutlich hinter denen Affalterbachs zurück¹⁴.

Die Anfälligkeit des einseitig betriebenen Getreideanbaus gegenüber der Witterung, insbesondere gegenüber Unwettereinwirkungen wie beispielsweise Hagelschlag und die Verheerungen, die das von den regierenden Fürsten stets im Übermaß gehegte Rot- und Schwarzwild vornehmlich in den in der Nähe der Wälder gelegenen Getreidefeldern fast Jahr für Jahr anrichtete, brachte den Bauern nur zu oft um den Lohn für seine mühsame Arbeit. Die Klagen über die schlechten Ernteerträge und über die hohen Gülten verstummten daher nie. In manchen Jahren reichte die Ernte nicht hin zur Ermäßigung oder auch gänzlichen Nachlaß der fälligen Getreideabgaben Ernährung der Familie. Die wenig Begüterten mußten häufig die Herrschaft ersuchen, sie mußten sich dazuhin das erforderliche Saatgut und einen Teil des Brotgetreides bis zur nächsten Ernte von der Gemeinde vorstrecken lassen. Da die Gemeinde Getreide aus ihrem obrigkeitlich vorgeschriebenen Fruchtvorrat nur gegen eine Art Naturalzins, den sogenannten Übersauf, auslieh bzw. ausleihen durfte, gerieten nicht wenige Arme tief in die Kreide. Sie vermochten ihre um den Übersauf angewachsenen „Getreideschulden“ jahrelang nicht zurückzuzahlen, sie mußten vielmehr immer wieder aufs neue Schulden machen. Die Gemeinde sah sich vor allem nach dem Tod von insolventen Schuldnern gezwungen, die uneinbringlichen Getreideausstände „in Abgang zu dekretieren“, d. h. sie als Verlust zu verbuchen¹⁵.

Neben dem Getreidebau spielte die Viehhaltung nur eine untergeordnete Rolle. Der mit der Dreifelderwirtschaft verbundene extensive Weidebetrieb ermöglichte lediglich die Aufzucht einer begrenzten Stückzahl von Rindern und Schafen. Das Rindvieh wurde im Frühjahr und Frühsommer auf das

¹² Hauptstaatsarchiv Stuttgart: A 261 Bü. 1194.

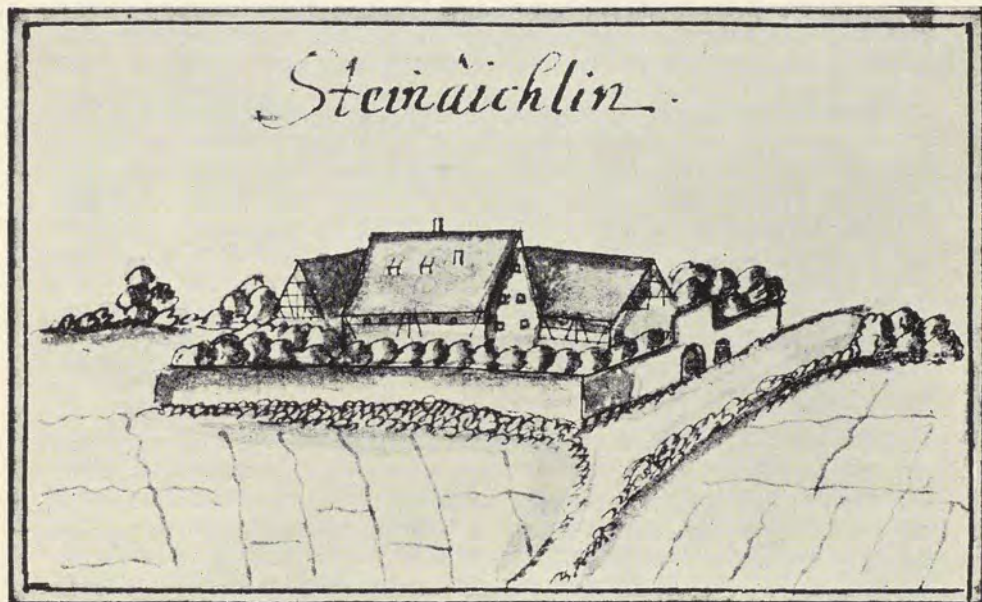
¹³ Gemeindecarchiv Affalterbach: Bürgermeisterrechnungen Affalterbach 1700/01 bis 1755/56.

¹⁴ Gemeindecarchiv Affalterbach: Bürgermeisterrechnungen Wolfsölden 1722 ff.; Hauptstaatsarchiv Stuttgart: A 259 Bü. 511.

¹⁵ Gemeindecarchiv Affalterbach: Bürgermeisterrechnungen Affalterbach und Wolfsölden.

Brachfeld, nach der Ernte auf das Stoppelfeld und im Herbst auf die Wiesen getrieben. Nur während des Winters blieb es im Stall. Infolge des kärglichen Futterangebots der mageren Feld- und Wiesenweide mußten vor allem im Juni, dem Brachmonat, wenn das Brachfeld zur Vorbereitung der Wintersaat erstmals umgebrochen, wenn es gebracht wurde, und im Juli, vor der Ernte also, bestimmte Waldbezirke trotz des nicht unbeträchtlichen Schadens, den die Rinder dort verursachten, dem Viehtrieb freigegeben werden.

An Wiesen herrschte auf der Gemeindemarkung stets Mangel. Die Rodungen von Walldistrikten besonders im 18. Jahrhundert schufen nur sehr be-



Steinächle, gezeichnet von Andreas Kieser, 1686
Vorlage und Foto: Hauptstaatsarchiv Stuttgart

schränkt Abhilfe. Die ertragreichsten Wiesengrundstücke lagen im Buchenbachtal; sie allein konnten gewässert werden. Das Heu und Ohmd, das auf den Wiesen erzeugt wurde, diente der winterlichen Stallfütterung. Doch reichte es gewöhnlich nicht aus, so daß in beträchtlichem Umfang Stroh verfüttert werden mußte. Die Armen, die keine Wiesen besaßen, beschafften sich ihren Heuvorrat durch Gras an den Wegen und in den Waldungen. Oft ließen sie sich dabei Übergriffe zuschulden kommen. Ebenso zwang der Futtermangel des Sommers zum Gras. Es nimmt daher nicht wunder, daß sogenannte Gradelikte zu den häufigsten Vergehen gehörten, mit denen sich das Gemeindericht zu befassen hatte.

Pferde hielten nur die größten Bauern. Als Zugtiere fanden gewöhnlich Ochsen Verwendung. Mit der Übervölkerung im 18. Jahrhundert und der Zunahme landwirtschaftlicher Klein- und Kleinstbetriebe kam schließlich auch das für die altwürttembergischen Dörfer während der folgenden 200 Jahre

so charakteristische Kuhfuhrwerk auf, für das Johann Kaspar Schiller, der aus Bittenfeld, also der Nachbargemeinde Affalterbachs, stammende Vater Friedrich Schillers, gerade auch mit Bezug auf Affalterbach höchst anerkennende Worte fand¹⁶. Die Pferdehaltung ging übrigens unter der Regierung der Herzöge Eberhard Ludwig und Carl Eugen noch weiter zurück. Der Grund lag darin, daß die Herzöge die Bauernpferde ständig zu strapaziösen und zeitraubenden Fuhrfronen heranzogen. Die Gemeinde mußte zeitweilig von der Regierung gezwungen werden, eine bestimmte Zahl von Pferden zu halten. 1780 ließ sie durch das Los diejenigen Bauern ermitteln, die ein Jahr lang im Besitz von Pferden sein mußten. Hingegen entschied sie vier Jahre später bei der Festsetzung der Pferdepflichtigen nach Steueraufkommen und Güterbesitz¹⁷. Erst im 19. Jahrhundert vermehrte sich die Zahl der Pferde in der Gemeinde wieder erheblich (1774 14 Pferde, 1856 51 Pferde)¹⁸.

Auffallend niedrig war im 18. Jahrhundert der Bestand an Schweinen. Dies hing mit dem Mangel an geeignetem Futter zusammen. Abgesehen von der herbstlichen Eichelmast, die zudem nicht jedes Jahr anfiel, standen im wesentlichen nur Grünfutter, Rüben und in sehr begrenztem Umfang Getreide wie Haber, Gerste oder Roggen, außerdem Milch zur Verfügung. Der hohe Anteil (annähernd die Hälfte), den Wolfsölden und Steinächle, wo es eine Reihe größerer Bauern gab, 1769, 1774 und 1810 an der Gesamtzahl der Schweine in der Gemeinde hatten, beweist, daß sich damals in der Regel nur die Wohlhabenden Schweine leisten konnten. Erst mit der starken Zunahme des Kartoffelanbaus wurde es auch den Armen möglich, ein Schwein zu füttern¹⁹.

Der in der Mitte des 18. Jahrhunderts zunächst nur zögernd wegen der vielen Widerstände und Vorurteile einsetzende Klee- und Kartoffelanbau führte eine epochale Wende in der Landwirtschaft herauf. Mit dem Klee stand ein vermehrtes und verbessertes Futterangebot zur Verfügung. Das Vieh, dessen Stückzahl zwischen 1769 und 1810 sprunghaft anstieg (1769 429, 1810 jedoch 725 Stück Rindvieh)²⁰, war jetzt nicht mehr auf die magere Feld-, Wald- und Wiesenweide angewiesen, es konnte das ganze Jahr über im Stall belassen werden. In Affalterbach wurde 1790 die traditionelle Sommerweide aufgegeben²¹. Mit der ganzjährigen Stallfütterung erhöhte sich der Anfall an Mist, der den Feldern zugute kam. Die Aufgabe der reinen Dreifelderwirtschaft hatte daher durchaus keine Nachteile, wie anfänglich von manchen Landwirtschaftsexperten befürchtet worden war, sondern wirkte sich im Gegenteil überaus positiv aus: Die Ertragsfähigkeit der Felder hob sich. Der Kartoffelanbau löste die einseitige Getreidewirtschaft ab und wurde für die Volksernährung bald von einer kaum zu überschätzenden Bedeutung.

¹⁶ Johann Kaspar Schiller, *Ökonomische Beiträge zur Beförderung des bürgerlichen Wohlstands*. Teil I. 1769. S. 194 ff.

¹⁷ Gemeindearchiv Affalterbach: Gerichtsprotokolle 1778–1786, S. 83 a, 272 b.

¹⁸ Hauptstaatsarchiv Stuttgart: A 8; Beschreibung des Oberamts Marbach. 1866.

¹⁹ Ebd.; Gemeindearchiv Affalterbach: Beilage im Befehlsbuch 1811–1818.

²⁰ Ebd.

²¹ Hauptstaatsarchiv Stuttgart: A 281 Bü. 853.

Wann der Weinbau in Affalterbach Eingang fand, läßt sich nicht sagen. Im Spätmittelalter jedenfalls gab es hier bereits Weingärten. Die Dorfkelter befand sich im Besitz der wahrscheinlich im 15. Jahrhundert errichteten Frühmesse und ging nach der Reformation in das Eigentum der Geistlichen Verwaltung über²². Daneben unterhielten die Affalterbacher bis Anfang des 19. Jahrhunderts noch eine kleine Kelter in den Lemberg-Weingärten²³. Daß der Affalterbacher Weinbau wie die in den 1720er Jahren am Bärlinsrain angelegten Wolfsölder Weingärten auf bäuerliche Initiative zurückgeht, ist nicht unwahrscheinlich, sind doch die Affalterbacher Weingärten nach den Besteuerungsakten von 1725 so gut wie ausschließlich bäuerlicher Eigenbesitz²⁴. Vor dem Dreißigjährigen Krieg scheint der Weinbau in der Gemeinde seine flächenmäßig größte Ausdehnung erreicht zu haben, im 18. Jahrhundert belief er sich einschließlich der rund 30 Morgen auf Poppenweiler Markung im Lemberg noch auf annähernd 100 Morgen²⁵. Er bildete für viele Einwohner eine wichtige Einnahmequelle: Die 68³/₄ Morgen 10¹/₂ Ruten Weingärten auf der Gemeindemarkung erbrachten nach den Ertragsberechnungen für die Jahre 1718 bis 1723 einen durchschnittlichen jährlichen Reinertrag (nach Abzug der Kulturkosten) von 352 fl 50 x 1⁵/₆ h. Dazu kam der Reinertrag der 30 Morgen auf Poppenweiler Markung, der besten Weingärten der Affalterbacher, in Höhe von etwa 200 fl. Im Vergleich hierzu erzielten die Bauern von 1778¹/₄ Morgen Äckern auf der Gemeindemarkung einen durchschnittlichen jährlichen Reinertrag von 1649 fl 55 x 2¹/₂ h, von 161¹/₄ Morgen 16³/₄ Ruten Wiesen einen solchen von 852 fl 9 x 5 h²⁶. Seit der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts verminderte sich das Areal der Weingärten. Der bis dahin in bescheidenem Umfang betriebene Obstbau nahm einen großen Aufschwung. Der billige Apfel- und Birnenmost trat als Volksgetränk neben den Wein.

Über die Bevölkerungsentwicklung liegen erst für die Zeit nach dem Dreißigjährigen Krieg verläßliche Unterlagen vor. Doch lassen sich Einwohnerzahlen seit der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts auf Grund von Angaben über die Zahl der in der Gemeinde befindlichen Häuser und der dort ansässigen Bürger erschließen. Für 1525 kommen wir auf etwa 230 Einwohner, für 1555 auf rund 270 und für 1602 auf schätzungsweise 435. Die starke Bevölkerungszunahme im Laufe des 16. Jahrhunderts blieb, da der landwirtschaftlich nutzbare Grund und Boden auf der Gemeindemarkung großenteils vergeben war und nur wenig sonstige Erwerbsmöglichkeiten bestanden, nicht ohne negative soziale Auswirkungen. Der Prozentsatz der Armen an der Einwohnerschaft stieg an. In Wolfsölden mußte zu Beginn des 17. Jahrhunderts das Bürgeraufnahmegeld erhöht werden, nachdem sich herausgestellt hatte, daß dem Weiler ein „Übersetzen“ mit unvermöglichen Leuten drohte²⁷. In Affalterbach waren damals die Einwohner stark verschuldet²⁸. Ein Schlaglicht auf die ungünstigen sozialen Verhältnisse wirft beispielsweise auch

²² Hauptstaatsarchiv Stuttgart: H 103 Bd. 1471.

²³ Hauptstaatsarchiv Stuttgart: E 221 Bü. 196.

²⁴ Hauptstaatsarchiv Stuttgart: A 261 Bü. 1215.

²⁵ Ebd.

²⁶ Hauptstaatsarchiv Stuttgart: A 261 Bü. 1194.

²⁷ Hauptstaatsarchiv Stuttgart: A 4 Bü. 12/13.

der Bericht des Marbacher Vogts vom 19. Januar 1619. Nach diesem Bericht hatte eine Reihe von Affalterbachern und Wolfsöldern zum Teil schon jahrelang Bestandskühe in ihren Ställen stehen, d. h. fremde Kühe, von denen sie gegen einen willkürlich festgesetzten Zins (z. B. 1 fl, 1½ fl, 1 Scheffel Dinkel oder Haber, das jeweilige Kalb) die Nutznießung hatten. Nach Ansicht des Vogts war gegen diese auch in anderen Orten praktizierte Viehverstellung nichts einzuwenden, doch sollte der Zins einheitlicher sein²⁸. Es scheint, daß sich wohlhabende Viehbesitzer die Notlage von armen Einwohnern zunutze machten, um ihnen für die in Bestand (Pacht) gegebenen Kühe hohe Zinsen aufzuerlegen.

Die Gemeinde war damals wie dann noch in ungleich stärkerem Maße im 18. und im 19. Jahrhundert von dem Bestreben geleitet, die Zahl der ihr zur Last fallenden Einwohner möglichst niedrig zu halten. Doch vermochte sie trotz rigoroser Maßnahmen wie der Verhängung von Heiratsverboten für Unbemittelte oder der Verweigerung der Bürgeraufnahme für schlecht situierte Auswärtige der Armut nicht Herr zu werden. Dies war schon deshalb unmöglich, weil ihr im Bereich der Sozialfürsorge ständig neue Probleme und Belastungen erwachsen. Daß sie bei der Bekämpfung von Hunger und Not eine wahre Sisypthusarbeit zu leisten hatte, wird einsichtig, wenn man sich die Lage der sozialbenachteiligten und in Not geratenen Einwohner vergegenwärtigt: Das Leben in den Dörfern war hart und entbehrungsreich. Hunger und Seuchen grassierten. Arbeitsunfähige mittellose Witwen und Waisen, arme Kranke und Alte hatten die Hilfe ihrer Dorfgenosser und die Unterstützung durch die Gemeinde sowie durch die Heiligenpflege in Anspruch zu nehmen. Der Bettler hatte seinen festen Platz in der damaligen Gesellschaftsordnung. Stets mußte ein Teil der Einwohnerschaft sein Leben durch die ihm häufig nur widerwillig oder zu demütigenden Bedingungen gewährten Almosen fristen. Die Kranken- und Altenpflege lag völlig im argen. Jede organisierte Krankenpflege fehlte. Es gab kein geschultes Pflegepersonal, kaum Ärzte und meist auch keine geeigneten Räumlichkeiten zur Unterbringung der Kranken. Die bedürftigen Kranken und Alten, die nicht durch nahe Verwandte versorgt werden konnten, waren auf die Handreichungen von Nachbarn und Freunden oder auf die Fürsorge von seiten der Gemeinde und der Heiligenpflege angewiesen, die ihre Unterbringung in Privathäusern veranlaßten und für Unterkunft und Verpflegung finanziell aufkamen. Dieser unbefriedigende Zustand der Kranken- und Armenpflege erhielt sich im wesentlichen unverändert bis ins 19. Jahrhundert.

Da Löhne nur für tatsächlich geleistete Arbeiten gezahlt wurden, Rücksicht auf die Kinderzahl und sonstige persönliche oder finanzielle Verhältnisse nicht genommen wurde, läßt sich vorstellen, wie kümmerlich damals die Einkommensverhältnisse bei einem großen Teil der Bevölkerung waren. Fiel der Ernährer durch Krankheit oder Tod aus, kehrte in der Familie, die über kein Vermögen oder sonstige Einkünfte verfügte, bitterste Not ein. Schon eine Mißernte, die zwangsläufig eine Teuerung zur Folge hatte, vermochte die Armen hart zu treffen, insbesondere auch die kleinen Bauern, die nun zu hohen Preisen einen Teil ihres Brot- und Futtergetreides, ebenso das erforder-

²⁸ Hauptstaatsarchiv Stuttgart: H 103 Bd. 1470.

²⁹ Hauptstaatsarchiv Stuttgart: A 212 Bü. 315.

derliche Saatgut kaufen mußten. Die von der württembergischen Regierung angeordnete öffentliche Getreidebevorratung, auf die wir bereits in anderem Zusammenhang hingewiesen haben, erwies sich in dieser Hinsicht als ein Segen, war es doch so immerhin möglich, in Notjahren dem größten Mangel abzuweichen und allzu extreme Preisausschläge nach oben zu verhindern. Eine konstruktive Armenfürsorge läßt sich in Ansätzen bei Waisenkindern beobachten. Heiliger und Gemeinde sorgten hier und da für die Berufsausbildung armer elternloser Kinder, indem sie für das Lehrgeld aufkamen. In der Vierten Landesordnung vom 1. Juni 1536 wurde die Aufstellung von Pflegern für Witwen, Waisen und andere Pflegebedürftige angeordnet, die deren Ver-



Eine Wolfsöldner Familie um 1865
Vorlage: Emma Häußermann, Wolfsölden

mögen verwalteten und sich um deren persönliche Angelegenheiten kümmerten. Die Pfleger unterstanden insbesondere hinsichtlich ihrer Rechnungsführung der Aufsicht der Schultheißen und Gerichte³⁰.

Der Dreißigjährige Krieg beraubte die Gemeinde nahezu ihrer gesamten Einwohnerschaft. Neben den wenigen überlebenden Bürgern, die nach Friedensschluß unter schwierigsten Bedingungen mit dem Wiederaufbau der von Grund auf zerstörten Orte Affalterbach und Wolfsölden begannen, waren es

³⁰ Reyscher Bd. XII, S. 120 f.

Fremde, die hier Fuß zu fassen versuchten. Nach einem Bericht vom Januar 1665, den Schultheiß, Bürgermeister und Gericht dem Marbacher Vogt erstatteten, waren die damals im Flecken befindlichen 25 Bürger „mehren Teils von dem Soldatenwesen von vielen weiten Orten gebürtig zusammengesamlet, allher kommen“. Von ihnen habe der eine da, der andere dort „ein durch das unselige Wesen öd gelassene Gütlein angetreten, daraus so viel möglich wieder gebaut und auch gerettet, so gut er gekonnt“. Die Armut und die Schuldenlast der Gemeinde wie der Bürgerschaft seien jedoch so niederdrückend, daß sie darunter „ganz erpreßt steckten und schier weder zu waten noch zu schwimmen wüßten“. Ein Großteil der Einwohner sei entschlossen, sein häuslich Wesen zu verlassen und sein Stücklein Brot auf anderem Wege zu suchen³¹.

Im Lauf der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts besserten sich trotz neuer Kriegswirren die Verhältnisse ein wenig. Eine Minderheit der Bürgerschaft gelangte zu bescheidenem Wohlstand, die Mehrzahl freilich blieb bitter arm. Die Zahl der Einwohner nahm rasch zu: 1654 wurden in der Gesamtgemeinde 144 Einwohner festgestellt, 1703 344³². Die Einwohnerzahl aus der Zeit vor dem Dreißigjährigen Krieg wurde übrigens erst wieder um 1720 erreicht, also rund 70 Jahre nach dem Ende des großen Krieges. Nicht viel früher waren auch die letzten noch öd liegenden Grundstücke auf der Gemeinemarkung endgültig wieder unter den Pflug genommen worden³³. Die günstige Bevölkerungsentwicklung setzte sich während des ganzen 18. Jahrhunderts fort: 1724 lebten in der Gemeinde 507, 1745 625, 1783 832 und 1802 1033 Menschen³⁴. Die Einwohnerschaft verdreifachte sich also innerhalb von hundert Jahren.

Die für das 18. Jahrhundert lückenlos erhaltenen Affalterbacher Kirchenbücher³⁵ vermitteln uns einige bemerkenswerte bevölkerungsgeschichtliche Einblicke. Zunächst überrascht die hohe Geburtenquote: Auf 1000 Einwohner umgerechnet kamen in Affalterbach und Wolfsölden³⁶ zwischen 1700 und 1799 im Jahresdurchschnitt 49 lebend geborene Kinder (1969 wurden in Baden-Württemberg 15,9 lebend geborene Kinder auf 1000 Einwohner registriert³⁷). Doch auch die freilich starken Schwankungen unterworfenen Sterblichkeit war für unsere Begriffe sehr hoch: durchschnittlich 35 Todesfälle im Jahr auf 1000 Einwohner (1969 entfielen in Baden-Württemberg 10,7 Gestorbene auf 1000 Einwohner). Insgesamt waren in Affalterbach und Wolfsölden im 18. Jahrhundert 2987 Geburten und 2139 Sterbefälle zu verzeichnen. Dies bedeutete einen Überschuß von 848 Geburten. Der Geburtenüberschuß kam bei einer Bevölkerungszunahme von etwa 560 Personen im gleichen Zeitraum nur zu

³¹ Hauptstaatsarchiv Stuttgart: A 202 Bü. 1006.

³² Hauptstaatsarchiv Stuttgart: A 281 Bü. 829 und 835.

³³ Gemeindearchiv Affalterbach: Bürgermeisterrechnungen Affalterbach und Wolfsölden 1693/94 ff.

³⁴ Hauptstaatsarchiv Stuttgart: A 281 Bü. 835–853.

³⁵ Pfarrarchiv Affalterbach: Tauf-, Ehe- und Sterberegister.

³⁶ Steinächle gehörte damals wie noch heute kirchlich zu Weiler zum Stein. Seine Geburten, Eheschließungen und Sterbefälle sind daher in den Affalterbacher Kirchenbüchern nicht berücksichtigt.

³⁷ Statistisches Taschenbuch Baden-Württemberg 1970.

etwa zwei Dritteln der Gemeinde zugute, der Rest wurde nach außen abgegeben. Da die Auswanderung im 18. Jahrhundert für Affalterbach noch kaum ins Gewicht fiel, kann gefolgert werden, daß die Gemeinde im 18. Jahrhundert rund 300 Einwohner durch Abwanderung verlor. Eine besondere Anziehungskraft auf Abwanderungswillige dürfte dabei zeitweilig die neugegründete Residenzstadt Ludwigsburg ausgeübt haben.

Die statistische Auswertung der Sterberegister erlaubt auch exakte Aussagen über das Alter der Verstorbenen: 61,0% der Verstorbenen waren weniger als 8 Jahre alt, weitere 4,5% verstarben im Alter von 8 bis 20 Jahren, 12,9% der Gestorbenen zählten 20 bis 50 Jahre und lediglich 21,6% waren älter als 50 Jahre (davon 7,2% über 70 Jahre). Es war mithin die unverhältnismäßig hohe Kindersterblichkeit, die bei dieser so düsteren Bilanz des



Dorfmitte von Affalterbach mit Kirche und Rathaus um 1914

Vorlage: Ruth Waser, Affalterbach

Todes im 18. Jahrhundert zu Buche schlug und die bis heute dank der immensen Fortschritte der Medizin auf einen geringfügigen Bruchteil des damaligen Anteils an der Gesamtsterblichkeit herabgedrückt werden konnte. Bei der stärkeren Anfälligkeit der Knaben gegen Kinderkrankheiten überrascht es im übrigen nicht, wenn 62,7% der männlichen Gestorbenen unter 8 Jahren waren, während der entsprechende Prozentsatz bei den weiblichen Verstorbenen bloß 59,3% betrug. 16,4% aller Todesfälle entfielen auf Kinder unter einem Monat, 39,3% auf Kinder unter einem Jahr und 56% auf Kinder unter

vier Jahren. Von den rund 3000 Kindern, die zwischen 1700 und 1799 in Affalterbach und Wolfsölden zur Welt kamen, starben annähernd 1400, d. h. nahezu die Hälfte aller in diesem Zeitraum Geborenen, ehe sie das heiratsfähige Alter erreichten. Die Sterberegister enthalten außerdem Einträge über 71 totgeborene Kinder.

Zahlreiche Säuglinge starben in den ersten Lebenstagen oder -wochen an allgemeiner Schwäche. Viele Kleinkinder fielen Kinderkrankheiten zum Opfer. Am gefährlichsten erwiesen sich die Gichter, denen Jahr für Jahr eine größere Anzahl erlag. Daneben grassierten Blattern, Rote Flecken bzw. Masern, Scharlach, Ruhr, Keuch- oder Krampfhusten, auch Blauer Husten, und forderten ihre Opfer. Bei den Erwachsenen werden als Todesursachen vornehmlich Ab-, Auszehrung, Seitenstechen, Schwindsucht, Hitziges Fieber, Halsentzündung, Lungenentzündung, Wassersucht, Steck- und Schlagfluß, Kindbettfieber, Brand und Nachlassen der Natur (Altersschwäche) genannt, vereinzelt auch Krebs, Blutfluß, Geblutsschmerzen, Gelbsucht. Epidemisch traten neben einigen der oben erwähnten Kinderkrankheiten vor allem Hitziges Fieber, Schleim- und Nervenfieber auf, wobei das Hitzige Fieber (wie übrigens auch manche andere in den Sterberegistern erscheinende Krankheiten) medizinisch nicht exakt zu definieren ist, da es offensichtlich verschiedene, mit heftigem Fieber verbundene Krankheiten bezeichnete.

Wie heute durch Verkehrsunfälle mitunter ganze Familien ausgelöscht werden, so geschah dies früher in weit schlimmerem Ausmaß durch Krankheiten und Seuchen. Im 16. und 17. Jahrhundert war es wie schon im Mittelalter die Pest, die wiederholt unserer Heimat einen hohen Tribut an Menschenleben abverlangte. Man begreift daher, wenn 1721 nach Abwendung einer drohenden Pestepidemie – wohl das letzte Mal, daß Südwestdeutschland in den Gefahrenbereich dieser fürchterlichen Seuche geriet – ein allgemeiner Buß-, Bet- und Fasttag angeordnet wurde³⁸. Doch auch nach dem Verschwinden der Pest aus unseren Breiten fehlte es nicht, wie wir gehört haben, an Krankheiten und Seuchen, die erbarmungslos, wenn auch nicht mit gleicher Heftigkeit wie diese, ihre Geißel schwangen. Not und Tod blieben in einem sehr elementaren Sinn die ständigen Begleiter unserer Vorfahren.

Das rapide Bevölkerungswachstum im 18. Jahrhundert ließ die Zahl der Armen in der Gemeinde immer mehr anschwellen. Die sozialen Mißstände erreichten einen Höhepunkt. Bei ihrer schlechten finanziellen Ausstattung vermochten Gemeinde und Heiligenpflege noch weniger als vor dem Dreißigjährigen Krieg eine wirksame Armen-, Alten- und Krankenfürsorge zu betreiben. Sie waren allenfalls in der Lage, die schlimmste Not zu lindern. Als 1715 der Totengräber Michael Munderich beim Abbruch des alten Schulhauses durch einen herabfallenden Balken erschlagen wurde, erhielt seine mittellose Witwe zur Bestreitung der Begräbniskosten und für ihre eigenen dringendsten Bedürfnisse vom Bürgermeisteramt eine Beihilfe von 3 fl. Damit hatte sie sich zunächst einmal zu begnügen³⁹. Die Gemeinde war außerstande, das unter der Einwohnerschaft immer stärker um sich greifende Bet-

³⁸ Pfarrarchiv Affalterbach: Reskriptenbuch 1693–1777 (8. Januar 1721).

³⁹ Gemeindearchiv Affalterbach: Bürgermeisterrechnung Affalterbach 1715/16, S. 123 b f.

telunwesen zu unterdrücken. Sie mußte für arbeitsunfähige Arme und mittellose Waisen und Alte bestimmte Wochentage festsetzen, an denen diese vor den Türen der Wohlhabenden um ein Stück Brot bitten durften⁴⁰. Doch auch so konnte sie das „Auslaufen“ der Armen in die nähere und weitere Umgebung nicht unterbinden. Andererseits wurde sie zeitweise durch Bettler aus der Nachbarschaft überschwemmt. Dazuhin hatte sie sich der zahlreichen heimatlosen Bettler zu erwehren, die nicht selten, besonders den Bewohnern kleiner Siedlungen gegenüber, anmaßend und drohend auftraten. So äußerten die Wolfsöldler 1766 die Befürchtung, die fremden Bettler würden ihnen den roten Hahn auf die Hausdächer setzen, wenn sie sie ohne Almosen weg-



Ortsmitte von Wolfsölden um 1900

Vorlage: Wilhelm Ade, Wolfsölden

schickten⁴¹. Die Maßnahmen, die die herzogliche Regierung und der Schwäbische Kreis ergriffen, richteten gegen die Bettelplage wenig aus. Die Desperados der Landstraßen schreckte selbst die ihnen für den Fall, daß sie als Fremde wiederholt beim Betteln im Gebiet des Schwäbischen Kreises „betreten“ wurden, angedrohte Todesstrafe kaum⁴². Auch die 1710 bzw. 1736

⁴⁰ Pfarrarchiv Affalterbach: Kirchenkonventsprotokolle 1722–1759 (Einträge vom 27. Februar 1742 und 13. Januar 1744).

⁴¹ Pfarrarchiv Affalterbach: Kirchenkonventsprotokolle 1760–1773 (2. November 1766).

⁴² Reyscher, Bd. XIII, S. 1171.

gegründeten Zucht- und Arbeitshäuser in Stuttgart und Ludwigsburg, zu deren Unterhaltung die Gemeinden finanziell beizutragen hatten, erfüllten ihre Zweckbestimmung nur mangelhaft, zumal sie nicht bloß zur Verwahrung von inkorrigiblen Müßiggängern, Landstreichern und sonstigen verbrecherischen Elementen dienten, sondern ebenso zur Aufnahme von einheimischen Armen, die, wie etwa Waisen und Geisteskranke, sich aus eigenen Mitteln nicht zu erhalten vermochten⁴³.

In der Gemeinde selbst entwickelten sich scharfe soziale Spannungen. Die Wohlhabenden erfüllten widerstrebend die ihnen aufgetragene Verpflichtung, die Not leidenden Mitbürger zu unterstützen. Manches arme Waisenkind bekam dies zu spüren, wenn es eine milde Gabe heischend vor die Tür eines Reichen kam. 1772 wollte das Oberamt das Betteln von Ortsarmen dadurch abschaffen, daß es, wie dies schon früher versucht worden war, den wohlhabenden Bürgern bestimmte Geldbeiträge vorschrieb, die dann unter die hilfsbedürftigen Armen verteilt werden sollten. Doch gegen diese Anordnung erhob sich in Affalterbach wie in Wolfsölden lauter Protest. Eine Reihe von Bürgern verweigerte jede Beitragsleistung. Ihre Wortführer erklärten, man unterstütze nur Müßiggänger und Aushauser. Diese Behauptung wies Pfarrer Cammerer scharf zurück. Die renitenten Bürger wollten, so meinte der Geistliche, sich bloß der Abgabe an die Ortsarmen entziehen. Durch die angeordnete Umlage werde vielmehr verhindert, daß Arbeitsfähige, die nicht in der vom Magistrat zusammengestellten Liste der Unterstützungsempfänger erfaßt seien, Almosen erhielten. Auch werde so vermieden, daß Arme, wie dies oft vorgekommen sei, das Brotsammeln als Gelegenheit zu Diebereien benützen würden. Ortsfremde Bettler könnten durch den Fleckenbüttel oder einen eigens aufgestellten Bettelvogt abgetrieben und in ihre Heimatorte gewiesen werden. Armen, die nach entfernten Gegenden unterwegs seien, sollte wie bisher aus dem Heiligen ein Almosen gerecht werden. Ihre Widerspenstigkeit gegenüber einer Anordnung der Obrigkeit mußten einige der wohlhabendsten Affalterbacher mit einer Geldstrafe büßen⁴⁴.

Auch das Handwerk, dem sich seit Beginn des 18. Jahrhunderts immer mehr junge Burschen der Gemeinde zuwandten, eröffnete nur in den seltensten Fällen einen Ausweg aus der sozialen Misere. Bald waren die wichtigsten handwerklichen Berufe hoffnungslos übersetzt. Im Jahr 1806 gab es in der damals wenig mehr als 1000 Einwohner zählenden Gemeinde 4 Metzger, 1 Müller, 4 Bäcker, 5 Schmiede, 3 Wagner, 4 Küfer, 7 Maurer, 7 Zimmerleute, 10 Schneider, 8 Schuhmacher, 18 Weber, 2 Schreiner, 2 Schäfer und 1 Barbier⁴⁵. Es läßt sich leicht vorstellen, daß ein erheblicher Teil dieser Handwerker in ihren Berufen nicht einmal ein Existenzminimum verdiente, zumal die Nachbargemeinden in ähnlicher Weise mit Handwerkern übersetzt waren. Häufig mußte ein Stückchen Land dazu herhalten, das kümmerliche Familieneinkommen etwas aufzubessern.

⁴³ Pfarrarchiv Affalterbach: Reskriptenbuch 1693–1777 (verschiedene Einträge und Einlagen).

⁴⁴ Hauptstaatsarchiv Stuttgart: A 213 Bü. 414.

⁴⁵ Gemeindearchiv Affalterbach: Befehlsbuch 1805–1807, Beilage.

Mit ihrer Armenlast hatte die Gemeinde im wesentlichen allein fertig zu werden. Die Herrschaft half lediglich in Fällen bitterster Not durch Fruchtgratiale von einigen Simri Dinkel und Roggen aus dem Kasten der Geistlichen Verwaltung, auch durch kleinere Geldzuwendungen und sogenannte Spendalmosen, bei denen es sich um Zinsen aus den Vermächtnissen württembergischer Herzöge zugunsten armer Untertanen handelte⁴⁶. In sehr begrenztem Umfang nahm sich das Marbacher Hospitalamt der Hilfsbedürftigen und Kranken in Stadt und Amt an; seine Ausgaben legte es auf die Heiligen in den einzelnen Orten um⁴⁷.



Idyllischer Winkel in
Affalterbach um 1960
Vorlage:
Bürgermeisteramt Affalterbach

Die württembergischen Landesherren des 18. Jahrhunderts, insbesondere die Herzöge Eberhard Ludwig und Carl Eugen, kümmerte das Elend eines Großteils ihrer Untertanen wenig. In dem Bestreben, den ebenso aufwendigen wie glanzvollen Hofstil eines Ludwig XIV. und eines Ludwig XV. von Frankreich nachzuahmen, drangsalierten sie in übler Weise das Land. Die Untertanen hatten dem regierenden Fürsten mit Hab und Gut zu Diensten zu stehen, wenn immer der Landesherr ihrer bedurfte, und dies war oft der Fall. Sie mußten am laufenden Band Jagdfronen sowie schlecht bezahlte Hand- und Spanndienste leisten. Den Gemeinden wurden Jagdhunde zur Aufzucht und Verpflegung zugewiesen, sie hatten in den 1750er und 1760er

⁴⁶ Gemeindearchiv Affalterbach: Heiligenrechnungen.

⁴⁷ Pfarrarchiv Affalterbach: Reskriptenbuch 1693-1777 (Oberamtliches Ausschreiben vom 25. April 1742).

Jahren große Mengen Salz zu überhöhten Preisen entsprechend der Kopfzahl ihrer Einwohner abzunehmen, Lose der herzoglichen Lotterie zu kaufen, Rekruten für das Heer des Landesherrn zu stellen und anderes mehr. Nach dem Abschluß des Erbvergleichs im Jahr 1770, der die Niederlage von Herzog Carl Eugen gegen die Landstände, die Landschaft, dokumentierte, wurde vieles besser. Doch bis zu dem Verantwortungsbewußten, auf das Wohl des Landes bedachten Regiment eines Wilhelm I. war noch ein weiter Weg.

Die evangelische Kirche behauptete während der ganzen Zeit ihre beherrschende Stellung im Herzogtum. Sie ordnete, reglementierte und überwachte das Leben der Untertanen. Niemand vermochte sich der Teilnahme am Gottesdienst, dem regelmäßigen Gebrauch der Sakramente zu entziehen oder Ansichten zu äußern, die der protestantischen Glaubensauffassung widersprachen. Die Kirche bestimmte die Normen von Moral und Sitte. Im Unterschied zur Herrschaft jedoch verlor sie trotz des sittlichen Rigorismus, den sie praktizierte, nie ihre karitative Aufgabe aus dem Auge. So haben etwa ohne Ausnahme die Affalterbacher Ortsgeistlichen während des ganzen 18. Jahrhunderts ihre Sorgepflicht gegenüber den sozial Schwachen sehr ernst genommen. Waisen, mittellose Witwen und hilflose Alten nahmen sie vor Bedrückungen durch die Wohlhabenden in Schutz. Abergläubischen Vorurteilen traten sie entgegen. Freilich waren auch sie Kinder ihrer Zeit. Über sogenannte sittliche Verfehlungen, die wie die zahlreichen unehelichen Schwangerschaften von armen Mädchen ihre Ursachen in sozialen Mißständen hatten, urteilten sie oft über die Maßen streng, oder sie ließen, ohne auch nur den leisesten Protest oder Einspruch zu erheben, einer überharten Gerechtigkeit ihren Lauf.

Dem nachmaligen Prälaten Johann Gottfried Pahl, der von 1808 bis 1814 als Pfarrer in Affalterbach wirkte, ist das elende Leben, das die große Mehrzahl der Einwohnerschaft in einer Gemeinde führte, über die, wie er sich ausdrückte, die Natur ihr Füllhorn so reichlich ergoß, sehr nahegegangen. Er schreibt in seinen Erinnerungen⁴⁸: „... Keinem fehlte es an Fleiß und Emsigkeit. Man ließ keine Scholle Dung und keinen Tropfen des Stallwassers verloren gehen. Die Arbeit teilte sich zwischen dem Acker und dem Weinberge, und in dem letzteren war sie besonders mühsam, da hier die Hacke die Stelle des Pflugs und der Rücken des Gärtners die Stelle des Wagens vertreten mußte. Aber wenn das Jahr vorüber war, so hatte man sich mit all' dieser Arbeit doch nur elend durchgeholfen, und ihr Ertrag reichte meistens nicht hin, um nur die Notdürft der Familie zu decken. Was der Acker und der Garten gewährte, wurde eiligst in die benachbarten Städte gebracht und zu Geld gemacht, um die dringenden täglichen Ausgaben zu bestreiten; der Segen des Weinbergs sollte die öffentlichen Abgaben und die Zinse der Schulden decken, wozu er aber sehr oft nicht hinreichte; nirgends blieb eine Ersparnis oder ein Vorrat übrig; der Kampf mit der Sorge um das tägliche Brot hörte nicht auf; das Innere der Häuser stellte die traurigsten Bilder von Mangel Blöße und Entbehrung dar; das ganze Jahr brachte keinen Freudentag ...“

⁴⁸ Johann Gottfried Pahl, Denkwürdigkeiten aus meinem Leben und aus meiner Zeit. Nach dem Tode des Verfassers herausgegeben von dessen Sohn Wilhelm Pahl. 1840. S. 327 ff.

Pahl setzt sich dann mit der Frage auseinander, wie die Affalterbacher mit ihrem so traurigen Geschick fertig wurden. Das Urteil, zu dem er gelangt, ist bemerkenswert und zugleich, so will uns scheinen, eines der ergreifendsten wie ehrenvollsten Zeugnisse über unsere Vorfahren:

„Ein in täglicher Not und Sorge und unter steter, keinen Segen gewährenden Anstrengung der Kräfte hingeschlepptes Leben trägt nicht dazu bei, den Geist zu erheben, und setzt den Menschen einer Menge Versuchungen aus, die er um so schwerer überwindet, da sie sich ihm als unabweisliche Aufforderungen einschmeicheln, seinem ungerechten Schicksal in der Haltung der Notwehr entgegenzutreten. Diese Bemerkung fand ich auch in dem Leben mancher einzelner Glieder meiner neuen Gemeinde bestätigt, besonders durch Gleichgültigkeit gegen die Achtung, die einem ehrenhaften Namen gewährt wird, durch Vernachlässigung der Kinderzucht, durch Verletzungen des fremden Eigentums, durch ehelichen Unfrieden und in einigen traurigen Beispielen der in Völlerei und Liederlichkeit versunkenen Verzweiflung. Dagegen gelang es aber der Mehrzahl der Hausväter und Hausmütter, sich in diesen Versuchungen aufrecht zu erhalten, allerdings weniger durch die im Kampfe mutige Kraft des Geistes, als durch den vermittels der eigenen Erfahrung und des Anblicks so vieler Schicksalsgenossen stereotyp gewordenen Begriff, daß der Mensch nun einmal dazu bestimmt sei, im Schweiß seines Angesichts sein Brot zu essen, und des Lebens Aufgabe nicht in seinen Genüssen, sondern in seinen Mühsalen und Entbehrungen zu lösen. Zwar fühlten diese wackeren Leute wohl die Last der Bürden, die auf ihnen lagen, und dieses Gefühl ergoß über ihre ganze Erscheinung eine trübe, düstere Farbe, nur selten von einem Strahle des Lichts berührt, das die Pfade der Glücklichen erheitert. Dagegen gingen sie ohne Murren ihren rauhen Weg, fuhren fort, unverdrossen den Acker zu bauen, wenn sie gleich im Besitze seines Segens genötigt waren, zu darben, führten einen eingezogenen, stillen und friedfertigen Wandel, leisteten der Obrigkeit Gehorsam, so strenge sie auch in ihren Ansprüchen an sie war, und verzichteten auf alle Gemächlichkeiten und Ergötzungen des äußeren Lebens, ohne das Schicksal anzuklagen, das ihnen diesen Verzicht abnötigte. Diese Bewahrung der sittlichen Ordnung und dieser geduldige und entsagende Sinn konnte sich aber unmöglich bloß durch die von Kindheit an genährte Gewohnheit und durch die Anschauung der auf demselben dornigen Pfade wandelnden Brüder nähren und erhalten; die eine und der andere bedurften der Unterstützung des Geistes, der eine höhere, weise und gütig über die menschlichen Dinge waltende und das Unrecht der Gegenwart durch die Zukunft ausgleichende Macht verkündigt und dieser Geist war in der Tat reichlich über die Gemeinde ergossen. Mochte er nun noch fortleben aus der guten, alten, von dem religiösen Kaltsinn unserer Tage nicht ergriffenen kirchlichen Zeit, oder als Erzeugnis der strengen altwürttembergischen kirchlichen Gesetzgebung und Zucht, oder als die Frucht würdiger Prediger, die vor mir an dieser Gemeinde gearbeitet hatten; er war in ihr einmal vorhanden; und er erwies sich nicht bloß in äußeren Zeichen, als da sind zahlreicher Besuch der öffentlichen Gottesdienste, fleißiger Abendmahlsgenuß, Heiligung des Sonntags, Achtung für die kirchlichen Anstalten und Beobachtung der althergebrachten gemeinschaftlichen Familien-Erbauung, sondern auch durch Andacht, Nach-

denken und Verlangen nach Belehrung und Trost im öffentlichen Gottesdienst, durch lebendiges Gefühl des tiefen Sinnes, der in den religiösen Gebräuchen und Übungen ist, durch kindliche Ergebung, Zuversicht und Hoffnung auf den Betten der Kranken und Sterbenden, durch Sehnsucht nach dem helleren Lichte, das in den Stunden der Anfechtung und des Zweifels sich verdunkelt, durch resignierendes, versöhnliches Entgegenkommen bei entstandenen Entzweigungen und durch ein Leben, in dem der Gedanke an die allgegenwärtige und vergeltende Gottheit nur in unbewachten Augenblicken erlosch . . ."

Dieses von hoher menschlicher Wertschätzung für die Affalterbacher Kleinbauern, Tagelöhner und Handwerker zeugende Urteil des bedeutenden Theologen, Publizisten und Historikers, der im Geistesleben seiner Zeit einen hervorragenden Platz einnahm, wiegt schwer, beruht es doch auf mehrjähriger seelsorgerischer Tätigkeit und genauer Kenntnis der Verhältnisse und Lebensumstände der Menschen, die zu Beginn des 19. Jahrhunderts in Affalterbach lebten. Wir brauchen den Worten Pahls wohl nichts mehr hinzuzufügen, dürfen aber vielleicht nochmals die in den Vorbemerkungen zu unserem Beitrag gestellte Frage aufgreifen, welche geistig-seelischen Kräfte es waren, die unsere Vorfahren instand setzten, die Härte und Existenznot ihres Alltags menschlich zu bestehen. Johann Gottfried Pahl hat uns eine Antwort gegeben, die eines längeren Nachdenkens wert scheint.

Über Geschichtsschreiber und Geschichtsschreibung zur neueren Geschichte Kornwestheims, insbesondere die Leistungen und Verdienste von Ch. L. Kerner und G. Rümelin*

von Willi A. Boelcke

Kornwestheim, zwar eine Stadt erst jüngeren Datums, doch eine Gemeinde von beträchtlich hohem Alter, fehlte bisher die geschlossene Darstellung seiner wechsellvollen Geschichte von den Anfängen menschlicher Besiedlung in der sogenannten „grauen Vorzeit“ über die in ihren Traditionen festgefügte mittelalterliche und frühneuzeitliche Bauerngemeinde bis hin zur problembeladenen Gegenwart, die von stürmischer industrieller Aufwärtsentwicklung beherrscht wurde¹. Diese Lücke in ihrer historiographischen Überlieferung haben die Kornwestheimer selber eigentlich schon seit Jahrzehnten schmerzlich bedauert. Daß sie eine geschlossene Darstellung ihrer Geschichte entbehren mußten, wird den Eingeweihten sicher ein wenig verwundern. Von Kornwestheims Geschichte kündigt nicht nur eine fündige, dichte schriftliche Überlieferung vom hohen Mittelalter bis zur Gegenwart, vorbildlich archiviert und allgemein zugänglich im Hauptstaatsarchiv Stuttgart und im Staatsarchiv Ludwigsburg sowie in den Stadtarchiven Kornwestheim², Esslingen und Stuttgart. Viele Abschnitte aus der Geschichte Kornwestheims sind außerdem bereits seit Jahren und Jahrzehnten mustergültig bearbeitet und liegen teilweise als Veröffentlichungen vor. Sie legten bereits sichere ortsgeschichtliche Fundamente, und erleichtern vor allem den Einstieg in die Geschichte des Bauerndorfes, dem aus eigener Kraft der Sprung zur Industriestadt gelang. Über die reizvolle spätmittelalterliche Geschichte der Kornwestheimer Höfe und Lehen, die einem Kreuzworträtsel gleichende „Höfegenealogie“, arbeiteten Baron de Merx und Gerhard Heß³. Dem leider

* Wörtliche Fassung des nur mit Anmerkungen versehenen Vortrags, den der Verf. am 7. Dez. 1972 vor dem Historischen Verein Ludwigsburg gehalten hat.

¹ Inzwischen ist dank der Unterstützung des Historischen Vereins Ludwigsburg und der Stadt Kornwestheim meine Darstellung: Kornwestheim vom Alemannendorf zur Industriestadt. Kornwestheim 1972. VIII u. 191 S., erschienen.

² Verwiesen sei hier besonders auf das vervielfältigte Findbuch des Stadtarchivs Kornwestheim (1964), bearbeitet von W. Böhringer.

³ Chr. N. Baron de Merx: Die Hof- und Eigenmarken, Berufszeichen und Wappen im alten Kornwestheim nebst Kornwestheimer Hofgeschichte. Markgröningen 1948. Typoskript im Stadtarchiv Kornwestheim; G. Heß: Aus der Geschichte Kornwestheims. In: Hie gut Württemberg. Beilage der Ludwigsburger Kreiszeitung vom 8. Juni 1956. S. 39.

zu früh verstorbenen Heß (1916 – 1957), zuletzt Stadtarchivar in Heilbronn, verdanke ich auch die ersten Hinweise auf den Kornwestheimer „Bauern-Millionär“ des 16. Jahrhunderts, Georg Minner, dessen Geschichte inzwischen Eingang in die internationale Fachliteratur gefunden hat⁴. Für unsere Kenntnis von der Entwicklung von Schule, Pfarrei und Gemeindeverwaltung bis zu Beginn des 20. Jahrhunderts leistete der jahrzehntelange unermüdete Sammeleifer des ehemaligen Kornwestheimer Hauptlehrers Christian Lober (1859 – 1941) unschätzbare Dienste⁵. Lober war ein vorbildlicher Chronist seiner Heimatgemeinde. Kornwestheims stürmische Entwicklung im 20. Jahrhundert schildern und erhellen neben den materialreichen Prüfungsarbeiten für das Lehramt von Max Härle (jetzt M. Trumpf, Jg. 1915⁶), D. Traub⁷, und den zusammenfassenden Übersichtsdarstellungen von Karl Fröscher (1880 bis 1958⁸) in vorzüglicher Weise auch die ungedruckten Erinnerungen des hochgeschätzten Altschultheißen Friedrich Siller (1864 – 1947)⁹ sowie die mit berechtigtem Stolz verfaßten historischen Betrachtungen und Bestandsaufnahmen, die in der Sonderausgabe der „Kornwestheimer Zeitung“ vom 6. April 1956 anlässlich der Erhebung Kornwestheims zur „Großen Kreisstadt“ abgedruckt wurden. Den insgesamt fast zwei Jahrhunderte umfassenden Leistungen und Bemühungen vorangegangener Generationen, zu denen noch zwei Männer zu zählen sind, deren Schaffen und Schicksal meine Betrachtungen gelten werden, gebührt gerade bei dieser Gelegenheit Dank und Anerkennung.

⁴ Näheres Boelcke: Kornwestheim, S. IV u. 56-66.

⁵ Chr. Lober: Ortsvorsteher der Gemeinde Kornwestheim. Kornwestheim 1926. Manuskript im Stadtarchiv Kornwestheim. 181 S., umfassend die Zeit von 1347–1926; ders.; Chronik von Kornwestheim. 9 Bde. Stadtarchiv Kornwestheim; des.: Kornwestheim vor 25 Jahren und heute und sein Darlehenskassenverein 1891–1916. Kornwestheim 1916. 118 S.; ders.: Historischer Abriß von Kornwestheim. In: Adreßbuch Kornwestheim 1927, S. 10-13; ders.: Zur Erinnerung an die 25jährige Jubiläumsfeier der Feuerwehr Kornwestheim am 10. März 1890. Ludwigsburg 1890. 26 S.; ders.: Festschrift zum 60jährigen Jubiläum der Freiwilligen Feuerwehr Kornwestheim 1925. Kornwestheim 1925. 32 S.

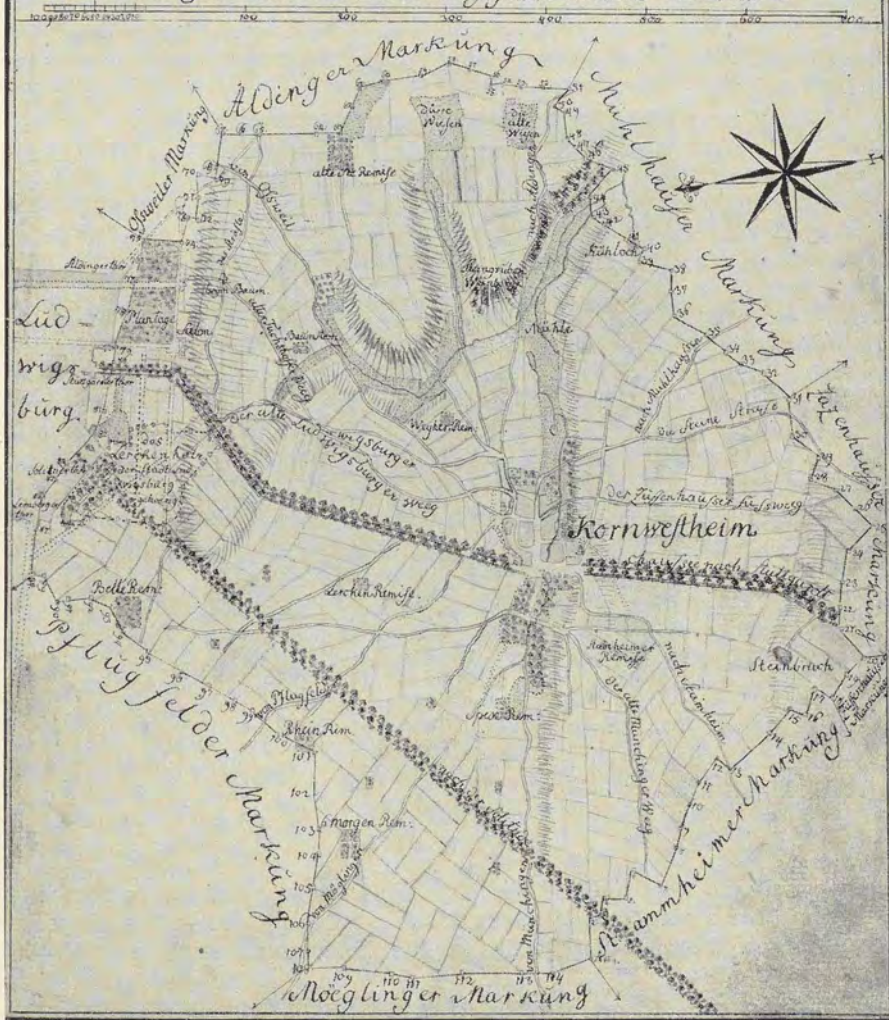
⁶ M. Härle: Das Bauerndorf Kornwestheim und seine Entwicklung zur Industriestadt. Wissenschaftl. Hausarbeit für die 2. Prüfung für das Lehramt an Volksschulen. Ludwigsburg 1952. 210 S. Typoskript im Stadtarchiv Kornwestheim.

⁷ D. Traub: Großbetriebe als Städtebildner dargestellt am Beispiel der Salamanderwerke und Kornwestheim. Zulassungsarbeit zur Lehramtsprüfung. Kornwestheim 1964. Typoskript im Stadtarchiv Kornwestheim.

⁸ K. Fröscher: Kornwestheim in Gegenwart und Vergangenheit. Sonderdruck aus dem Adreßbuch der Stadt Kornwestheim 1953. 10 S., u. a. – Erwähnt seien ferner in diesem Zusammenhang die Arbeiten von R. Kienzle: 100 Jahre Freiwillige Feuerwehr Kornwestheim 1860–1965. Kornwestheim 1965. 193 S.; R. Kienzle hat ebenfalls die von mir veröffentlichten Kornwestheimer Bebauungspläne: Kornwestheim a. a. O., S. 101 u. 133, bearbeitet. R. Marbach: Die Geschichte des Deutschen Volksschulwesens unter besonderer Berücksichtigung Württembergs und der Kornwestheimer Schule und ihrer Schulmeister von 1556–1836. Wissenschaftl. Jahresarbeiten für die Jahre 1948/49. 137 S. Typoskript im Stadtarchiv Kornwestheim. Chr. Schneller: Standortchronik Kornwestheim. Kornwestheim 1941. 82 S. Typoskript im Stadtarchiv Kornwestheim.

⁹ Erinnerungen von Altschultheiß Friedrich Siller. Kornwestheim 1940. 50 S. und Beilagen. Typoskript im Stadtarchiv Kornwestheim.

Plan
 von dem
 in das Ludwigsbürger Oberamt gehörigen Amts-Ort
Kornwestheim
 wie solcher samt seiner Markung gezeichnet worden
 durch
 Carl Friedrich Kern, im Monath Aug. 1788.
 Maasstab von 700 Württembergischen decimal Ruthen



Markungsplan von Kornwestheim 1788

Zwei Männern vor allem verdankt die Geschichtsschreibung Kornwestheims Arbeiten von überragendem Rang, die zugleich ein Beispiel für ganz Württemberg gaben. Ihre wissenschaftlichen Leistungen, Marksteine auf dem Gebiet der historisch-statistischen Topographie, standen an der Spitze ihrer Zeit. Beide Männer genossen zu ihrer Zeit hohes Ansehen, beider Name lebte in der Nachwelt fort, wenngleich nicht übersehen werden soll, daß unsere gegenwärtig schnellebige Zeit sie mehr und mehr zu Unrecht zu vergessen scheint. Ich meine den herzoglich-württembergischen Oberamtmann mit dem Titel eines Regierungsrats, Christoph Ludwig Kerner (1744 – 1799) und den königlich-württembergischen Geheimrat und langjährigen Kanzler der Universität Tübingen, Gustav Rümelin (1815 – 1889). Ihren historiographischen Leistungen für Kornwestheim, aber auch ihrem untrennbar damit verbundenen Lebensschicksal, ihrem Schaffen und Wirken in ihrer Zeit, das wesentliche Abschnitte der Ludwigsburger, der württembergischen und der deutschen Geschichte einschließt, sind meine folgenden Ausführungen gewidmet.



Herzoglich-württembergischer
Ludwigsburger Oberamtmann mit dem
Titel eines Regierungsrats
Christoph Ludwig Kerner (1744–1799)
Vater des Dichters, Arztes und Natur-
forschers Justinus Kerner (1786–1862)

Die Liebe, die Meisterhand und der Genius des berühmten Sohnes, des Dichters, Arztes und Naturforschers Justinus Kerner (1786 – 1862) entrissen das nüchterne Beamtenchicksal des weniger bekannten Vaters¹⁰ der Dunkel-

¹⁰ Christoph Ludwig Kerner wurde am 5. Mai 1744 in Hechingen als Sohn des damaligen Regimentsquartiermeisters Joh. Georg Kerner geboren, der 1766 als Lud-

heit des Vergessens. Justinus Kerner wurde bekanntlich 1786 in Ludwigsburg als Sohn des erwähnten Oberamtmanns Christoph Ludwig Kerner und als jüngster von sechs Geschwistern geboren. Justinus' selbstbiographisches „Bilderbuch aus der Knabenzeit“ schildert seine ersten Jungenjahre unter der sorgenden Obhut seines Vaters, dessen plötzlicher Tod dann das innere und äußere Leben des Sohnes auf das tiefste traf und veränderte¹¹. Der Ludwigsburger Oberamtmann war 42 Jahre alt, als sein jüngster Sohn das Licht der Welt erblickte, bekleidete aber sein Staatsamt, das er vom Vater ererbt hatte, bereits 17 Jahre. Als – wenn man will – das zornige Geschrei des Jüngstgeborenen, des späteren Dichters im Ludwigsburger Amtshaus erschalle und die Familie für einige Jahre in Atem hielt, des Vaters Nachsicht aber von Anbeginn sicher, nützte der mit Amtsgeschäften überhäufte Oberamtmann fast jede seiner freien Stunden, um an der von ihm seit einiger Zeit in Angriff genommenen statistischen Beschreibung Kornwestheims zu arbeiten. Ende 1788 war sein stattliches Werk vollendet. Die Vorrede, die gewöhnlich nach Abschluß des Manuskripts verfaßt wird, trägt das Datum: 3. Oktober 1788.

Christoph Ludwig Kerner war nicht nur mit den Verhältnissen in und um Ludwigsburg vertraut. Er war auch ein nach Talent, Kenntnissen und Charakter vorzüglicher Beamter und um seines Wohlwollens, seiner humanen Gesinnung und der strengen Rechtlichkeit willen auch bei seinen Untergebenen allgemein beliebt. In der Selbstbiographie Christian Schubarts (1736 – 1791), der ohne Recht und Gericht zehn Jahre auf dem Hohenasperg gefangen saß, geschieht Kerner rühmliche Erwähnung¹². Doch mehr als der hausbefreundete Dichter war wohl der landwirtschaftliche Reformator, der von den Habsburgern geadelte Joh. Christian Schubart von dem Kleefeld (1734 – 1787)¹³, der damals mit Eifer und Erfolg für den Kleebau in Deutschland wirkte, des Beifalls und der Bewunderung Kerners sicher. Das „Bilderbuch aus der Knabenzeit“ schildert den Oberamtmann als Gartenfreund und erfahrenen Obstzüchter. Er war auch selber als landwirtschaftlicher Reformator tätig, regte zum Klee- und Brachanbau an, nicht zuletzt in seiner Arbeit über Kornwestheim. Poesie, Musik und schöne Literatur, abgesehen von der Leidenschaft am Sammeln von Gemälden, waren ihm fremd. Der ernste und vielfach trockene Beamte, dennoch mit einer gehörigen Portion versteckten schwäbischen Humors ausgestattet, glich mehr einem Kind der Aufklärung, doch nur soweit sie die Rationalität ansprach und befruchtete. Einige Schriften des altwürttembergischen Staats- und Landrechts tragen seinen Namen¹⁴. Anlässlich der Feier-

wigsburger Oberamtmann verstarb. Kerner war seit 1767 mit Friederike Luise Stockmayer, Tochter eines Kammerprokurators, verheiratet.

¹¹ J. Kerner: Bilderbuch aus der Knabenzeit. Leipzig 1957. S. 13-120. Ferner dazu G. Rümelin: Justinus Kerner. In: Ders.: Reden und Aufsätze. Dritte Folge. Freiburg i. Br., Leipzig 1894. S. 303-308.

¹² Schubart's Leben und Gesinnungen. Hgg. von L. Schubart. 1. Teil. Stuttgart 1791. S. 143-144; Kerner: Bilderbuch aus der Knabenzeit, S. 16. – Kerner war Taufpate eines Sohnes Schubarts.

¹³ Zu Joh. Chr. Schubart: R. Krzymowski: Geschichte der deutschen Landwirtschaft. Berlin 1961. 3. Aufl. S. 223-224.

¹⁴ Kerner hatte ein juristisches Studium absolviert. Vgl. auch Chr. L. Kerner: De donatione capite damnati. Jur. Diss. Jena 1766.

lichkeiten zum 38. Geburtstag von Herzog Karl Eugen (1737 – 1793), im Jahre 1775 in Ludwigsburg begangen, hielt Kerner die Festrede¹⁵, nach kurzer obligater Lobpreisung im wesentlichen eine nüchterne, nicht überschwengliche Chronik der Verdienste des Landesherrn um den Aufbau seiner Residenzstadt Ludwigsburg, wahrscheinlich die erste Chronik Ludwigsburgs von berufener Seite, die eine mit Kommentaren versehene Veröffentlichung übrigen noch heute lohnen würde.

Mehr noch als das Recht galt sein Interesse der damals vor allem in den Staaten des aufgeklärten Absolutismus aufgekommenen Statistik. Kerner kannte die verschiedensten kameralwissenschaftlichen Schriften seiner Zeit, er sprach von „Süßmilchs schönem Werke“. 1741 erschienen in erster Auflage die bedeutenden statistischen Untersuchungen des Johann Peter Süßmilch (1707 – 1767) unter dem Titel: „Die göttliche Ordnung in den Veränderungen des Menschengeschlechts“¹⁶. Als erster entdeckte Süßmilch das „Gesetz der großen Zahl“. Ziel seiner Arbeit war es, das neue Ganze, nicht mehr die katholische Ökumene, sondern die neue partikuläre Einheit des Territorialstaats und seine statistischen und volkswirtschaftlichen Grundlagen zu erfassen und zu durchleuchten. Etwa seit den Tagen des großen Leibniz galt die Statistik, damals zur neuen Wissenschaft aufgeblüht, als Basis der gesamten wirtschaftlichen und staatlichen Tätigkeit. Preußen ging voran. In Österreich ließ Maria Theresia von den Landesbehörden häufig Tabellen und Statistiken, Aussaat- und Ernteübersichten u. a. anfordern, sog. „Staatsbrillen“, wie man sie nannte. Andere Staaten folgten dem Beispiel.

Im ständischen Württemberg lag es, abgesehen von den angestellten statistischen Erhebungen zur Steuer, mit der Statistik jedoch im argen. Um so verständlicher waren Aufsehen und Proteste, die das kritische Reisewerk des Berliner Buchhändlers Friedrich Nicolai über Schwaben, erschienen Ende des 18. Jahrhunderts, in Württemberg auslöste¹⁷. Es ist das bedeutendste Reisewerk über Württemberg nach Umfang und Gehalt aus dem 18. Jahrhundert. Nicolai gehörte zu den Ersten und Wenigen, die von den bahnbrechenden Untersuchungen Süßmilchs verständigen und praktischen Gebrauch machten. Kerner ist mit ihm in einem Zuge zu nennen, wenngleich er sich darauf beschränkte, Süßmilchs Erkenntnisse auf ein konkretes Untersuchungsobjekt, auf das von ihm gewählte, begrenzte Beispiel Kornwestheims anzuwenden, und dabei aber in der Lage war, in wesentlich tiefere Erkennt-

¹⁵ Beschreibung der Feierlichkeiten zum Geburtstag von Herzog Carl Eugen von Württemberg 1775 in Ludwigsburg mit einer Rede von Kerner. Cod. hist. fol. 208. Württemb. Landesbibliothek Stuttgart.

¹⁶ J. P. Süßmilch: Die göttliche Ordnung in den Veränderungen des menschlichen Geschlechtes. 3 Teile. Berlin 1740/41, weitere Aufl. bis 1798.

Vgl. auch E. Salin: Politische Ökonomie. Geschichte der wirtschaftspolitischen Ideen von Platon bis zur Gegenwart. Tübingen, Zürich 1967. 5. Aufl. S. 45.

¹⁷ Hierzu besonders G. Rümelin: Altwürttembergisches. I. Nicolai und sein Reisewerk über Schwaben. In: Ders.: Reden und Aufsätze. Neue Folge. Freiburg i. Br., Tübingen 1881. S. 407–441. Ferner: 150 Jahre Amtliche Statistik in Baden-Württemberg. Hgg. vom Statistischen Landesamt von Baden-Württemberg. Stuttgart 1970. S. 255–256.

F. Nicolai: Beschreibung einer Reise durch Deutschland und die Schweiz im Jahre 1781. 9. Bd. S. 151–165, 10. Bd. u. 11. Bd. Berlin, Stettin 1795–1796.

nisbereiche vorzustößen als es das großflächigerer Betrachtung verpflichtete Reisewerk Nicolais vermochte und gestattete. Um dieselbe Zeit, als Kerner sein Werk abschloß, erschien 1787 der erste Band der „Geographie und Statistik Württembergs“ von Philipp Ludwig Hermann Röder¹⁸, ein lexikalisch angelegtes Werk, das aber insgesamt verdeutlicht, wie wenig der Verf. seiner Aufgabe gewachsen war, solange eine Landesbeschreibung Altwürttembergs noch nicht auf zuverlässige statistische Erhebungen zurückgreifen konnte. Der versuchte systematische Ansatz des Werkes, wird im Gegensatz zu Kerners Arbeit, immer wieder von den speziellen Interessen des Verfassers an bestimmten Zusammenhängen und Details überwuchert. Württembergs Verwaltung hatte noch nicht die laufende Bevölkerungs-, Agrar- und Gewerbestatistik als unerläßliche Grundlage für alle Entscheidungen finanz-, wirtschafts-, agrar- und sozialpolitischer Natur entdeckt. Es traf offenbar im Großen und Ganzen zu, was Nicolai über die württembergischen Staatsdiener der damaligen Zeit zu berichten wußte und worüber er die volle Schale von Spott und Tadel ausschüttete. Württemberg bilde trotz reicher Mittel, so Nicolai, vor allem nur Theologen heran und diese reichlicher als das Land sie bedürfe. Als ob das Land, fährt er fort, keine guten Ärzte, Juristen und Kameralisten (Finanz- und Wirtschaftspolitiker) brauche. Die Verwaltung werde zum Schaden des Landes und zum Spott der Fremden unwissenden Schreibern in die Hände gelegt. Viel mehr komme es darauf an, daß die Beamten Volkswirtschaft und Statistik lernen, statt sich in der protestantischen Scholastik auszukennen. Begreiflich daher auch Nicolais Lob für die Hohe Karlsschule.

Das abschätzige Urteil des mit einer Extrapost durch das Land gereisten Buchhändlers mit der Berliner Brille auf der Nase, traf gewiß nicht für die Amtstätigkeit des Christoph Ludwig Kerner in Ludwigsburg zu, am wenigsten für seine statistische Ortsbeschreibung. Kerner besaß eine hohe Meinung vom praktischen Wert der Statistik und war – wie er selber im Vorwort zur Kornwestheimer Fleckenbeschreibung ausführte –, überzeugt, „daß ein Ortsvorsteher nur als dann den Wohlstand der ihm anvertrauten Communen zweckmäßig bewirken kann, wenn er eine genaue Kenntnis von der Lokalverfassung derselben besitzt“. Deshalb habe er alle ihm zugänglichen Nachrichten gesammelt, Lager-, Steuer-, Kirchenbücher, Gemeinderechnungen und die Akten der Oberamtsregistratur eingesehen und ausgewertet mit dem Ziel, aus den gesammelten Nachrichten „ein Ganzes zu machen und aus solchem eine statistische Beschreibung“ zu entwerfen. Voll von den freieren Anschauungen volkswirtschaftlicher Dinge, wie sie sich im Zeitalter der Aufklärung und des Merkantilismus Bahn brachen, verstand er unter „Lokalverfassung“ nicht nur, wie herkömmlich, die hergebrachte, gottgewollte Rechtsordnung, sondern schloß auch die Wirtschaftsstruktur und die wirtschaftliche Leistungsfähigkeit einer Gemeinde darin ein. Als Sohn der Aufklärung schien ihm vieles zudem zum Besseren wandelbar, wandelbar im Sinne der Wohl-

¹⁸ Ph. L. H. Röder: Geographie und Statistik Württembergs. Bd. 1. Laybach 1787; Bd. 2. Ulm 1804. – Dazu: H. Bausinger: Philipp Ludwig Hermann Röders „Geographie und Statistik Württembergs“. Eine Topographie der Aufklärungszeit als volkswirtschaftliche Quelle. In: Studien zur Südwestdeutschen Landeskunde. Festschrift für Friedrich Huttenlocher. Hgg. von K. H. Schröder. Bad Godesberg 1963. S. 447–460.

standsidee, wie sie von der Aufklärungsphilosophie des 18. Jahrhunderts, voran von dem an der Hallenser Universität lehrenden großen Rational-Philosophen Christian v. Wolff (1679–1754) beispielhaft für seine Zeit formuliert wurde. Daß die Mehrung des Wohlstands seiner Bürger die Hauptaufgabe des Staats und der Staatsverwaltung sei, war einer der grundlegenden Glaubenssätze und Forderungen der Theorien vom aufgeklärten Absolutismus. Kerner fühlte sich den neuen Grundsätzen staatsmännischer Tugend verpflichtet und stand damit eigentlich im Gegensatz zu dem ständischen Denken in Altwürttemberg, das sich im Beharren auf dem Althergebrachten erschöpfte. Im Dualismus zwischen den eifersüchtig auf ihr Recht pochenden Landständen und dem ebenso eigenwilligen wie herrschsüchtigen Landesherren ergriff er offenbar die Partei seines jähzornigen, aber dennoch im Lande beliebten Fürsten, der den fortschreitenden Zeitgeist damals weit mehr verkörperte als der ständische Konservatismus.

Kerners statistische Beschreibung des Fleckens Kornwestheim, die in drei handgeschriebenen Folio-Bänden überliefert ist¹⁹, berichtet in einem gemütlich-trockenen Kanzleistil, unberührt von der sprachlichen Originalitätssucht und dem unerträglichen Pathos der jungen Poeten der damaligen Zeit, von den wirtschaftlichen und sozialen Zuständen des wohlhabenden Marktfleckens sowie von den Rechten und Pflichten von Bürgern und Gemeinde. In 54 Kapiteln, auf 233 doppelseitig handgeschriebenen Folioblättern, beginnend mit der Geschichte, mit der Bevölkerung, den Gebäuden und endend mit einer Berechnung des „Gewinnsts des Feldbaus“, mit einem Kapitel über die Güterzerstückelung und mit Vorschlägen zur Verbesserung des Wohlstandes, breitet er die Statistik eines Dorfes vor uns aus²⁰. Er begründete, weshalb Kornwestheims Viehstand 1787 noch nicht die Höhe besaß, um den Einwohnern höchsten Nutzen zu gewähren, schlug eine Vermehrung des Anbaus von Klee und anderen Futterkräutern vor, riet zur Bestellung der damals noch üblichen Brache, bewies rechnerisch die Unrentabilität des aus

¹⁹ In der Württemb. Landesbibliothek Stuttgart, im Stadtarchiv Kornwestheim und im Archiv des Statistischen Landesamts von Baden-Württemberg, Stuttgart.

²⁰ Die 54 Kapitel tragen die folgenden Überschriften: 1 Geschichte, 2 Bevölkerung, 3 Gebäude, 4 Markung, 5 Gärten, 6 Wiesen und Länder, 7 Acker, 8 Weinberge, 9 Brachbau, 10 Pferd- und Viehzucht, 11 Strohertrag, 12 Waldung, Plantagen, Remisen, 13 Alleen und Straßen, 14 Steinbruch, 15 Leimengrube, 16 Kirchhöfe, 18 Gänsbach, 19 Lehen- und Gülthöfe, 20 Herrschaftliche Teilgüter, 21 Zeigliche Gültäcker, 22 Zehendfreie Güter, 23 Schäferei, 24 Mühlen, 25 Oberherrlichkeit, 26 Oberamt, 27 Schultheißenamt, 28 Magistrat, 29 Gericht, 30 Untergangsgericht, 31 Inventur- und Waisengericht, 32 Policey-Aemter, 33 Fleckendiener, 34 Dorfordnungen, 35 Forstgerechtigkeit, 36 Jagdgerechtigkeit, 37 Jagddienst und Fron, 38 Herrschaftliche Gebäude, 39 Herrschaftliche Regalien und Einkünfte, 40 Kirchliche Verfassung, 41 Mößner- und Schulmeisteramt, 42 Einkünfte der Bebenhäusischen Pflege, 43 des Hailigen Saint Martin, 44 Almosen-Amt, 45 Verhältnis mit gemeiner Landschaft, 46 Verhältnis gegen Stadt und Amt, 47 Vergleich mit der Amtsstadt, 48 Gerechtigkeiten und Commun-Einkünfte, 49 Bürgerliche Gerechtigkeiten, 50 Beisitz-Recht, 51 Moralischer Charakter, 52 Gewinnst des Feldbaus, 53 Von der Zerstückelung der Hof- und Lehengüter, 54 Vorschläge zur Verbesserung des Wohlstandes.

²¹ Die Entwicklung der Landwirtschaft Kornwestheims verlief großenteils im Sinne der Verbesserungsvorschläge Kerners. Vgl. Boelcke: Kornwestheim, S. 125-132.

alter Gewohnheit nur noch mühsam am Leben erhaltenen Weinbaus und wies schließlich auf das Problem der Holzbeschaffung in der waldarmen Gemeinde hin²¹. Es gibt keine statistische Ortsbeschreibung aus früherer Zeit und aus dem 18. Jahrhundert innerhalb und außerhalb Württembergs, die gründlicher, erschöpfender und zuverlässiger informiert. Man kann getrost Kerners topographische Statistik mit den besten geographischen und statistischen Büchern jener Zeit vergleichen, um nach Anlage, Inhalt und Urteil die großen Unterschiede festzustellen, die zugunsten der wissenschaftlichen Leistung Kerners sprechen. Nicht zuletzt mit seinem Versuch, die volkswirtschaftliche Gesamtleistung, gewissermaßen das Bruttosozialprodukt des Dorfes zu berechnen und von dort aus zum Netto-Volkseinkommen zu gelangen, eilte er seiner Zeit weit voraus. Kerners Leistung dokumentierte die Anfänge der statistisch-topographischen Orts- und Oberamtsbeschreibung in Württemberg, die in den weitberühmten und mustergültigen württembergischen Oberamtsbeschreibungen des 19. Jahrhunderts ihre Fortsetzung erfuhren²².

Kerner wählte für seine Untersuchung Kornwestheim, wie er sagte, „den vorzüglichsten unter den damaligen Amtsorten des Bezirks“ aus, um den Anfang für weitere entsprechende Arbeiten zu machen. Kornwestheim galt ihm als erstes Modellbeispiel. Sein löbliches Vorhaben blieb leider bloßer Vorsatz. Die laufenden Amtsgeschäfte hinderten ihn daran, seine Forschungen auf andere Ortschaften auszudehnen. Auch bedauerte er, daß seine Arbeit nicht „die erwünschte Vollständigkeit“ besitze, und beklagte, daß es ihm nicht möglich gewesen sei, die Akten anderer Kanzleien zu benützen. Seine kritische Distanz und Bescheidenheit ehren ihn, und das um so mehr, als nach ihm zahllose Ortsbeschreibungen erschienen sind, die nicht annähernd sein Niveau erreichten. Auch wird nur der Kundige auf die Lücken in Kerners Beschreibung stoßen, so etwa auf die ergänzungsbedürftigen Güterbeschreibungen des reichen Landbesitzes, über den die geistlichen Stiftungen der Reichsstadt Esslingen in Kornwestheim verfügten²³. Vielleicht war einem württembergischen „Staatsbeamten“ angesichts des seit Jahrhunderten gespannten Verhältnisses zwischen dem niedergehenden Esslingen und dem aufstrebenden württembergischen Herzogtum der Zutritt zu den archivischen Schatzkammern der Reichsstadt verwehrt. Eine vorteilhafte Ergänzung erfuhr jedoch sein Werk durch die Mithilfe seines Sohnes Carl Friedrich Kerner (1775 – 1840), der der Ortsbeschreibung eine Markungskarte beisteuerte, die älteste nach den Grundsätzen der Geometrie aufgenommene und reproduzierte Markungskarte Kornwestheims. Die Karte verdient um so mehr Beachtung, wenn man bedenkt, daß sie die kartographische Meisterleistung eines erst 13¹/₂ Jahre alten Karlsschülers darstellt, des späteren württembergischen Artilleriekommandanten und obersten Chefs des württembergischen Berg- und Hüttenwesens²⁴.

²² Die erste Oberamtsbeschreibung erschien 1824 für den Bezirk Reutlingen. Die „Beschreibung des Oberamts Ludwigsburg“ kam als 20. Bd. der Reihe der älteren Oberamtsbeschreibungen 1859 heraus. Dazu auch: 150 Jahre Amtliche Statistik in Baden-Württemberg, S. 257–269.

²³ Vgl. Boelcke: Kornwestheim, S. 27–30, 121, 124 u. a.

²⁴ Zu C. F. Frhr. v. Kerner: ADB. 15. Bd. (1882). S. 646. – Nach Absolvierung der Karlsschule wurde Kerner 1794 Unterleutnant, dann Artilleriekommandant. 1812

Der Wunsch Kerners, sein Einkommen zu vergrößern und die Freude an der Landwirtschaft, der er in Ludwigsburg nicht frönen konnte, waren der Anlaß, daß er 1794 sein Amt gegen die einträglichere und mit einer größeren Ökonomie verbundene Oberamtei Maulbronn vertauschte. Kerner kehrte Ludwigsburg, dem Ort seines bedeutenden Schaffens, der anregenden Welt der jungen Residenz-, Militär- und Beamtenstadt, die fürstliche Laune, Gewalt und Geltung geschaffen hatten, für immer den Rücken. 5 Jahre später, 1799, starb er in Maulbronn²⁵. Die Witwe kehrte, verarmt infolge einiger unverschuldeter Vermögensverluste, nach Ludwigsburg zurück.

Der zeitweiligen Verwaltung des einträglichsten altwürttembergischen Amts Maulbronn verdankte dagegen die Familie Rümelin zu gutem Teil ihre Wohlhabenheit. Gustav Rümelin (1815 – 1889)²⁶, der nach etwa drei Menschenaltern das Manuskript Kerners wiederentdeckte und sogleich zur Grundlage einer eigenen statistischen Arbeit machte, wurde als Sohn eines württembergischen Oberamtmannes geboren. Seine Jugend verlebte er in Heilbronn, wo ihn von Anbeginn eine innige Freundschaft mit dem Apotheker- sohn Robert Mayer verband, den späteren großen Naturforscher und Entdecker des Gesetzes von der Erhaltung der Energie²⁷. Rümelin erlebte noch am eigenen Leibe den schon von Nicolai beklagten Primat der Theologie in Württemberg. Immer wieder bäumte er sich gegen den Vater auf, der ihn zum Theologen bestimmt hatte. Das Theologie-Studium an der Universität Tübingen in den 20er und 30er Jahren des 19. Jahrhunderts war aber wenig geeignet, den jungen Rümelin zu einem braven, biedereren und Gott wohlgefälligen Theologen der „guten alten Zeit“ zu erziehen. In Tübingen lehrten die jungen Repetenten und Privatdozenten, die erklärten Jung-Hegelianer F. Th. Vischer (1807 – 1887) und der Ludwigsburger David Friedrich Strauß (1808 – 1874)²⁸. Die Faszinationskraft der Hegelschen Dialektik nahm den jungen Studiosus sogleich gefangen. Bei Hegel konnte er lesen, daß Gott nicht von Anfang an vollendetes Wesen sei; vielmehr verwirkliche er sich in der Geschichte, der Philosophie, der Religion. In einer akademischen Rede im Jahre 1870 sagte Rümelin rückblickend: „Wir waren erfüllt von einem idealen Enthusiasmus; wir wollten ein geschlossenes System, einen einheitlichen

wurde er von König Friedrich v. Württemberg in den Freiherrenstand erhoben, war seit 1817 kurze Zeit Minister des Inneren, dann Geheimrat und Präsident des württ. Bergrats.

Erster Nachdruck seiner Karte von Kornwestheim bei Boelcke: Kornwestheim, S. 116.

²⁵ Vgl. auch A. Wohlwill: Christoph Ludwig Kerner. In: Württ. Vierteljahreshefte. 1886. S. 93–94.

²⁶ Den besten Lebensabriß von Rümelin, verbunden mit einer Würdigung seiner Verdienste (wenn auch zuweilen etwas einseitig gesehen) schrieb G. Schmoller: Gustav Rümelin. Ein Lebensabriß des schwäbischen Staatsmannes, Statistikers und Sozialphilosophen. In: Jahrbuch für Gesetzgebung, Verwaltung und Volkswirtschaft im Deutschen Reich. 31. Jg. (1907). 4. Heft. S. 1–58.

²⁷ Vgl. G. Rümelin: Erinnerungen an Robert Mayer. In: Ders.: Reden und Aufsätze. Neue Folge a. a. O., S. 350–405.

²⁸ Hierzu: Friedrich Theodor Vischer: Mein Lebensgang. 3 Bde. 1846–1851; H. Glockner: Vischer und das 19. Jahrhundert. Berlin 1931; B. Hausrath: David Friedrich Strauß und die Theologie seiner Zeit. 2 Bde. Heidelberg 1876–1878.

Aufbau des Kosmos; das gab uns die Lehre von dem Geiste, der sich in der Natur entfaltet, im Menschen, in der Gesellschaft, im Staate zu sich selbst kommt. Man sehnte sich nach einer einheitlichen Entwicklungslehre, nach einer Erklärung der Vergangenheit und der Gegenwart, nach einem Stufen-
aufbau der Geschichte . . . Und die seltenen Vorzüge Hegels, seine Sprach-
gewalt, seine geistvollen Vergleichen, sein großes Verständnis für Staat
und Politik, für die Geschichte, in der er die Offenbarung Gottes sah, mußten
uns hinreißen²⁹. An dem Wunsch der Jugend, von heute auf morgen die
großen Welträtsel zu erkennen und zu erfassen, hat sich bisher nichts ge-
ändert, auch ihr idealer Enthusiasmus ist geblieben, nur sind die Namen und
die Lehren andere, auf die nicht wenige heute gläubige Hoffnung setzen.

In seinen späteren Lebensjahren sah Rümelin klarer die Grenzen des Hege-
lianismus und distanzierte sich von ihm: er habe nicht, so sagte er, zur Klar-
heit und Präzision des Denkens geführt, um die Schwächen des bestehenden
Systems sofort zu sehen³⁰. Mehr als die Aufklärungsphilosophie hat jedoch
der Hegelianismus den Gedanken an die Veränderlichkeit der Dinge und
nicht zuletzt gewissermaßen die Idee von der Manipulierbarkeit des Men-
schen in die Köpfe der Menschen, namentlich der jungen Intellektuellen, ver-
pflanzt. Am wenigsten vermochten sie sich dann der Wirkung Hegels zu ent-
ziehen, wenn sie mit ihrer Umwelt uneins und mit ihrer eigenen Existenz
unzufrieden waren und in der Veränderung des Bestehenden die einzige
Lösung ihrer und im übertragenen Sinne auch der gesellschaftlichen Probleme
erblickten. Vielleicht steigerte die Berührung mit dem Hegelianismus den
inneren Konflikt Rümelins so stark, daß er seinen Beruf als Theologe für uner-
träglich hielt. Ein längerer Aufenthalt in Berlin trug mit dazu bei. Rümelin
sah vorerst keinen anderen Ausweg, als im Lehrfach sein Auskommen zu
suchen. Als er 1845 zum Rektor der Lateinschule des kleinen Landstädtchens
Nürtingen ernannt worden war, jubelten die Eltern und wünschten sogleich
– wie konnte es anders sein – die Verheiratung mit einer reichen Stuttgar-
terin³¹. Dennoch ging Rümelin seine eigenen Wege, nicht die von den Eltern
vorherbestimmten. Seine angesehene Stellung in Nürtingen und seine seit
Jahr und Tag gehaltenen politischen Vorträge verschafften ihm ein Mandat
in der Frankfurter Nationalversammlung; er wurde im Frühjahr 1848 zum
Abgeordneten der Paulskirche im Wahlbezirk Nürtingen-Kirchheim gewählt,
rückte in den Mittelpunkt der Öffentlichkeit, die Vor- und Nachteile sogleich
am eigenen Leibe spürend. Auch er als Abgeordneter des fortschrittlichen
liberalen Zentrums war in den nächsten Jahren seines Lebens nicht mehr
sicher. Als er einmal mit dem Wagen durch Öhringen fuhr, verfolgte ihn eine
aufgebrachte Menge mit einem Steinhagel³². Seinem konservativen Frank-
furter Parlamentskollegen aus dem Wahlbezirk Ludwigsburg erging es nicht
viel anders. Die ungeheure politische Erregung der damaligen Jahre, Hoff-

²⁹ G. Rümelin: Reden und Aufsätze [I]. Tübingen 1875. S. 32 f.

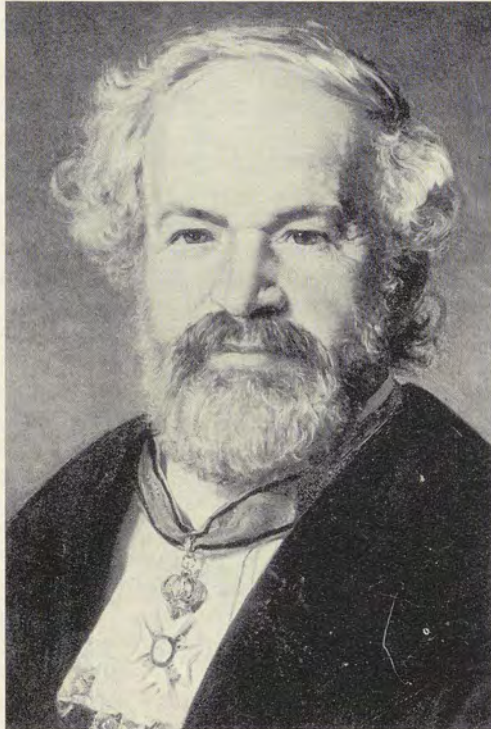
³⁰ Schmoller: Rümelin, S. 6. – Dennoch hat Rümelin hegelianisches Denken nie
ganz abgestreift. Vgl. G. Rümelin: Über Gesetze der Geschichte (1878). In: Ders.:
Reden und Aufsätze. Neue Folge a. a. O., S. 118–148.

³¹ Schmoller: Rümelin, S. 10. – 1847 verheiratete sich Rümelin mit Marie Schmol-
ler, Tochter des Kameralverwalters in Heilbronn.

³² Ebda., S. 11 f.

nungen und Enttäuschungen schlugen ihre Wellen. Der eine wurde wegen seiner konservativen, der andere wegen seiner progressiven Haltung verfolgt, beschimpft, beleidigt. Ein kurzer Rückblick auf die dramatischen Ereignisse in Ludwigsburg anhand der wenig bekannten Erinnerungen des konservativen Kornwestheimer Abgeordneten seien eingeflochten, um den Zwiespalt der Zeit und ihrer Menschen hervorzuheben.

Überdrüssig der vielen Schwierigkeiten, die die Gemeindeoberen in Korn-
tal, der Hochburg des Pietismus, den Gebrüdern Paulus gemacht hatten,



Gustav von Rümelin

Professor, Staatsrat, Kanzler der Uni-
versität Tübingen
geb. 26. 3. 1815 gest. 28. 10. 1889

wichen sie daher um so freudiger 1837 auf den Kornwestheimer „Salon“ aus, auf den sie Bürgermeister und Rat von Ludwigsburg aufmerksam gemacht hatten und errichteten dort eine wissenschaftliche Bildungsanstalt für Knaben und Mädchen³³. Die „Saloner“, wie man die Geschwister Paulus, Nachfahren des berühmten Philipp Mathäus Hahn (1739 – 1790)³⁴, nannte, beschränkten sich nicht darauf, Kinder zu unterrichten und mit pietistischem

³³ Näheres Boelcke: Kornwestheim, S. 176 f.

³⁴ Zu Hahn: Boelcke: Kornwestheim, S. 89–90, dort weitere Literaturhinweise.

Glaubenseifer das „Reich Gottes zu befördern“. Über Jahre bekämpften sie vom Standpunkt eines ultrakonservativen Altpietismus in Wort und Schrift, mit Presseveröffentlichungen und Flugschriften, in Predigten und Diskussionen den Liberalismus und insbesondere den schon erwähnten Hegelianer und freigeistigen protestantischen Theologen Strauß in Ludwigsburg. Gemeinsam mit den Gebrüdern Paulus gab ihr Schwager Christoph Hoffmann (1815 – 1885), Sohn des Gründers von Korntal, die Wochenzeitung „Süddeutsche Warte“ heraus. Gemeinsam gründeten sie auf dem „Salon“ einen „Evangelischen Verein“ und ein „Evangelisten-Institut“, das die Männer ausbilden sollte, die das Volk Gottes in den „letzten Entscheidungskampf“ führen könnten, nachdem sich die Kirche nicht vom Staate befreit habe und damit für diese Aufgabe untauglich sei.

Zwischen den Pietisten auf dem Kornwestheimer „Salon“ sowie Strauß und der großen Schar seiner Anhänger entwickelte sich eine Art permanenter Kleinkrieg, der sich im Revolutionsjahr zu einer, wenn man so sagen will, „offenen Feldschlacht“ steigerte. Stuttgarter hatten den allgemein als konservativ bekannten Christoph Hoffmann zu überreden vermocht, als Gegenkandidat von Strauß für die Paulskirche im Wahlbezirk Ludwigsburg zu kandidieren³⁵. Sie rechneten sich einen Erfolg Hoffmanns bei der konservativen Landbevölkerung aus. Die Erinnerung an das Wirken der Pfarrer Hahn und Flattich in Kornwestheim und Münchingen war zudem nicht erloschen. Die Predigten auf dem „Salon“ fanden guten Zuspruch und zogen Gläubige und potentielle Wähler an. Bauern aus dem Kreis Ludwigsburg wurden die vertrauten Freunde und Helfer Hoffmanns und sorgten auch dafür, daß er mit einer Mehrheit von 2500 Stimmen im Wahlkampf des Frühjahrs 1848 über den verhaßten Strauß als Sieger hervorging.

Der nun losbrechende Sturm war sicher kaum vorauszusehen. Wenig später, nachdem das Wahlergebnis in Ludwigsburg die Runde gemacht hatte, standen Trauerweiden, behängt mit Trauerflöten, an den Brunnen der Stadt. Von den Kirchtürmen wurden Trauermelodien geblasen. Am entschiedensten wollten die Soldaten der Ludwigsburger Garnison eine Wahl von Hoffmann verhindern. Noch während des Wahlakts setzten sich an die 200 Artilleristen mit umgeschnalltem Säbel in Richtung „Salon“ in Marsch und wurden von ihren Offizieren nur mühsam auf offener Straße von ihrem eigenmächtigen Vorhaben abgehalten. In der Nacht nach der Wahl Hoffmanns reiften in Ludwigsburgs Bierlokalen neue Pläne unter den Gegnern des Pietisten heran, der Entschluß, den „Salon“ zu demolieren, ihn gegebenenfalls auch niederzubrennen. Besonders Verwegene wollten, wenn nötig, Kanonen aus dem Arsenal holen, um die Hochburg der Reaktion niederzukartätschen. Anonyme Briefe drohten mit Hoffmanns Ermordung. Unterdessen waren jedoch Freiwillige aus Kornwestheim und Umgebung mit Säbeln, Hellebarden und Gewehren zum Schutz des „Salons“ aufmarschiert. Bäuerliche Anhänger stellten vorsorglich Nachtwachen auf. Die bewaffneten Bauern der Umgebung machten den „Salon“ zu einem kleinen Feldlager. Die gespannte Atmosphäre

³⁵ Hierzu und zum Folgenden: Chr. Hoffmann: Mein Weg nach Jerusalem. Erinnerungen aus meinem Leben. 2. Teil. Jerusalem 1884. S. 39, 45–47, 206–207, 222–228; Boelcke: Kornwestheim, S. 162.

war wohl der im „großen Bauernkrieg“ von 1525 nicht unähnlich. Als schließlich ein Leutnant mit einer Abteilung Soldaten auf dem „Salon“ erschien, um in bester Absicht und auf höheren Befehl den Paulskirchen-Abgeordneten unter militärischen Schutz zu stellen, wichen die mißtrauischen Bauernwachen nur zögernd der militärischen Präsenz, nicht ohne sich zuvor mehrfach überzeugt zu haben, daß die Ludwigsburger Streitmacht sich nicht möglicherweise als eine Abgesandtschaft von Strauß entpuppen könnte. Freilich traute sich für die nächste Zeit kein Bauer mehr in die Oberamtsstadt, während städtischen Anhängern von Strauß auf den Dörfern ein wenig wohlwollender Empfang bereitet wurde.

Enttäuscht kehrte Hoffmann von seiner parlamentarischen Mission in Frankfurt zurück, gequält von der ihn deprimierenden Überzeugung, für ein pietistisches Engagement im Volk keine Resonanz gefunden zu haben. Später reflektierte er, daß er und seine Anhänger nicht bemerkt haben, daß das, was von ihnen als geistiger Fortschritt in Deutschland angesehen worden sei, sich nur als die Wirkung des verstärkten deutschen Nationalgefühls erwies, aus welchem der irreligiöse Liberalismus eine bedeutende Vermehrung seines Einflusses auf viele Kreise des Volkes geschöpft habe. Hoffmann erkannte richtig, daß sich im Vormärz und während der Revolution bürgerlicher Liberalismus und deutsches Nationalbewußtsein zu mächtigen Bundesgenossen von revolutionärer Sprengkraft vereint hatten. Rümelin dagegen fühlte sich von ihnen wie „auf Schwingen“ emporgetragen, Hoffmann resignierte. Wenige Jahre später bereitete er sich mit Getreuen darauf vor, nach Palästina zu emigrieren, um sich dort ein pietistisches Refugium zu schaffen.

Der Gedanke, nicht mehr nach Württemberg zurückkehren zu können, beherrschte nach dem Scheitern des Paulskirchen-Parlaments für einige Zeit auch Rümelin. Er war der Jüngste unter den 30 Auserwählten der Nationalversammlung, die die Kaiserkrone nach Potsdam zu König Friedrich Wilhelm IV. von Preußen bringen sollten³⁶. Dort gab er dem Monarchen, der nichts von Rümelins Wahlort, von Nürtingen bei Stuttgart, etwas wußte, auf die Frage, wo der Ort liege, die berühmt gewordene Antwort: „Auf dem Wege vom Hohenstaufen nach dem Hohenzollern“. Rümelin war wegen seiner sich auch in vielen Zeitungsartikeln niederschlagenden preußischen Gesinnung einer der bestgehaßten Männer in Württemberg. Im August 1849 betrat er dennoch wieder den Boden seiner Heimat. Zunächst war er wiederum im Schuldienst tätig; 1852 trat er mit dem Titel eines Oberstudienrats in die neuerrichtete Stelle eines Ministerialrats in das Kultusministerium ein, das damals in Personalunion mit dem württembergischen Außenministerium von Minister v. Wächter-Spittler geleitet wurde. Rümelins Position festigte sich 1855 durch seine Wahl in die Kammer als Abgeordneter des Kreises Ludwigsburg und im Februar 1856 zum Vizepräsidenten der zweiten Kammer. Zwei Monate später wurde er zum Departementchef des Kirchen- und Schulwesens ernannt, er wurde württembergischer Kultusminister. Um die Verhandlungen mit der römischen Kurie zum Abschluß zu bringen, war er berufen worden; sie wurden auch sein Schicksal³⁷. Zunächst aber widmete er sich mit ganzer Kraft der anstehenden Volksschulreform und brachte nicht ohne

³⁶ Schmoller: Rümelin, S. 12–14.

³⁷ Ebda., S. 15–29.

Schwierigkeiten das noch nicht befriedigende württembergische Volksschulgesetz von 1858 durch die Klippen der parlamentarischen Kämpfe. An dem zweiten großen Werk seiner Ministerzeit, an dem Kirchengesetz von 1862, materiell sein Werk, scheiterte er. Rümelin hat die Verhandlungen um die Konvention mit der römisch-katholischen Kirche trotz des Interesses am kirchlichen Frieden nicht als deren Freund geführt. Mit Sorgfalt und Entschiedenheit wußte er die staatlichen Hoheitsrechte zu wahren. Doch die Agitation der sich bedroht glaubenden Protestanten unterstellte ihm, daß Württemberg an den Papst verkauft werde. Seine Gegner in der Politik gewannen die Oberhand. In der Kammer schleuderte der gefürchtete, wortgewaltige Moritz Mohl Rümelin die Worte zu: Wenn er derartiges in England getan hätte, würde ihm der Kopf vor die Füße gelegt werden. Die Angriffe waren maßlos übertrieben, die Beschuldigungen gegen Rümelin nicht gerechtfertigt. Dennoch resignierte er, im politischen Grabenkrieg unerfahren, aufgrund der Hetze der letzten Jahre. Im April 1861 wurde er auf eigenes Ansuchen in den Ruhestand versetzt.

Als kurz darauf der bisherige Leiter des württembergischen statistisch-topographischen Büros, der Staatsminister von Herdegen, starb, erklärte sich Rümelin bereit, die Stelle im Ehrenamt zu übernehmen³⁸. Er erhielt den Posten und widmete sich bis Anfang 1867 neben literarischen Arbeiten besonders Einzelfragen der Statistik, der bereits zuvor seine Neigungen gehörten. Nachdem er in einer Abhandlung „Über die Verteilung des landwirtschaftlich benutzten Grundeigentums in Württemberg“, erschienen 1861³⁹, übertriebene Einseitigkeiten verschiedener Arbeiten über die württembergische Zwergbauernwirtschaft zurechtgerückt hatte und den sich bietenden realen Möglichkeiten, den bäuerlichen Notstand zu überwinden, nachgegangen war, beschäftigten ihn noch im gleichen Jahr die historisch-wirtschaftlichen Wandlungen eines einzigen württembergischen Normaldorfes, nämlich die Entwicklung Kornwestheims. Mit der mustergültigen Akribie eines versierten Statistikers löste er seine Aufgabe. Unter dem nicht gerade vielsagenden Titel: „Statistik eines altwürttembergischen Dorfes vor 70 Jahren und jetzt“ veröffentlichte er anonym im Jahrgang 1860 der vom Statistisch-topographischen Bureau herausgegebenen „Württembergischen Jahrbücher für vaterländische Geschichte, Geographie, Statistik und Topographie“ die Ergebnisse seiner umfangreichen und klugen Untersuchungen auf insgesamt 108 Druckseiten⁴⁰. Gewissermaßen dem Sturz eines der bedeutendsten und befähigsten württembergischen Staatsminister des 19. Jahrhunderts, seiner vorzeitigen Pensionierung sowie seinen statistischen Interessen und Kenntnissen, seiner geübten Feder und seiner unermüdlichen Schaffenskraft verdankte das noch in ländlicher Abgeschiedenheit dahindämmernde Kornwestheim die bedeutendste wissenschaftliche Arbeit, die über das nach wie vor

³⁸ Ebda., S. 30 u. 37–41; 150 Jahre Amtliche Statistik in Baden-Württemberg, S. 39–44.

³⁹ [G. Rümelin]: Untersuchungen über die Verteilung des landwirtschaftlich benutzten Grundeigentums in Württemberg. In: Württ. Jahrbücher für vaterländische Geschichte, Geographie, Statistik und Topographie. Jg. 1860. 2. Heft (1861). S. 1–64.

⁴⁰ [G. Rümelin]: Statistik eines altwürttembergischen Dorfes vor 70 Jahren und jetzt. In: ebda., S. 95–203.

wohlhabende Bauerndorf im 19. Jahrhundert geschrieben wurde und der noch dazu nach Anlage, Methodik und Aussage keine vergleichbare ortsstatistische Untersuchung an die Seite zu stellen ist.

Die Anregung zu seiner Abhandlung erhielt Rümelin durch die wiederentdeckte statistische Fleißarbeit Kerners, von der sich eine Handschrift in der Bibliothek des statistisch-topographischen Büros fand. Das geübte Auge des Fachmanns erkannte sogleich den hohen Wert des Manuskripts, das schon um seiner selbst willen eine Besprechung im statistischen Fachorgan verdient hätte. Noch mehr aber sah der Sachkenner die sich anbietende und aufdrängende reizvolle Aufgabe, die Zustände eines altwürttembergischen Dorfes vor 70 Jahren mit denen seiner Gegenwart zu vergleichen. Rümelin räumte zwar ein, daß die Statistik sich sonst nur mit der großen Zahl, oder wie er sich ausdrückte, „nur mit einem Groß-Geschäft befaßt und ihren Umsatz in Millionen zu machen beliebt“, aber es habe auch Wert und Reiz nachzusehen, fügte er hinzu, ob sich ihre Methoden und Gesetze auch im konkreten Detail noch erkennen lassen und bewähren. An seinem Untersuchungsbeispiel würde zudem die Größe der zeitlichen Distanz die Kleinheit des Objekts kompensieren. Kein Abschnitt der deutschen Geschichte sei außerdem so reich an Veränderungen des politischen, sozialen und wirtschaftlichen Lebens gewesen wie die verflossenen letzten 70 Jahre, so daß es interessant sei, dem statistischen Niederschlag des Wandels nachzuspüren. Nur am Beispiel der konkreten Detailuntersuchung ließe sich überhaupt die vielerörterte Frage beantworten, „ob man mit Recht oder Unrecht von den guten alten Zeiten spricht, und ob die Lage der Großväter im Ganzen eine glücklichere und bessere als die der Enkel war, wenn sie überhaupt als richtig gestellt und beantwortungsfähig angesehen werden“ soll.

Die Basis seiner Untersuchung boten die statistischen Daten, die Kerner nennt, ferner die Oberamtsbeschreibung von Ludwigsburg von 1859 und einige ergänzende amtliche Erhebungen. Im Gegensatz zu der fast enzyklopädischen Bestandsaufnahme Kerners beschränkte sich Rümelin auf eine ausführliche, ausgewogene Darstellung der Bevölkerungsstatistik und der Entwicklung der wirtschaftlichen Verhältnisse, der Bewirtschaftung, des Viehstandes, der Erträge, der Besitzverteilung, der Belastung und der Entwicklung der wirtschaftlichen Gesamtleistung des Dorfes. Er gelangte zu dem Ergebnis, daß sich in den 70 Jahren viel in Kornwestheim geändert habe, aber überwiegend zum Besseren. Der neue Lenz brachte neue Saaten. Die gesamte Entwicklung des Dorfes sei gesund, normal, in mehreren Punkten erfreulich, wenn nicht glänzend anzusehen. Freilich machte er auch Einschränkungen, indem er schrieb: „Selbst jener Hebelsche Pendant zu den Kant'schen Antinomien – der Bauer habe es immer gut, denn wenn es wenig Frucht gebe, so stehe sie hoch im Preis, und wenn sie wohlfeil sei, so habe er viel zu verkaufen, sowie umgekehrt: der Bauer sei immer übel daran, denn wenn es einmal viel Frucht gebe, so gelte sie wenig, und wenn sie einmal einen guten Preis habe, so habe er wenig zu verkaufen – enthält keinen Widerspruch mehr, sobald man im ersten Gliede an den bemittelten Besitzer, im zweiten an den Zwergwirt denkt“.

Die Güterzerstücklung, die Verkleinerung der Nutzfläche der Bauernwirtschaften bei gleichzeitiger Vermehrung ihrer Zahl, sowie die Gemengelage

der Flurstücke (auf 4500 württ. Morgen nicht weniger als 6453 Parzellen) betrachtete Rümelin als die Besorgnis erregendsten Mißstände in Kornwestheim. Auch er fragte wie Kerner nach der wirtschaftlichen Zukunft des Orts und seiner Bewohner. Mit der Fragestellung warf er die grundsätzlichen Problemzusammenhänge auf, wie sie erstmals von der klassischen Nationalökonomie des 19. Jahrhunderts erkannt worden sind. Unter Bezug auf die Gedankengänge und Erkenntnisse des englischen Bevölkerungswissenschaftlers und Nationalökonomen Thomas Robert Malthus (1766–1834) und sein berühmtes Bevölkerungsgesetz⁴¹ schrieb er: „Die Frage nach der Zukunft aber fällt auf diesem Standpunkt ganz mit der weiteren zusammen, ob die Motive und sittlichen Kräfte, die bisher gewirkt haben, auch fernerhin stark genug sein werden, um der natürlichen Tendenz der Bevölkerung, rascher als die Mittel des Unterhalts auf gleicher Fläche anzuwachsen, das Gegengewicht zu halten“. Die kardinale Frage wird aufgeworfen, inwieweit auch künftig der Nahrungsspielraum der Bewohner bei steigender Bevölkerungszahl ausreichen und ihren Unterhalt gewährleisten werde. In anderen Arbeiten sah Rümelin, offenbar unter dem Einfluß der Bestrebungen von List und Steinbeis, bereits die sich anbietenden realen Möglichkeiten der Verkehrserschließung und Industrialisierung, um die Einkommens- und Nahrungsdecke zu vergrößern. Für Kornwestheim, das seinen Aufstieg im 20. Jahrhundert der gelungenen Industrieansiedlung verdankte, zog er diese Entwicklungsvariante 1861 noch nicht in Betracht. Doch wünschte er einem „dritten Berichterstatter“, der nach weiteren 70 Jahren Kornwestheim statistisch untersucht, daß er von der ferneren Entwicklung des Dorfes „kein unerfreuliches Bild zu entwerfen“ habe. Dazu bestand m. E. kein Grund. Der dritte Berichterstatter, der zwar nicht nach 70, sondern nach weiteren 110 Jahren seit Rümelins Arbeit, Gelegenheit nahm, Kornwestheims Statistiken zu „sezieren“, hatte es nicht mehr mit einem Bauerndorf zu tun, sondern mit einer bereits ausgewachsenen Industriestadt, in der ebenfalls die Lichtseiten die dunklen Schatten überwogen. Das Rad der Geschichte drehte sich in Kornwestheim zwischen 1787 und 1860 rascher als zuvor, aber es erreichte zwischen 1890 und 1970 ein bis dahin nicht dagewesenes Beschleunigungstempo⁴². Das aufgekommene Industriezeitalter setzte neue Maßstäbe und schuf neue Dimensionen, ohne uns jedoch von den nagenden Fragen nach der Zukunft zu befreien.

Die statistischen Arbeiten Rümelins, die er zwischen 1861 und 1871 fast in jedem Jahrgang der Württembergischen Jahrbücher veröffentlichte und die danach in seinen „Reden und Aufsätzen“ erschienen⁴³, stellen insgesamt einen Gewinn für die württembergische und deutsche wissenschaftliche Statistik dar; sie sind Meilensteine in der Wissenschaftsgeschichte. Während seiner Tätigkeit als Leiter des statistischen Büros machte er Württembergs Statistik zu einer der angesehensten in Deutschland. Doch ein so vielseitig begabter

⁴¹ Th. R. Malthus: Eine Abhandlung über das Bevölkerungsgesetz oder eine Untersuchung seiner Bedeutung für die menschliche Wohlfahrt in Vergangenheit

⁴² Boelcke: Kornwestheim, S. 132 f.

⁴³ Württ. Jahrbücher für vaterländische Geschichte etc., 1860, 1863–1867 u. 1870 bis 1871. Darin finden sich vor allem bevölkerungstatistische Arbeiten. Ferner Rümelin: Reden und Aufsätze [I], a. a. O., S. 208–264: Zur Theorie der Statistik I; ebda., S. 265–284: Zur Theorie der Statistik II; ebda., S. 333–335: Stadt und Land.

und schöpferischer Mann wie er fand in der Statistik allein nicht seine Befriedigung. Seine Interessen galten ebenso der Politik, der Geschichte⁴⁴, der Philosophie, der Psychologie und der Literatur. Seine schriftstellerischen Leistungen auf diesen Gebieten wiesen ihn in weiten Kreisen des damaligen Deutschland als einen hervorragenden Kulturphilosophen und ausgezeichneten Stilisten aus. Rümelin kann als typischer Vertreter des liberalen schwäbischen Bildungsbürgertums gelten, universal interessiert, geistvoll, hochgebildet, den Blick über die Grenzen des eigenen „Ländles“ gerichtet. Seinem Schaffen, das sich nicht auf wenige Themen konzentrierte, haftete andererseits eine gewisse Rastlosigkeit an. Dennoch bedurfte er wohl des Drucks der Ereignisse, der ihn zu unermüdlicher Kreativität immer wieder anregte. Einmal meinte er, es sei gut, daß er nicht bequem von seinem Gelde leben könne, sonst würde er sich des Genießens und Stillebens hingeben.

Vor diesem Hintergrund wird auch sein Entschluß verständlich, nicht in Stuttgart als Pensionär und zweiter „Memminger“ (Landesstatistiker) altern und sterben zu wollen⁴⁵. 1866 schlug erneut seine pro-preußische Gesinnung durch, als er schrieb: „Der Staat Württemberg interessiert mich nicht mehr, obwohl ich seine Entwicklung in Zahlen verfolgen muß. Alle meine Wünsche und Hoffnungen gehören dem preußischen Staate und seiner Entwicklung“. Er bat den König, ihm zu gestatten, seine Pension ohne Abzug im „Ausland“ (zu dem damals auch Preußen zählte) verzehren zu dürfen.

Statt dessen wurde ihm ein Lehrauftrag für Statistik und vergleichende Staatenkunde an der Universität Tübingen angeboten. Rümelin siedelte in die Musenstadt am Neckar über und stand bis zum Sommer 1888 am akademischen Katheder, des Beifalls seiner studentischen Hörer sicher. Der neue Universitätslehrer, ein ruhig wirkender Mann, sagte furchtlos seine Meinung, die eines erfahrenen und geläuterten Staatsmannes, eines großen realistischen Beobachters und eines selbständigen Denkers, der auf der Höhe der

und Zukunft, nebst einer Prüfung unserer Aussichten auf eine künftige Beseitigung oder Linderung der Ubel, die es verursacht. 2 Bde. Jena 1924 u. 1925.

Dazu: G. Rümelin: Über die Malthus'schen Lehren. In: Ders.: Reden und Aufsätze [I], S. 305–332. Darin S. 305: „Die bekannten Sätze von Malthus sind ebenso anfechtbar in ihrer statistischen und psychologischen Begründung im einzelnen als unumstößlich und von einleuchtendster Wahrheit“. Ferner ders.: Zur Übervölkerungsfrage (1878 u. 1881). In: Ders.: Reden und Aufsätze. Neue Folge a. a. O., S. 568–624.

⁴⁴ Neben den in seinen „Reden und Aufsätzen“ veröffentlichten historischen Arbeiten verdient auch sein kritischer Brief an Heinrich v. Treitschke Beachtung. E. Schneider: Ein Brief Gustav Rümelins an Heinrich v. Treitschke. In: Württ. Vierteljahreshefte für Landesgeschichte. XIV. Jg. (1905). S. 64–70. – Rümelin kritisiert darin mit voller Berechtigung das negative Urteil Treitschkes über König Wilhelm I. von Württemberg und die Politik der süddeutschen Staaten im Vormärz. Auch widersprach er u. a. der Darstellung Treitschkes über das Verfahren gegen Friedrich List. Rümelin endete seinen Brief: „Ich habe nun im bisherigen mit Widerstreben an einem Werke, dem ich so viel Belehrung und geistigen Genuß verdanke, fast nur Ausstellungen vorgebracht. Wenn ich alles aufzählen wollte, was ich mit höchster Befriedigung und Bewunderung, mit vollster Zustimmung darin gelesen habe, so würde mein ohnedies schon allzulanges Schreiben ein endloses werden“.

⁴⁵ Schmoller: Rümelin, S. 30–31.

Wissenschaft seiner Zeit stand. Die erledigte Stelle des Kanzlers der Universität, die ihm 1870 übertragen wurde, führte ihn erneut in die Arme der Tagesspolitik zurück, in den Halbmondsaal der Stuttgarter Kammer und in die Ministerien, für ihn angenehme Unterbrechung der stillen akademischen Tätigkeit in der provinziellen Universitätsstadt. Am 28. Oktober 1889 starb Rümelin, 74 Jahre alt, in Tübingen, ein Mann, der Politik und Wissenschaft niemals um ihrer selbst willen oder um des eigenen Prestiges wegen betrieb, auch nicht für Geld und Gut. Er wollte den Menschen und ihren höheren Idealen auf seine Weise dienen.

Auch seinen Beitrag zur Geschichte und Statistik Kornwestheims wollte er nicht als esoterischen Unterhaltungsgegenstand für einen kleinen Kreis Interessierter betrachtet wissen. „Die Wissenschaft“, schrieb er bedauernd und anklagend im Jahr 1877, „ist nur noch in den Bibliotheken, nicht mehr in den Köpfen der Menschen“. Die Gebildeten würden die Bücher nur für sich untereinander schreiben. In seinem Streben nach fundierter wissenschaftlicher Erkenntnis und Aufklärung scheute er nicht, sich auch die Kärner-Arbeit ortsgeschichtlicher und ortsstatistischer Forschung aufzuladen, die man schon zu seiner Zeit mehr über die hohe Achsel ansah und der man mit Arroganz begegnete. Dennoch hat die ortsgeschichtliche Betrachtung, die gesicherte Kenntnis des Vergangenen und seines unaufhörlichen Wandels im Lauf der Zeiten, wie nicht nur seine Leistung bewies, ihren festen Platz in Wissenschaft und Gesellschaft und bleibt ein stets aktuelles Anliegen.

Der Bürger hat nicht nur das Recht, in seiner Gemeinde zu leben, seine Vertreter ins Rathaus zu wählen und von ihnen von Zeit zu Zeit Rechenschaftslegung zu verlangen, er besitzt auch gewissermaßen einen Anspruch darauf, über die Vergangenheit seiner Heimatgemeinde und ihre Entwicklung informiert zu werden. Das Wissen und Verständnis über das Werden, Wachsen und das Sein ihrer Gemeinde verbindet alte und neue Bürger, stärkt das Gefühl der Zusammengehörigkeit, weckt Verständnis sowie verantwortungsbewußten und eigenständigen Bürgersinn und dient gerade heute mehr denn je dazu, die vielfältig anstehenden Gegenwartsaufgaben nicht losgelöst und abgekehrt vom überkommenen historischen Erbe in Angriff zu nehmen. Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft eines Gemeinwesens sind nahtlos miteinander verzahnt und fließen ineinander über, wenngleich häufig bewährtes Altes kaum erprobtem Neuem weichen muß. Doch der offenbar unaufhaltbare Prozeß des Entstehens von Neuem und der damit einhergehende Verlust von Vergangenheit zugunsten einer im einzelnen kaum vorausschaubaren Zukunft sollte nicht zu vorschnellen Entschlüssen verleiten, um zu verhindern, daß Natur und Landschaft, daß die Wohn- und Lebensverhältnisse in einem Gemeinwesen nicht geschädigt und negativ beeinträchtigt werden. Die Bilanz eines historischen Rückblicks, der die Licht- und Schattenseiten gleichermaßen registriert, kann hierbei eine willkommene Entscheidungshilfe sein, um mit Bedacht ein Erbe zu erhalten und zu pflegen, das auch in Zukunft seinen unverzichtbaren und unbestreitbaren Wert behalten wird.

Die ortsgeschichtliche Forschung, vielleicht alsbald die letzte Insel der Universalität auf der allgemeinen Flucht der Wissenschaft in einseitige Spezialisierung, stellt Vergangenheits- und Gegenwartsbewältigung zugleich dar, und wurde in diesem Sinne auch von Kerner und Rümelin verstanden und be-

trieben. Die ihren Arbeiten zugrundeliegende Wissenschaftsauffassung hat bis heute keinen Deut an Aktualität eingebüßt. Ortsgeschichtsschreibung bedeutete für sie nicht die Befriedigung einer weltfernen Romantik. Beide stellten sich vielmehr von Gegenwartsaufgaben her bestimmte Forschungsziele, die sie durch den Gebrauch eines exakten methodischen Rüstzeugs auch im vollen Umfang erreichten. Auf präzise Fragen gaben sie uns präzise Antworten.

Legenden um Mörike

von Walter Hagen

Motto: „Eine gedruckte Lüge hat
doch immer etwas Unwiderstehlicheres
als jede andere“. Mörike

Es ist das Vorrecht der Dichter, Legenden zu ersinnen, um damit die oft so raue und nackte Wirklichkeit auszuschnücken und verlockender zu machen. Die Kehrseite davon besteht darin, daß die Leser das nun auf ihre Dichter anwenden, vollends wenn deren Leben arm an äußeren Ereignissen ist. Zu den Dichtern, deren Leben, von außen gesehen, als ereignisarm zu gelten hat, gehört Eduard Mörike. So verlockt gerade sein Leben dazu, es durch allerlei legendenhafte Überlieferungen interessanter zu machen. Im Folgenden sollen einige solche (stets weitergeschleppte und weiter abgeschriebene)



Das Geburtshaus Mörikes in Ludwigsburg, Kirchstraße 2 – Aufnahme 1954 –

*) Gekürzte Wiedergabe eines Vortrags vor dem Hist. Verein Ludwigsburg
am 18. 11. 1971

Legenden aus Mörikes Leben herausgegriffen werden. Dabei soll der Nachdruck nicht in erster Linie darauf liegen, falsche Behauptungen zu widerlegen. Das ist leider ein fast vergebliches Unterfangen, wenn solche einmal gedruckt sind. Wichtiger ist, den Spuren ihrer Entstehung nachzugehen und zu zeigen, wie es überhaupt zu solchen legendenhaften Überlieferungen kommen konnte.

Zu Beginn soll kurz auf eine „berichtigte Legende“ eingegangen werden, nämlich auf die Geschichte seines angeblichen Geburtshauses in Ludwigsburg, Obere Marktstraße 2, heute Filiale der Heilbronner Handelsbank, neben der Firma Eisen-Lotter, die einst das Gasthaus „Zur güldenen Kanne“ beherbergte (als solches auch von Mörike erwähnt). Tatsache ist, daß Mörikes Vater dieses Haus im Jahre 1803 gekauft hat; 22 Jahre nach des Dichters Tod im Sommer 1897 wurde dann jene bekannte Gedenktafel mit seinem Relief von der Hand des Stuttgarter Bildhauers Kiemlen angebracht, die ein Opfer des letzten Weltkriegs wurde und später ihren Ersatz in einer schlichten Holztafel fand, die jetzt mit Recht an dem Hause in der Parallelstraße – Kirchstraße 2 – hängt, das unten das Modehaus Boleg-Streit beherbergt. – Wie kam es zu dieser Umlokalisierung? Es war Oberst Holland, der während und nach dem letzten Krieg eine Reihe städtischer Archivalien und solche des Historischen Vereins im sogenannten Mathildenhof, in dem er wohnte, zu hüten hatte. Dabei geriet er einmal an den Kaufvertrag über das Haus Obere Marktstraße 2 aus dem Jahre 1803 und machte die überraschende Entdeckung, daß Herr Amtspräsident Dr. Mörike dieses Haus unter etwas merkwürdigen Bedingungen gekauft hatte. Die Verkäuferin war eine 73jährige Witwe, Frau Maria Juliana von Seiffertitz, geb. Glaser, Tochter des einstigen Ludwigsburger Vogts (Oberamtmanns) Glaser. Diese bedang sich beim Verkauf im Jahre 1803 das vollständige Wohnrecht bis zu ihrem Tode aus, und falls ihre jüngere, ledige Schwester Augustina sie überlebe, soll diese im Hause noch ein heizbares Zimmer behalten dürfen. Die weiteren Ausführungen finden sich in der Abhandlung „Eduard Mörikes Jugendland“ in den Ludwigsburger Geschichtsblättern Jahrgang 1964 von der Hand des einstigen Vorstands des Ludwigsburger Historischen Vereins, Studiendirektor Heinrich Gaese. Dort steht auch, wann die Familie Mörike jenes neue Haus bezogen hat, nämlich 1808. Gaese schließt das aus der Tatsache, daß Dr. Mörike sein bisheriges Haus, Kirchstraße 2, im Jahr 1808 verkaufte. Den entscheidenden Beweis hat Heinrich Gaese allerdings nicht beigebracht, nämlich das Todesdatum der seitherigen Besitzerin. Die verwitwete Frau Obristwachtmeisterin Maria Juliana von Seiffertitz starb am 26. 3. 1808 im Alter von 78 Jahren, ihre Schwester folgte ihr im Januar 1809 im Tode nach. Ewägt man, daß vor dem Einzug in dem Hause einiges zu richten gewesen sein wird, so dürfte die Familie Mörike im April oder Mai 1808 dort eingezogen sein. Jetzt fehlt aber an dem sogen. Geburtshaus eine neue Tafel etwa mit der Inschrift „Eduard Mörikes Elternhaus 1808–1818“ (seine Mutter zog im November 1818 nach Stuttgart). Da das falsche Geburtshaus in unzähligen Veröffentlichungen abgebildet und dadurch bekannt wurde, werden sich immer wieder Auswärtige diesem Haus zuwenden und nach einem Erkennungszeichen suchen. Vielleicht gelingt es dem Historischen Verein noch vor dem Mörike-Jahr 1975, die Stadtverwaltung zur Anbringung einer neuen Tafel zu bewegen, denn das Haus Obere

Marktstraße 2 ist das Haus der Spiele und Träume des Knaben Eduard Mörike.

Nun soll uns eine richtige Legende beschäftigen: die angebliche Abstammung Mörikes von Dr. Martin Luther. Mörike selbst äußerte sich wiederholt darüber, so in einem Brief an Freund Hartlaub vom 14. 3. 1839: „Weißt Du, daß Luthers Tischbecher (ein ziemlich unscheinbares silbernes Gefäß mit gotischer Umschrift) in unserer Familie vererbt wird?“ Mörike nennt dabei auch das Schriftchen seines Veters, des Pfarrers Christian Ludwig Mörike in Burgstall, mit dem Titel „Meine Abstammung von Dr. Luther und sein Tischbecher“, das er selbst besaß. Vergleicht man die einzelnen Briefstellen zu diesem Thema bei Mörike, so hat man den Eindruck, daß er zwar an die Herkunft des Tischbeckers von Luther glaubte, aber nicht so ganz an die Abstammung von dem Reformator. In der Mörike-Biographie von Harry Maync wird eingehend darüber gehandelt, wenn auch der Verfasser hinzufügt, daß für uns diese Lutherabstammung „indes recht zweifelhaft“ geworden sei.

Nun, der „anglisierte Gelehrte“, wie Rudolf Krauß den Mörike-Biographen gern zu nennen pflegte, hätte es sich leichter machen können. Schon im Jahre 1901 hat Prof. Max Cramer, Heilbronn, diese vermeintliche Luther-Abstammung Mörikes als Fälschung nachgewiesen; er entdeckte nämlich, daß es zwei verschiedene Exemplare einer Leichenrede aus dem Jahre 1697 über ein Mitglied der Mörikeschen Vorfahren aus der Familie Wolters in Neuenstadt an der Linde gab. In dem älteren Exemplar ist die Rede von einer Ahnfrau „Katharina, die in ihrem jungfräulichen Stand etliche Jahre bei dem seligen Mann Gottes, Herrn Doktor Luthero in Wittenberg zu Tische gegangen sei.“ Das zweite Exemplar hat dafür ein anderes Blatt, das die direkte Abstammung der Familie Wolters von Luthers Tochter Margarethe von Kunheim behauptet. Prof. Cramer meint, der Anlaß zu dieser Fälschung sei der Wunsch, die Vererbung eines Tischbeckers aus Luthers Besitz genealogisch zu erklären. Natürlich konnte nicht verlangt werden, daß Harry Maync die in einer genealogischen Zeitschrift erschienene Abhandlung von Max Cramer aufstöberte. Immerhin erschien 1926 das maßgebende Buch von Otto Sartorius über die Nachkommenschaft von Dr. Martin Luther, der eingehend über die Fälschung berichtet. Die endgültige Klärung der ganzen Frage ist erst im Jahre 1951 dem Archivar des Merckschen Familien-Archivs in Darmstadt, Friedrich Euler, gelungen (Hessische Fam.-Kunde Bd. 2, Heft 1, S. 9 ff.); darnach geht die Ahnenfamilie Wolters (also die Familien Merck und Mörike) zurück auf einen Tischgenossen Luthers, den späteren J. U. D. Johann Kreutter, aus Bayern, der 1537 in Wittenberg, 1539 in Marburg studierte und zuletzt fürstbischöflich Bremischer Rat in Verden war. Dieser Johann Kreutter, Luthers Tischgenosse, heiratete 1541 eine Katherina Fürster, Tochter des Kasseler Geheimen Rats und Kanzlers Ludwig Fürster. Damit ist klar, daß der ursprüngliche Text der Wolterschen Leichenrede von 1697 authentisch ist: die Abstammung von Luther ist eine Legende, aber der silberne Becher dürfte tatsächlich aus Luthers Besitz stammen. Vielleicht war er dessen Hochzeitsgeschenk für den Johann Kreutter und seine Katharina, die sich möglicherweise in Luthers Haus in Wittenberg kennengelernt hatten.

Genealogisch wird die Sache jetzt erst interessant. Der Großvater der genannten Katharina Kreutter geb. Fürster war Heinrich Eckhardt genannt Fürster, Hessischer Schultheiß und Bürgermeister zu Kassel. Dieser heiratete im Jahr 1486 Margarethe von Hessen, illegitime Tochter des Landgrafen Ludwig II. von Hessen. Das brachte ihm den Beinamen „Fürster“ zu. Der Bruder dieses Landgrafen Ludwig II. (1438–71) war der Landgraf Heinrich III. (1441–83) zu Marburg. Auch dieser hatte eine illegitime Tochter, die Kuntzel Dietz, die dann den Marburger Rent- und Bürgermeister Ludwig Orth heiratete. Dieses Ehepaar Orth-Dietz ist ein berühmtes Ahnenpaar geworden. Denn durch seine Großmutter Textor geb. Lindheimer stammt von ihnen Johann Wolfgang Goethe ab. Mit ihren gemeinsamen Ahnen aus dem Hause Brabant gehen also Goethe und Mörike zurück auf die heilige Elisabeth und auf Karl den Großen. Erwägt man, daß die heilige Elisabeth zwar eine deutsche Mutter hatte, aber väterlicherseits auf die Könige von Ungarn zurückgeht und daß einer dieser Ungarnkönige eine Tochter des Großfürsten Svjatopolk von Kiew zur Frau hatte, letzterer aber mit einer Tochter von Tugor Khan, dem Polovcer, verheiratet war, also asiatisches Blut hatte, so ahnt man etwas vom „Geheimnis des Blutes“ (Otto Forst de Battaglia). – Übrigens besteht durchaus die Möglichkeit einer noch engeren Verbundenheit der Familien Goethe und Mörike insofern, als nach neuesten Forschungen der Ursitz der Familie Mörike in der Gegend von Sangershausen in Thüringen gesucht wird, nicht allzu weit von den Orten Thalleben, Badra und Berka, den Stammsitzen der Familie Goethe. Damit soll es genug des genealogischen Spiels sein.

Begreiflicherweise gibt es ein ganzes Nest von Legenden oder deutlicher gesagt: von falschen Behauptungen im Zusammenhang mit Mörikes Peregrina-Erlebnis. Da ist zunächst die Angabe, der Ludwigsburger Bierbrauer und Wirt Helm habe das geheimnisvolle Mädchen ohnmächtig auf der Straße gefunden (infolge eines Druckfehlers heißt der Mann gelegentlich auch „Halm“) und sie dann als Schenk mädchen – man kann wohl auch „Lockvogel“ sagen – in seiner Wirtschaft beschäftigt. Einen Wirt namens „Helm“ gab es damals nicht bzw. es gab ihn nur auf Ludwigsburgisch, d. h. Helm ist die Abkürzung für Wilhelm, und dieser Wilhelm war der Bierbrauer und Schildwirt Johann Georg Wilhelm Mergenthaler, der seine Wirtschaft im Hause Bauhofstraße 13 hatte (heute Gaststätte Holländer). Sein Vater war Jakob Wilhelm Mergenthaler, so daß die Bezeichnung „Helm“ für die Wirtschaft wohl schon vorher gebräuchlich war. Bei Wilhelm Mergenthaler jr. lagen schwierige wirtschaftliche und sonstige Verhältnisse vor: seine Mutter Wilhelmine Dorothea geb. Hardegg war 1812 im Armenhaus gestorben. Er selbst lebte 1823 in dritter Ehe mit einer Heilbronner Metzgerstochter; seine fünfte Frau endete ihr Leben nach seinem Tod (also nach 1840) als Kellnerin in Stuttgart. Er hatte aus seinen verschiedenen Ehen sechzehn Kinder, von denen allerdings nur fünf herangewachsen sind. Unter diesen Umständen kann man sich denken, daß es nicht rein humanitäre Gründe waren, die den Wirt bewogen, die schöne Fremde bei sich zu beschäftigen. Der Zweck wurde auch erreicht, die Ludwigsburger Männerwelt drängte sich nur so heran, um die geheimnisvolle Schönheit zu sehen. Dies geschah im heute noch feststellbaren Gebäude, in dem Mörike die Bekanntschaft mit Maria Meyer aus Schaffhausen machte; es war in den Osterferien 1823, die vom

Sonntag, 16. März bis Mittwoch 10. April, je einschließlich, also sechsundzwanzig Tage, dauerten.

Bekanntlich tauchte Maria Meyer unter ähnlichen Umständen, wie 1823 in Ludwigsburg, in den ersten Julitagen 1824 plötzlich in Tübingen auf und berief sich dort auf Mörike. Veranlaßt durch Mayncs Feststellung, Mörike habe jede Zusammenkunft mit ihr verweigert, wird das nun in allen möglichen Variationen weiter nachgeschrieben. Maync formuliert so: „Mörike vermied mit einer seinen Charakter ehrenden, freilich in erster Linie wohl aus seinem Selbsterhaltungstrieb stammenden Standhaftigkeit jede Berührung mit Maria, suchte vielmehr im teuren Mutterhaus in Stuttgart Zuflucht.“ Die schlichte Wahrheit ist anders: zusammen mit seinem Freund, dem frommen Rudolf Flad, machte er ihr einen einzigen Besuch – man wird wohl sagen dürfen „Abschiedsbesuch“ – und erst dann ließ er sich von seinen Freunden Ludwig Bauer und Johannes Mährlen am 16. Juli 1824 zu Mutter und Schwester nach Stuttgart bringen. Man könnte nun fragen: ist es nicht gleichgültig, ob Mörike mit oder ohne Besuch bei ihr von Tübingen wegging? Ich glaube nicht. Friedrich Gundolf sagt in seinem glänzenden Mörike-Essay zu diesem Thema: „— Maria Meyer – seine Peregrina – kreuzte Mörikes Weg und hielt ihn lang in Atem. Sein Mitleid mit der verschrienen Landfahrerin, seine Sinnlichkeit und seine Wundersucht umkreisten mit gleicher Begier und Bängnis das seltsame Wesen, das er weder halten noch guten Gewissens verwerfen mochte – romantischer Spuk mitten im tübingschen Knaster-idyll.“ Allerdings, die Worte vom „romantischen Spuk“ und dem tübingschen „Knaster-idyll“ entsprechen wohl nicht ganz der damaligen Situation. Dazu war sie zu ernst. Was aber unterstrichen werden soll, ist Gundolfs Hinweis auf Mörikes Gewissen. Es mag ihm sehr schwer gefallen sein, aber aus Gewissenhaftigkeit – und Mörike war ein gewissenhafter Mensch – ging Mörike zusammen mit seinem Freunde Flad noch einmal zu ihr. Erst als Maria Meyer im Frühjahr 1826 nochmals nach Tübingen kam, lehnte er jede Berührung mit ihr endgültig und mit Recht ab.

Das Merkwürdige ist nun, daß die Mitteilung über jenen Abschiedsbesuch im Juli 1824 schon in Karl Fischers Mörike-Biographie steht, die 1901 erschien, und zwar mit der ausdrücklichen Quellenangabe: die Darstellung der Peregrina-Geschichte, bei der Fischer leider auch Falsches bringt, beruhe u. a. auf den Tagebüchern von Mörikes Schwester Luise. Diese berichtet tatsächlich: „Vor allem mußte nun verhütet werden, daß keine Studenten mehr zu Maria dringen und ihr Ruf überhaupt geschützt würde. Die Doktoren Tafel und Gmelin allein sollten sie besuchen, und von den Jüngeren sah sie, glaub ich, niemand als Flad. Einmal begleitete ihn auch Eduard. Über diesen Besuch sprach er wenig und ich mochte keine zudringliche Fragerin sein.“ Soweit Luise Mörike.

Eine weitere Legende zur Peregrina-Geschichte besteht in der Behauptung, die man immer wieder vorgesetzt bekommt, der so sammelleifrige Mörike, der alle und jede Kleinigkeiten aufbewahrt habe, hätte alle Zeugnisse und Erinnerungen an Maria Meyer verschwinden lassen oder vernichtet. Was das für Erinnerungen oder Zeugnisse gewesen sind, wissen wir im einzelnen nicht; es werden in der Hauptsache Briefe von Maria Meyer und ein schwarzseidenes Band gewesen sein. Diese Dinge aber vernichtete Mörike keines-

wegs, sondern übergab sie seiner Schwester Luise, die ja seine Beichtigerin war, zur Aufbewahrung. Als diese im Jahr 1827 starb, vermachte sie „die Sammlung von Papieren von und über Maria Meyer“ ihrer Herzensfreundin Lotte Späth. Mörike schrieb dieser am 3. April 1827: „Jene Papiere über Marie Maier(!) fand ich (mit einem von dieser bezeichneten schwarzseidenen Bande) zusammengebunden; ich habe sie eingewickelt und petschiert, (doch versteht sich, daß dies Siegel Sie in nichts beschränken soll).“ Dieser Briefstelle fügt Maync hinzu, „alle Nachforschungen nach diesen Papieren waren vergeblich“. Nach anderen Quellen hat Lotte Späth, die in ihrem Alter zeitweise an Geistesverwirrung litt, in einem solchen Anfall diese Papiere zusammen mit anderen Aufzeichnungen vernichtet.

Noch ein letzter Punkt zur Peregrina-Geschichte. Immer wieder wird behauptet, Mörike habe diese Episode stets als seine *noli me tangere*-Vergangenheit bezeichnet. Das ist nur zum Teil richtig. Gerhard Storz sagt in seinem Mörike-Buch mit Recht, das Wort vom „*noli me tangere*“ einer vergangenen Epoche, das in einem Brief an Hartlaub steht (20. 3. 1843), „sei wohl weiträumiger gemeint, als gemeinhin geglaubt wird. Es bezieht sich doch wohl nicht nur auf die Verbindung mit Maria Mayer, sondern wahrscheinlich auf den ganzen Komplex der Gefühlsverschränkung“. Diese läßt sich durch die weiteren Stichworte bezeichnen: gemeinsamer Besuch der Oper *Don Juan* in Stuttgart am 15. August 1824 zusammen mit seiner Schwester Luise und dem Bruder August, der vier Tage darauf jäh von einem Schlaganfall dahingerafft wurde, 1826 neues Auftauchen der Maria Meyer in Tübingen, 1827 Tod seiner Schwester Luise. Dies alles zusammen bildet für Mörike seine „*noli me tangere*-Vergangenheit.“ Mit dieser Feststellung soll der Peregrina-Komplex beschlossen sein.

Begleiten wir Mörike nun nach Cleversulzbach, jener kleinen Gemeinde bei Neuenstadt a. d. Linde, die damals 605 Einwohner hatte und dem Pfarrer ein jährliches Einkommen von 600 fl. 1 Kreuzer einbrachte, von denen nur 195 fl. an barem Geld eingingen, 28 fl. als Stolgebühren durchschnittlich geschätzt waren, 210 fl. fixe Naturalien und 83 fl. Pächterträge waren – d. h. mit anderen Worten, daß der Pfarrer in Mißjahren nicht mit dem vollen Ertrag seiner Naturalieneinkünfte rechnen konnte. Neun Jahre, von 1834–1843, stand Mörike dieser Gemeinde vor, und es waren die erfülltesten Jahre seines Lebens. Bei uns Heutigen stellt sich bei dem Namen Cleversulzbach unwillkürlich als Assoziation das Gedicht „Der alte Turmhahn“ ein, das Mörike im Jahr 1840 dort begann, aber erst 1852 in Stuttgart beendete und noch im gleichen Jahre im „Album für Kunst und Unterhaltung“ mit dem Untertitel „Stilleben“ veröffentlichte. Für Unzählige verbindet sich noch heute mit diesem „Stilleben“ die Vorstellung, Mörike habe hier sein eigenes Pfarrerdasein in Cleversulzbach geschildert. Dem ist nicht so. Mörike schreibt 1854 an Theodor Storm darüber: „Tatsache ist an dem Spaß, daß ich als damaliger Pfarrer in Cleversulzbach aus Anlaß einer Kirchenreparatur das alte Inventarstück (d. h. den Turmhahn) zu mir nahm, auch es jetzt noch besitze. Der Pfarrer wurde aber durch Verlegung in eine frühere Zeit ehrwürdiger gemacht und ihm Weib und Kinder geschenkt. Das Ganze entstand unter Sehnsucht nach dem ländlich-pfarrkirchlichen Leben.“ Aus diesen Worten geht hervor, daß in dem Gedicht nicht allzu viel von Mörikes eigener, erlebter Wirklichkeit enthalten sein dürfte. Gehört nun

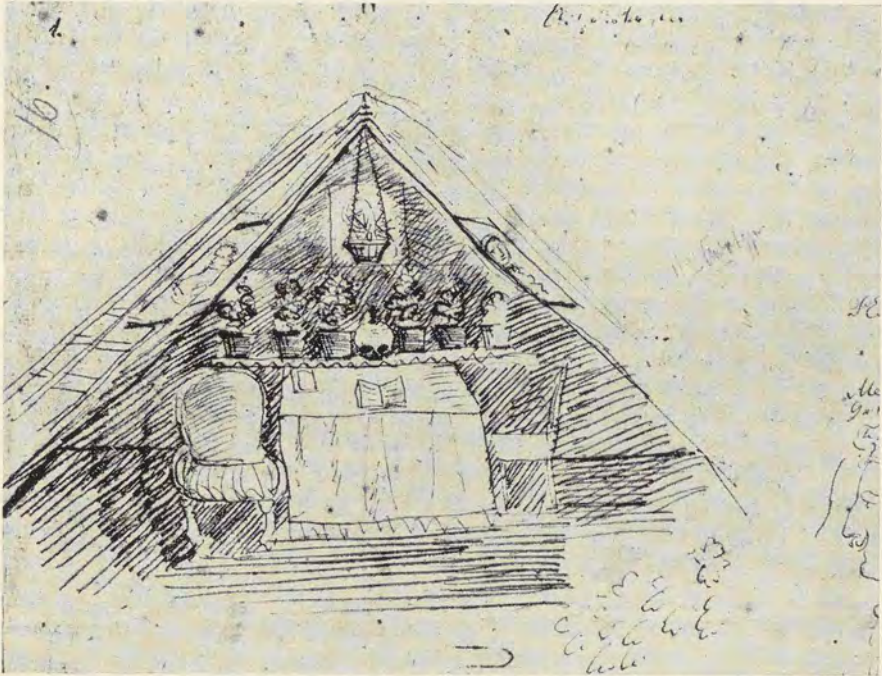
zu dieser Wirklichkeit nicht doch der faule Mörike, über den selbst der große Harry Maync sagt (S. 257): „So ließ er die Freunde wohl Sonntags in seiner Kirche an seiner Statt predigen, während er selbst vergnüglich lauschend draußen vor dem geöffneten Kirchenfenster im Rasen lag.“ Das wird nun immer wieder nachgedruckt und ist doch nur halb wahr. Mörike war in dem feuchten, ungesunden Pfarrhaus viel krank. Sein eigentliches Leiden würde man heute vegetative Dystonie nennen. So mußte er sich wiederholt Vikare halten, die er selbst bezahlen mußte. Diese Vikare hatten auch an seiner Statt zu predigen. Da kam es allerdings nicht selten vor, daß Mörike während des Gottesdienstes, von außen uneinsehbar, im Garten hinter dem Pfarrhaus, also nicht neben der Kirche, lag. Ob immer vergnüglich schmunzelnd, ist mehr als fraglich. Was er einmal später schrieb, galt schon damals: „Der Gram liegt überall im Hintergrund.“ Einige Anlässe zu diesem Gram sollen erwähnt werden: Sein erstes Jahr war sehr schwer, da sein stellenloser Bruder Karl, der von Frau und Kindern getrennt lebte, ihm die ganze Zeit auf dem Beutel lag und ihm und seiner Mutter das Leben verbitterte. Als Karl Mörike von Cleversulzbach aus die reichen Apothekerverwandten im benachbarten Neuenstadt kennenlernte und entdeckte, daß sie infolge ihres Reichtums ein großzügiges Leben führen konnten, verklagte er sie wegen Testamentsfälschung. Auf seinen Bruder Eduard, der zu den Verwandten in freundschaftlichen Beziehungen stand, nahm Karl keinerlei Rücksicht. Natürlich verlor Karl seinen Prozeß und verklagte dann die Richter. Das trug ihm eine erneute Gefängnisstrafe in Ludwigsburg ein. Als Karl dorthin unterwegs war, kam der jüngste Bruder Adolf eben aus dem Zuchthaus nach Cleversulzbach zu Mutter und Bruder und verlangte Geld. Das wurde ihm durch erneute Schuldaufnahme gegeben, aber zugleich der endgültige Trennungsstrich gemacht. Eduard litt unter diesen Dingen um so mehr, als er an beiden Brüdern wirklich hing. Begreiflicherwise hat Mörike diese schrecklichen Familienverhältnisse nach außen hin so weit wie möglich abgedeckt und beschwiegen; aber sie mußten eben bewältigt werden. – In diesen Zusammenhang gehört auch das Erleben des Todes seiner Mutter im April 1841. Bei seiner innigen Bindung an diese konnte Mörike weder beim Sterben noch bei der Beerdigung selbst dabei sein. In einem Brief an seine Schwägerin Dorchen Mörike schreibt er: „Dies waren die grauenvollsten Tage meines ganzen Lebens und meine Zukunft hat, bei Gott, soviel an der Welt ist, ihr schönstes Interesse verloren.“ – Was bisher aufgeführt wurde, soll nicht besagen, daß es in Cleversulzbach an Stunden „schmunzelnden Vergnügens“ (um Mayncs Ausdruck zu wiederholen) gefehlt habe. Solche Stunden des Vergnügens und der Freude gab es etwa, wenn Besuche kamen, die Freunde Hermann Kurz, Johannes Mährlen, Justinus Kerner und vor allem Hartlaub mit Frau. Besondere Freude bereitete es, wenn diese ihr Töchterchen Agnes für einige Zeit im Cleversulzbacher Pfarrhause dem kinderlieben Eduard und seiner Schwester Klara überließen. Da sprudelte der würdige Pfarrherr nur so von heiteren Einfällen und mutwilligen Scherzen. – Mit diesen Ausführungen hoffe ich, die Legende von dem während des Gottesdienstes unter dem geöffneten Kirchenfenster im Gras liegenden Mörike widerlegt zu haben.

Eine andere Legende wird ebenfalls in Cleversulzbach lokalisiert. In dem Buch von Emil Bock „Vorboten des Geistes“ steht folgendes: „Mörike baut

sich sein Zimmer als eine Art Sakramentskapelle zurecht, ähnlich wie Justinus Kerner in seinem Hause zu Weinsberg das Marienzimmer einrichtete. Man weiß meist nur, daß der alte Turmhahn dort im Studierzimmer stand. Für Mörike selbst war wesentlicher der Altar, den er dort aufgestellt hatte, die darüber schwebende ewige Lampe, der Reliquienschrein und der Weihrauchduft. Mörike selbst schreibt: „Seit drei Monaten bewohne ich ein oberes, bisher nur wenig benutztes Zimmer mit weißten Wänden, das ich im altertümlichen Geschmack einrichtete, indem ich allen alten Bafel unsres Hauses . . . zusammenschleppte, worunter aber doch ein Kruzifix von feiner Holzschnitzarbeit . . . den Anblick verlohnt.“ (An Karl Mayer 1841) der frischgedeckte Altar steht zwischen beiden Fenstern. An die Stelle des Totenkopfes, welcher aus guten Gründen vorderhand verbannt wurde, ist eine andere, glänzende Verzierung getreten; darüber hängt das Kruzifix und das Marienbild . . . Auch die hängende Lampe ist wieder aufgemacht. Das ganze Gemach hat durch die rohen weißen Wände und die Entfernung aller eigentlichen Stubenmöbel in der Tat etwas Kirchliches. Als wir die Mutter hereinführten, sagte sie: Es ist schön, aber katholisch, schwärmerisch! (An Wilhelm Hartlaub 7. 12. 1840). Die Freunde, denen Mörike in kindlicher Freude seine Hauskapelle beschrieb, konfessionell befangener als er, verargten ihm seine katholisierenden Neigungen, wie ihm seine Gemeinde es verargte, daß er zum Fronleichnamfest das Pfarrhaus schmückte.“ Soweit Emil Bock, der natürlich auch behauptet, daß Mörike „in Resignation gleichgültig werdend, während der Vikar in der Kirche predigte, selber in der Blumenwiese neben der Kirche sich sonnte“.

Das sind ganz erstaunliche Behauptungen, die allerdings einer genaueren Nachprüfung nicht standhalten. Wir kennen Mörikes „Hauskapelle“ von einer von ihm selbst gefertigten Zeichnung. Es ist aber nicht richtig, daß Mörike sein Studierzimmer so herrichtete, vielmehr die sonst kaum benutzte sogenannte „obere Stube“ im Giebel des Pfarrhauses, die vorher eine Art Registratur war, in der u. a. Regierungsblätter und ähnliches aufbewahrt wurden, die Mörike dann entfernte. Jedenfalls muß man sich klar sein, daß Mörike sich hütete, etwa seine Bauern in diesem Raum zu empfangen. Richtig ist, daß er sich oft dorthin flüchtete, so hielt er sich z. B. während der Beerdigung seiner Mutter in dieser oberen Stube auf. – Überlegt man sich die Frage, warum sich Mörike diese Hauskapelle eingerichtet hat, so kann nach den Ausführungen von Emil Bock die Antwort nur lauten, um seinen katholischen Gelüsten zu frönen. Ich glaube aber, es gibt eine bessere und zutreffendere Erklärung für die Einrichtung dieser Hauskapelle. Mörikes Pfarrhaus war ein Spukhaus. Die Berichte seines Amtsvorgängers über den Hausgeist, den Pfarrer Rabausch, findet man in Kerners „Seherin von Prevorst“; die Aufzeichnungen Mörikes und seines Vikars Sattler über die Spukerscheinungen stehen im 2. Jahrgang von Kerners „Magikon“. Sollte diese Kapelle nicht eine Art Gegengewicht gegen den unruhigen Hausgeist, ein sicherer Ort gegen dämonische Gefahren sein? Das hat mit katholisch zunächst gar nichts zu tun, und Hartlaub verübelte ihm die Hauskapelle nicht, zumal eine von diesem gestiftete Sanduhr darin ihren Platz gefunden hatte. Was konnte nun in dieser Hauskapelle katholisch anmuten? Das Kreuz, ein Geschenk seines Bruders Louis, und der Totenkopf wohl kaum. Die Lampe, als eine Art ewiges Licht, und Räucherkerzen gehören ohne-

dies zu Mörike, der oft am Tage die Läden schloß, ein Licht entzündete, Räucherkerzchen entfachte und dann seine Gedichte vorlas. So bleibt das Marienbild übrig. (Nebenbei: sowohl dieses als das Kreuz ist erhalten; beide befinden sich in der Sammlung Kauffmann im Wilhelmspalais in Stuttgart.) Nun hat es mit diesem Marienbild eine besondere Bewandnis. Es trägt auf der Rückseite das Datum: Heiligenberg, d. 6. Oktober 1824 Rudolf Flad seinem Eduard Mörike. Rudolf Flad, der fromme, treue Freund Mörikes,



Die obere Stube in Mörikes Cleversulzbacher Pfarrhaus
(Federzeichnung Mörikes – Schiller Nationalmuseum Marbach a. N.)

der diesem in den stürmischen Peregrina-Tagen des Juli 1824 beigestanden war, nach denen der Verstörte von den Freunden Ludwig Bauer und Johannes Mährlen zusammen nach Stuttgart zu Mutter und Schwester gebracht wurde. Dieser Rudolf Flad also, der als Vikar von Oßweil früh verstarb, schenkte dem Freund dieses Bild als Erinnerung an die heilige Sünderin, als die ihnen beiden die Maria Meyer erschienen war, als ein Symbol des Sieges der himmlischen über die irdische Liebe, aber nicht als katholisches Kultbild. Das klingt nun fast blasphemisch, aber solche Gedanken passen in die Vorstellungen und den Überschwang der damals durch die Maria Meyer bewegten und verstörten Herzen. Die ernsthafte Forschung ist längst zu der Erkenntnis gelangt, daß die Bezeichnung „katholisch“ von der Mutter in einem weiteren Sinn gebraucht wurde, zusammen mit „schön“ und „schwärmerisch“, und Flad selbst war meilenweit entfernt von katholisierenden Neigungen.

Nun bleibt noch der letzte Vorwurf: Mörike habe am Fronleichnamstag sein Pfarrhaus in Cleversulzbach geschmückt. Das ist natürlich vollendeter Unsinn. Vielmehr handelt es sich um ein Vorkommnis aus der Mergentheimer Zeit, in der die Geschwister Mörike in einem Haus eines katholischen Hausbesitzers wohnten, an dem die Fronleichnamsprozession vorüberzog. Wenn da ein Haus oder eine Wohnung nicht geschmückt war, so fiel das natürlich auf, und um nicht aufzufallen und ihren Hausgenossen eine Freude zu machen, verzierten die Geschwister Mörike ihre dortige Wohnung. So betrachtet, wird die Geschichte mit dem Schmücken der Mergentheimer Wohnung verständlich. Wenn man diese Dinge trotzdem als katholische Schwärmerei ansehen will, so ist zu sagen, daß dabei stets Klara Mörike die treibende Kraft war.

Wie steht es mit Mörikes Neigung zum Katholizismus? Es ist gar keine Frage, daß Mörike als Dichter und Künstler ein ästhetisches Wohlgefallen am katholischen Gottesdienst hatte, den er zuerst in Scheer bei seinem Bruder Karl kennengelernt hatte. Ich erinnere an die Gedichte „Josephine“ und „Karwoche“. Von letzterem gibt es, wenn ich so sagen darf, eine protestantische und eine katholische Fassung, von denen die letztere künstlerisch die bedeutendere ist. Dieses ästhetische Wohlgefallen hinderte Mörike jedoch nicht an sehr kritischen Ausfällen, die er aber nicht drucken ließ. Sie sind uns vielmehr erst aus seinem Nachlaß bekanntgeworden. Es sind vor allem zwei Gedichte. Das eine beginnt mit den Worten „Armseligster Repräsentant der stockkatholischen Priesterwürde –“, das andere „Siehst Du den schettergoldenen Mariendienst mit Baldachinen, Fahnen und Singsang den Markt hinprangen? Wie sie räuchern und auf dem Turm die Glocken plagen!“ Das ist wohl deutlich genug. Abschließend zu diesem Thema sei gesagt, obwohl Mörike später eine Katholikin heiratete, dachte er nie im Traum daran, selbst katholisch zu werden.

Mörike in Cleversulzbach bedeutet zugleich Nachbarschaft zu Justinus Kerner in Weinsberg. Fordert dieser Umstand nicht zur Legendenbildung geradezu heraus? Die Antwort liegt auf der Hand. Zur Einstimmung diene ein authentischer Bericht von dem Historiker Oskar Jäger, der von seinem Vater, dem Med.-Rat Dr. Georg Jäger, dem Freunde von Justinus Kerner, folgendes zu berichten weiß: „Mein Vater erzählte oft, wie Kerner bald, nachdem sie ihre ärztliche Praxis begonnen, schon auf jenem verhängnisvollen Wege der Geisterseherei und des sonnambulen Orakelwesens gewesen sei und eine Weibsperson in Behandlung gehabt habe, von der er behauptete, daß sie von einem Dämon in Gestalt eines Puters besessen sei, der, so oft man der Person ein Gericht von welschem Hahn vorsetze, wie ein solcher zu kollern anfangen. Es fanden sich bald Gläubige genug, die den beiden dies willkommene Speiseopfer darbrachten, für das der Dämon auch nie ermangelte, mit lebhaftem Kollern zu quittieren. Mein Vater und ein anderer Kollege machten Kerner über den Schwindel Vorstellungen; er erwiderte in seiner trockenen Art, die in sehr wirkungsvollem Kontrast zu seinen Phantastereien stand: „Ihr könnt's ja probieren!“ Das nahmen die beiden an, brachten der Person die erfreuliche Aussicht auf ihr oder des Dämons Leibgericht bei, unterschoben aber heimlich ein Stück Kalbfleisch, das sie in der Weise eines Puterbratens hatten zubereiten und garnieren

lassen, setzten es ihr vor, worauf der Dämon seinen Dank fürs Genossene in der üblichen Weise abstattete. Die beiden Kollegen triumphierten, und etwas beschämt, aber nicht bekehrt, schlich Kerner mit den Worten weg: „Die Gans hätt's auch wohl merken können!“

Soweit die Anekdote, die August Lämmle in der zweiten Ausgabe seines Buches „Das Herz der Heimat“ (1957) zwar ohne Namensnennung des Kernerfreundes Georg Jäger, aber sonst durchaus richtig wiedergibt. Drei Jahre später hat Lämmle in seinen „Ludwigsburger Erinnerungen“ die Geschichte umfunktioniert. Da ist aus der unbekanntenen Kranken plötzlich die Seherin von Prevorst geworden und aus den beiden Arzt-Kollegen die drei Ludwigsburger Freunde Kauffmann, Strauß und Mörrike. So liest sich die Geschichte natürlich interessanter, aber sie ist verfälscht. In dieser Form, nur mit Mörrike als alleinigem Stifter des Puter-Bratens, nimmt Rudolf Schlauch die Anekdote 1965 in das Merian-Heft „Der Schwäbische Wald“ und ein Jahr später in sein Buch „Württembergisches Unterland“ auf, wo er sie nach Neuenstadt a. d. Linde lokalisiert. Eine einfache Überlegung hätte diesen Unfug verhindern können: Mörrike kam 1834 nach Cleversulzbach; die Seherin von Prevorst war aber schon 1829 gestorben. Ferner darf dazu wohl auch gesagt werden, daß Mörrike bei aller Freude an Spaß und Schabernack sich Justinus Kerner gegenüber nie etwas Derartiges herausgenommen hätte. Doch wer weiß, ob nicht auch diese Geschichte jetzt an Mörrike hängen bleibt, da sie nun einmal gedruckt ist.

Wie zäh oft gewisse Behauptungen weiterleben, möge das folgende Beispiel zeigen. Es handelt sich um Ausführungen von dem einstigen Münchner Literaturkritiker Josef Hofmiller, der ein großer Mörrike-Verehrer war. Zunächst soll jedoch ein Gedicht Hofmillers wiedergegeben werden, das er in einem Band Mörrikes seiner Frau zurückließ, als diese im Juli 1931 in Urach zur Erholung weilte:

„Das zu Urach gehörige
sind die Gedichte von Eduard Mörrike.
Ein Gedichtband ist wie ein Bukett,
wenn er bloß daliegt, ist es schon nett.
Am Bukett riecht man auch nicht immer,
sein bloßes Dasein erhellt das Zimmer,
und hat man den Band auch nicht gelesen –
Mörrike ist im Zimmer gewesen.“

In seiner Abhandlung „Württemberg als Reiseland“ aus dem Jahre 1932 fährt Hofmiller nach einer Liebeserklärung an Blaubeuren fort: „Dann aber kommt, nicht ganz leicht erreichbar, aber beglückend wie ein mozartisches Lied, eingebettet zwischen unendlichen Wäldern, ein verschollener Traum aus abgelebten Zeiten, das betörende Urach, jenes Urach, wo Mörrike den Grafen Schack auf eine Aussichtsbank führt, und der Graf Schack, der frisch von Teneriffa kommt, wird auf einmal ganz still, und dann sind sie zusammen hinunter gegangen zur Amanduskirche und zum Stift (= Seminar), wo der Brunnen rauscht zwischen den alten Linden, und die Kanarischen Inseln waren versunken in dem Lenzwunder von Urach.“ Aber lesen wir bei Graf

Schack selbst nach: er berichtet über seinen Besuch in Stuttgart und bei Mörrike, der vermutlich in das Jahr 1863 fällt, in seiner Autobiographie „Ein halbes Jahrhundert. Erinnerungen und Aufzeichnungen“ (1887). Dort heißt es zunächst: „Die Liebe und Bewunderung, die ich für Eduard Mörrike hegte, trieb mich, ihn aufzusuchen“. Dann heißt es weiter: „Mörrike machte den Eindruck eines Anachoreten, der sein Leben meist in der Einsamkeit zugebracht. Zuerst war er sehr schweigsam und ich fürchtete beinahe, auf unwillkommene Weise in seine Einsamkeit eingedrungen zu sein. Bald jedoch sah ich ihn mittheilsamer werden; er erzählte von den Jugendjahren, die er im Tübinger Stift verlebte, vom wahnsinnigen Hölderlin und von Waiblinger. Sodann wandte sich das Gespräch, und Mörrike, erst unlängst von einer Krankheit erstanden, drückte seine Sehnsucht aus, bald auf einige Zeit aus der Stadt nach Urach fliehen zu können. Das Entzücken mit dem er von diesem Tibur der Stuttgarter sprach, zeigte mir, wie wenig er, der kaum je seine schwäbische Heimat verlassen, von der Welt gesehen hatte. Denn jene Gegend, die er als eine Art Lauterbrunnenthal schilderte, steht doch selbst hinter den schöneren Partien des Thüringer Waldes oder gar der bayerischen Alpen zurück. Ich beneidete (der ich von vielen Reisen oft Gram und Enttäuschung heimgebracht hatte) Mörrike, daß er – in solcher Beschränkung zufrieden und heiteren Sinnes geblieben war.“ Soweit Graf Schack.

Die Frage, wo der so verlässliche Josef Hofmiller seine völlig anders lautenden Informationen herhaben könnte, hat mich lange beschäftigt; daß die Quelle mit München zusammenhängen müsse, war mir von Anfang an klar. Schließlich fand ich bei Isolde Kurz in der Biographie ihres Vaters Hermann Kurz (1906) die Lösung des Rätsels. Sie sagt dort von ihrem Vater: „Er besaß ein magisches Lämpchen, unter dessen Scheine sich jeder Winkel seiner Heimat in einen Paradiesgarten verwandelte; auf fremdem Boden war er nicht sicher, daß es seine Zauberkraft bewahrt hätte.“ Ähnlich erging es auch Mörrike. Als dieser einmal den Grafen Schack in sein geliebtes Uracher Tal führte, um ihm dort „den schönsten Fleck der Erde“ zu zeigen, da machte der Weltwanderer, der eben vom Goldenen Horn zurückgekehrt war, ein etwas langes Gesicht, denn er sah nichts als einen grünbewachsenen Felsen; Mörrike aber hätte den grünen Felsen gewiß nicht für die Ufer des Bosphorus hingegeben, so eigens waren seine Augen auf die „urbemoosten Wasserquellen“ und die „alten Wolkenstühle“ seiner Jugend eingerichtet.“ Isolde Kurz aber hat diese Geschichte von ihrer Mutter gehört, wie uns ein Brief von Frau Marie Kurz vom 23. März 1894 aus Florenz beweist: „Auch ich hielt Schwaben früher für schön und begriff, wie Mörrike, ebenso fest eingewurzelt wie mein Mann in seinen heimischen Boden, den aus dem Orient kommenden Schack an den Uracher Wasserfall führte, um ihm eine gewaltige Naturschönheit zu zeigen. Der Wasserfall ist aber nur ein Fällchen, und der Vorstellung des Dichters entspricht absolut nicht das „Ding an sich“.

Der wirkliche Ursprung dieser legendenhaften Überlieferung, bei der die verschiedenen Reiseziele Teneriffa – Kanarische Inseln – Goldenes Horn – Bosphorus besonders hübsch sind, dürfte jedoch in Briefen von Paul Heyse an Hermann Kurz zu finden sein. Sei dem, wie ihm wolle, ein für Mörrikes Wesen höchst charakteristischer Zug wird hier deutlich erkennbar, das holde Bescheiden.

Zum Schluß möchte ich auf Mörikes Tod und Beerdigung zu sprechen kommen, nicht, weil es da Legenden zu erzählen gäbe. Allerdings bestehen aus Unkenntnis der damaligen Gebräuche in Stuttgart vielfach nicht ganz richtige Vorstellungen über seine Beerdigung. Vor allem liest man immer wieder Ausdrücke des Bedauerns über das kleine Gefolge, das dem Dichter das letzte Geleite gegeben habe. Es waren nur etwa 25 Leute. Dazu muß man wissen, daß im damaligen Stuttgart bei männlichen Beerdigungen nur Männer mit hinaus ans Grab zogen, während die weiblichen Leidtragenden zu Hause blieben. So wurde auch die eigentliche Leichenrede im Trauerhaus am Sarge des Dichters durch den Prälaten Kapff gehalten, der dann am Grab nur die Einsegnung vornahm, an die sich Friedrich Theodor Vischers berühmter Nachruf anschloß. Aber nicht Mörikes Beerdigung soll uns beschäftigen, sondern sein Tod. Mit folgenden Worten hatte ja Klara Mörike den Freunden Hartlaub den Tod ihres Bruders am 4. 6. 1875 mitgeteilt: „Diesen Morgen um acht Uhr verschied sanft, fast unmerklich, aber nach qualvollen Schmerzen, die die ganze Nacht anhielten, unser geliebter Eduard.“

Vielleicht ist jenes Erlebnis bekannt, das Mörike an seinem siebenzigsten Geburtstag, dem 8. September 1874 hatte. Er verbrachte den Tag ganz still, in Gram, Kummer und Krankheit. Seine Frau hatte ihn zusammen mit der Tochter Fanny verlassen, nur Klara und das Mariele waren bei ihm. So ging er früh zu Bett. Plötzlich hörten er und die Schwester einen vollen Musikakkord, und sanfte, harfenähnliche Töne verhallten im Zimmer. „Wo ist die Musik?“ rief Mörike aus seinem Schlafgemach. Aber vergebens blieb die Ausschau nach Musikanten, der Ursprung der Töne konnte nicht geklärt werden. Da sagte der Dichter ahnungsvoll: „Es bedeutet mich! Das ist mein letzter Geburtstag.“ Und er behielt recht. – Von diesem Erlebnis aus fehlte mir immer etwas, wenn ich die Berichte vom Tode des Dichters las. Wie staunte ich, als ich die Rede zur Hand bekam, die der Stuttgarter Stadtpfarrer Dr. Friedrich Walther, Sohn der bekannten Silhouettenkünstlerin Luise Walther, am 7. Juni 1925 aus Anlaß der Einweihung einer Gedenktafel am Sterbehause des Dichters, Moserstraße 22, gehalten hat. Daraus sei folgendes zitiert: „Mörike, der Gespräche über die tiefen Zusammenhänge zwischen verwandten Seelen liebte – also über Dinge, die man heutzutage okkult nennt, gab einst meinen Eltern in vertrautem Gespräch die Zusage: ‚Wenn ich sterbe, so werde ich euch, wenn es irgend möglich ist, ein Zeichen geben‘. Am frühen Vormittag des 4. Juni war meine Mutter allein zu Haus – mein Vater war damals schwer krank. Auf einmal verbreitete sich im Zimmer ein auffallender Wohlgeruch, ein würziger Rosenduft, wie ihn Mörike besonders liebte, und alsbald sagte die Mutter mit Bestimmtheit: ‚Das ist das Zeichen . . . jetzt ist Mörike gestorben‘. Es war so: Eduard Mörike hatte zu derselben Zeit in diesem Hause seine Augen geschlossen.“ Als ich diesen Bericht gelesen hatte, wußte ich, was mir gefehlt hatte und woran ich stets denken werde, wenn von Mörikes Tod gesprochen wird. Es klingt wie eine Legende und ist doch reine Wahrheit.

Möchten auch die Leser meinen Ausführungen wenigstens einen Hauch von jenem Rosenduft entnommen haben, der zu Mörike gehört und den auch Karl Gerok in seinem Gedicht beschwor, das er auf dem Heimweg von Mörikes Beerdigung gedichtet hat und aus dem die vorletzten Verse hier ihren Platz finden sollen:

„So lang die Rose blüht, die Traube reift,
Ein Immelein summt, wo heiß der Mittag brütet,
Der Nachwind flüsternd durch die Haide streift,
Wo halb im Schlaf der Hirt die Schafe hütet;

So lange leben deine Lieder fort,
Drin die Natur ihr Schweigen selbst gebrochen,
Weil du belauscht so manch geheimes Wort,
Das mit sich selber sie im Traum gesprochen.“

Literatur

- Ernst Baethke: Aus Briefen von Marie Kurz (Schwäb. Schillerverein. 19. Rechenschaftsber. Marbach a. N. 1915).
- Emil Bock: Ed. Mörike. Das Übersinnliche in Ahnung und Erinnerung (Vorboten des Geistes. Stuttgart 1929).
- Max Cramer: Der Dichter Mörike ein Nachkomme Luthers? (Wellers Archiv für Stamm- und Wappenkunde. 1902 Nr. 9).
- Karl Fischer: Ed. Mörikes Leben und Werke. Berlin 1901.
- Heinrich Gaese: Ed. Mörikes Jugendland (Ludw. Gesch. Bl. XVI, 1964).
- Jul. Ernst v. Günther, Ed. Mörike (Mörike und Notter). Berlin und Stuttgart o. J.
- Friedr. Gundolf, Ed. Mörike (Romantiker. Neue Folge. Berlin-Wilmersdorf 1931).
- Jos. Hofmiller: Württemberg als Reiseland (Von Dichtern, Malern u. Wirtshäusern. München 1938).
- Oskar Jäger: Die schwäb. Dichterschule (Erlebtes u. Erstrebtes. München 1907).
- C. Knetsch: Das Haus Brabant. Genealogie der Herzoge von Brabant u. der Landgrafen von Hessen. 1. Teil. Darmstadt o. J.
- Isolde Kurz: Hermann Kurz, München u. Leipzig 1906.
- Aug. Lämmle: Das Herz der Heimat. Stuttgart 1957.
- Derselbe: Ludwigsburger Erinnerungen. Mühlacker o. J.
- Harry Maync: Ed. Mörike. 5. Aufl. Stuttgart 1944.
- E. R.-H. (Else Rath-Höring): Die Ahnen des Dichters Ed. Mörike (Südwestdeutsche Blätter für Familien- u. Wappenkunde. B and 11, Heft 17 Juni 1965).
- O. Sartorius: Die Nachkommenschaft D. Martin Luthers in vier Jahrhunderten, o. O. 1926.
- Ad. Friedr. v. Schack: Ein halbes Jahrhundert. 1. Bd. Stuttgart 1887.
- Rud. Schlauch: Im Reich des Geistes u. der Geister (Merian-Heft, Der schwäb. Wald. Juni 1965).
- Derselbe: Württemberg. Unterland. Nürnberg o. J.
- Friedr. Walther: Vor Mörikes Sterbehaus (Stuttg. Neues Tagblatt, 10. 6. 1925, Beil. „Schwäb. Heimat“).

Verzeichnis des Schrifttums über Stadt und Kreis Ludwigsburg

Fortsetzung des Schrifttumsverzeichnisses in Ludwigsburger Geschichtsblätter 24 (1972) 263–267. Zusammengestellt von Günter Stegmaier.

Allgemeine Vorbemerkung: Mit Inkrafttreten der Gebiets- und Kreisreform Baden-Württembergs am 1. 1. 1973 wird auch das Schrifttum der neuen Kreisgemeinden berücksichtigt. Die Berichtszeit schließt an das letzte Verzeichnis an und endet am 31. August 1973. Abkürzungen ersehe man aus Heft 22 (1970) Seite 111 dieser Geschichtsblätter.

Allgemeines

Bibliographie

- 1 Irtenkauf, Wolfgang: Verzeichnis des Schrifttums über Stadt und Kreis Ludwigsburg. Lbg. Gbl. 24 (1972) 263–267.

Heimat- und Geschichtsvereine

- 2 Otnad, Bernd: 75 Jahre Historischer Verein Ludwigsburg (Kreis und Stadt) e. V. Lbg. Gbl. 24 (1972) 7–35.
S. auch Nr. 16 u. 17 (Zabergäüverein).

Landeskunde, Landesplanung

- 3 Röder, Gustav: Württemberg. Vom Neckar zur Donau. Landschaft, Geschichte, Kultur, Kunst. Nürnberg: Glock und Lutz 1972. 479 Seiten mit Abbildungen. (Bibliothek deutsche Landeskunde.)
- 4 Regionale Planungsgemeinschaft Württemberg-Mitte. Regionalplan. Stand: April 1972. Stuttgart: Geschäfts- und Planungsstelle 1972. 194 Seiten mit Karten.
S. auch Nr. 13 (Profile aus dem Oberen Muschelkalk), 15 (Waldbestockung).

Orts- und Flurnamen

- 5 Müller, Willi: Erste urkundliche Nennung von Flurnamen im Kreis Ludwigsburg. HgW. 23 (1972) 54–55.
S. auch Nr. 65 (Walheim).

Archäologie

- 6 Freising, Hans: Die „Steingeräte“ des Steinheimer Urmenschen. Jahreshefte der Gesellschaft für Naturkunde in Württemberg. 127 (1972) 50–51.
S. auch Nr. 37 (Mittelalterliche Keramik).

Burgen- und Siedlungsgeschichte

- 7 Meckseper, Cord: Burgen im Kreis Ludwigsburg. Lbg. Gbl. 24 (1972) 37–64.
S. auch Nr. 21–23 (Hohenasperg), 29 (Eselsburg am Stromberg), 48 (Geschichte der Stadt Marbach).

Wirtschaft

- 8 Schmierer, Wolfgang: Staatliche Förderung der wirtschaftlichen Entwicklung Württembergs im 19. Jahrhundert. HgW. (1973) 9–10.
S. auch Nr. 18 (Industrie und Handel im Zabergäu), 40 (Kornwestheim).

Verkehr

- 9 Wiedermann, Fritz: Landschaft im Umbruch. Von der Eisenbahn-Landschaft zur Fernstraßen-Landschaft im 21. Jahrhundert. HgW. 23 (1972) 31–32.
S. auch Nr. 12 (Bottwartalbahn).

Kriegs- und Wehrwesen

S. Nr. 22 u. 23 (Belagerung des Hohenasperg), Nr. 64 (Soldadeska 1741), 76 (Württembergische Philhellenen), 77 (Kapregiment).

Kirchengeschichte

S. Nr. 38 (Kloster Rechentshofen bei Hohenhaslach), Nr. 67 (Johann Hippolyt Brenz).

Schulgeschichte

S. Nr. 28 (Gymnasium Besigheim), 58 (Helene-Lang-Gymnasium Markgröningen).

Musik

- 10 Kleemann, Gotthilf: Beiträge zur Orgelbaugeschichte des Kreises Ludwigsburg. HgW. 23 (1972) 27, 36–37, 51–52.
S. auch Nr. 44 (Neue Chormusik Ludwigsburg), Nr. 79 (Eberhard Friedrich Walcker).

Kunst- und Baudenkmäler

- 11 Wiedermann, Fritz: Streifzüge durch die neuen Kreisgemeinden. Baudenkmäler aus mehr als anderthalb Jahrtausenden. HgW. 24 (1973) 20–21.
S. auch Nr. 42 (Schloß und Stadt Ludwigsburg), 59 u. 60 (Pfarrkirche St. Pankratius in Möglingen).

Ortsgeschichte

Der Kreis

S. Nr. 1 (Bibliographie), 5 (Flurnamen), 7 (Burgen), 8 (Neue Kreisgemeinden, Baudenkmäler), 11 (Orgelbaugeschichte).

Einzelne Landschaften

Bottwartal

- 12 Fries, Hartmut: Beilstein! Alles aussteigen! [Geschichte der Bottwartalbahn]. Bl. d. Schw. Albver. 78 (1972) 112–114.

Laufen-Besigheim

- 13 Gwinner, Manfred P.: Profile aus dem Oberen Muschelkalk im Gebiet Laufen a. N. – Besigheim (Baden-Württemberg). In: Jahreshefte der Gesellschaft für Naturkunde in Württemberg. 127 (1972) 60–65.

Stromberg

- 14 Wißmann, Friedrich: 50 000 Morgen Strombergwald im Jahre 1769. Hgw. 23 (1972) 39–40.
15 Dietz, Peter: Der Strombergwald des Forstamts Güglingen. Zeitschrift des Zabergäuvereins. Sonderheft Mai 1972: Die forstlichen Versuchsanbauten im Staatswald Güglingen.

Zabergäu

- 16 Bolay, Theodor: Das Jahr 1971 im Zabergäu und seinen Randgebieten. Zeitschrift des Zabergäuvereins. 1972, 1–25.
- 17 Bolay, Theodor: Das Jahr 1972 im Zabergäu und seinen Randgebieten. Zeitschrift des Zabergäuvereins. 1973, 1–21.
- 18 Abfahl, Gerhard: 150 Jahre Industrie und Handel im Zabergäu. Zeitschrift des Zabergäuvereins. 1972, 25–29.

Einzelne Orte

Affalterbach

- 19 Sauer, Paul: Affalterbach 972–1972, Wege und Schicksal einer Gemeinde in tausend Jahren. Affalterbach: Gemeindeverwaltung 1972. 431 S. [Bespr. in Lbg. Gbl. 24 (1972) 269–271].
- 20 Sauer, Paul: 1000 Jahre Affalterbach. Blick in die Geschichte einer neuen Kreisgemeinde – „Nichts als hart schaffen und kein Aufkommen“. HgW. 24 (1973) 17–19, 25–28.

Asperg

- 21 Bolay, Theodor: Der Hohenasperg. Ein Streifzug durch seine Vergangenheit. Ludwigsburg: Walter 1972. 48 Seiten (Walter-Burgenführer. Nr. 112).
- 22 Maurer, Hans-Martin: Ruhm und Fall des Hohenasperg. Das Drama der ersten Landesfestung im Dreißigjährigen Krieg. Lbg. Gbl. 24 (1972) 97–111.
- 23 Maurer, Hans-Martin: Dokumente zur Belagerung des Hohenasperg im Jahre 1634/35. Lbg. Gbl. 24 (1972) 113–143.
- 24 Bolay, Theodor: 100 Jahre Freiwillige Feuerwehr Asperg. Festschrift zum hundertjährigen Jubiläum im Jahre 1973. Asperg: Freiwillige Feuerwehr 1973. 81 Bl.

Aurich

- 25 Wißmann, Friedrich: Aus der Geschichte des Dorfes Aurich. Ein altes kleines Dorf im frühen Mittelalter. HgW. 24 (1973) 31–32.

Beihingen

S. Nr. 7 (Altes Schloß)

Besigheim

- 26 Irtenkauf, Wolfgang: Wie Besigheim und Mundelsheim württembergisch wurden. HgW. 23 (1972) 40.
- 27 Schlagenhauf, Paul: Besigheim unter verschiedenen Herren [Besigheim: Stadtverwaltung] 1972. 50 Seiten.
S. auch Nr. 7 (Besigheim und der fränkische Burgenbau).
- 27 Schlagenhauf, Paul: Besigheim unter verschiedenen Herren. HgW. 24 (1973), 19–20, 30–31.
S. auch Nr. 7 (Besigheim und der französische Burgenbau).
- 28 Prodemo. Festschrift des Gymnasiums Besigheim 1972. (Besigheim: Stadtverwaltung) 1972. 50 S.

Ensing

- 29 Wißmann, Friedrich: Die Eselsburg auf dem südlichen Stromberg. HgW. 24 (1973) 23–24.

Erdmannhausen

- 30 Bolay, Theodor: Die Pfarrmägde gingen ins Grasen [Erdmannhausen]. HgW. 24 (1973) 8.

Gemrigheim

- 31 Sechzig Jahre Musikverein Gemrigheim. Gemrigheim: Musikverein 1973. 52 S.

Gerlingen

- 32 Gerlingen. Mosaik einer Stadt. Ein Bildbuch mit Textkarten. Hrsg. v. der Stadtverwaltung. Gerlingen: Bleicher 1973. 58 S., 23 Textbeil.

Groß-ingersheim

- 33 Burkhardt, Felix: Großingersheim erhielt im Jahre 1700 das Marktrecht. HgW. 24 (1973) 16.

Groß-Sachsenheim

- 34 Rombach, Otto: Das „Klopferle“ von Sachsenheim. Über ein schwäbisches Landschloß und seine berühmtesten Geister. Beitr. z. Landesk. Beil. z. Staatsanz. f. Baden-Württemberg 1973. Nr. 4, 1–7.
S. auch Nr. 72 (Pfarrer Friedrich Kies, der Retter Groß-Sachsenheims).

Heutingsheim

- 35 Walter, Heinz Erich: Das Ortsbuch von Heutingsheim. 1000 Jahre Heutingsheim, jetzt Gemeinde Freiberg am Neckar. Mit 2 Urk.-Beil. u. 180 Abb. Hrsg. im Auftr. d. Gemeinde. Ludwigsburg: Walter 1972. 407 S. (Walter-Ortsbuch Nr. 23).

Hof und Lembach

- 36 Burkhardt, Felix: Hochzeitsessen laut Landesordnung. Der Schultheiß von Hof und Lembach sollte in den Turm. HgW. 24 (1973) 32.

Hohenhaslach

- 37 Wullen, Fritz: Spätmittelalterliche Keramiken am Baiselsberg. Zeitschrift des Zabergäus. 1972, 58–70.
38 Wißmann, Friedrich: Das ehemalige Kloster Rechentshofen bei Hohenhaslach. HgW. 24 (1973) 7–8.

Kornwestheim

- 39 Boelcke, Willi A.: Kornwestheim in der Neuzeit. Teil 4 (Forts.) Lbg. Gbl. 24 (1972) 145–235.
40 Boelcke, Willi A.: Kornwestheim vom Alemannendorf zur Industriestadt. Kornwestheim: Bürgermeisteramt 1973. 191 S., m. Abb. [Zugl. auch in: Lbg. Gbl. 17 (1965 7–35; 18 (1966) 144–162; 19 (1967) 7–13; 23 (1971) 113–133; 24 (1972) 145–162].

Ludwigsburg

- 41 Faßl, Erich: Die Innenstadt von Ludwigsburg. Schwäb. Heimat 24 (1973) 78–88.
42 Gaese, Heinrich: Schloß und Stadt Ludwigsburg. In: Schwäb. Heimat 24 (1973) 64–77.
43 Hudelmaier, Walter: Bürger und Bürgerrecht in der jungen Stadt Ludwigsburg (Forts.). HgW. 23 (1972) 26–27, 33–35, 52–54; 24 (1973) 2–4, 14–15.
44 Dahmen, Josef Hermann: Die „Neue Chormusik Ludwigsburg“, ein Stück Kulturgeschichte der Stadt Ludwigsburg. Lbg. Gbl. 24 (1972) 237–243.

- 45 Obweil. 50 Jahre Stadtteil von Ludwigsburg. 1922–1972. Hrsg. u. gestalt. vom Hauptamt der Stadt Ludwigsburg unter Mitwirkung sämtl. städt. Ämter. Ludwigsburg: Stadtverwaltung 1972. 36 S.

Marbach

- 46 Schwarz, Helmut: Marbach – zwischen gestern und morgen. (In:) Adreßbuch von Marbach a. N. . . . 1972/73 (1973) II–VII.
- 47 1000 Jahre Marbach. Marbacher Zeitung. Sonderbeilage 1972.
- 48 Munz, Eugen, und Otto Kleinknecht: Geschichte der Stadt Marbach am Neckar. Stuttgart: Kohlhammer 1972. 328 S. m. 63 Abb.
- 49 Munz, Eugen: Marbach und der Neckar. HgW. 24 (1973) 6–7.
- 50 Munz, Eugen: Marbach/Neckar im Wandel der Zeiten HgW. 23 (1972) 49–51.
- 51 Kleinknecht, Otto: Marbacher Honoratioren in der Biedermeierzeit. HgW. 23 (1972) 41–47.
- 52 Nachlässe und Sammlungen in der Handschriftenabteilung des Schiller-Nationalmuseums und des Deutschen Literaturarchivs. Ein Verzeichnis. Marbach a. N.: Deutsches Literaturarchiv 1972. 92 S.
- 53 Ebmeyer, Klaus U.: Schillers Geist im neuen Haus. Deutsche Zeitung. Nr. 21, 25. 5. 1973, S. 11.
- 54 Rainer, Wolfgang: Offenes Haus für den deutschen Geist. Der Neubau des Marbacher Literaturarchivs. Stuttgarter Zeitung v. 1. 2. 1973, S. 29.
- 55 Weigend, Friedrich: Kreuzfahrt durch einen Bücher-Archipel. Zwischen Handbibliotheken und Briefmappen (Neubau des Marbacher Literaturarchivs). Stuttgarter Zeitung vom 1. 2. 1973. S. 29.
- 56 Zeller, Bernhard: Vom Schillermuseum zum Deutschen Literaturarchiv. Schwäb. Heimat 24 (1973) 127–133.
- 57 Zeller, Bernhard: Das Deutsche Literaturarchiv in Marbach. Zur Eröffnung des Neubaus am 16. Mai 1973. Marbach: Deutsches Literaturarchiv 1973. 75 S., m. Abb. (Marbacher Schriften 5).

Markgröningen

- 58 100 Jahre Mädchenbildung Markgröningen (Zum 100jährigen Jubiläum des Helene-Lang-Gymnasiums Markgröningen). Markgröningen: Helene-Lang-Gymnasium 1973. 119 S.
S. auch Nr. 68 (Herkunft des Johann Grüninger).

Möglingen

- 59 Otto, Markus: Die Pfarrkirche St. Pankratius in Möglingen und ihre Kunstwerke. Ein Beitrag zum Thema Denkmalpflege im Kreis Ludwigsburg. Lbg. Gbl. 24 (1972) 245–262.
- 60 Otto, Markus: Die Pfarrkirche St. Pankratius in Möglingen. Ein Beispiel für lebendig gewordene ältere christliche Kunst. HgW. 23 (1972) 28–31.

Münchingen

- 61 40 Jahre D[eutsches] R[otes] K[reuz] Münchingen 1933–1973. Münchingen: DRK 1973. 12 S.

Mundelsheim

s. Nr. 26 (Besigheim).

Murr

- 62 Tausend Jahre Murr. Hrsg. v. Bürgermeisteramt Murr im Jahre 1973 anläßl. der 1000-Jahrfeier der Gemeinde. Murr: Bürgermeisteramt 1973. 69 S.
S. auch Nr. 75 (Träger des Namens Murr).

Neckargröningen

- 63 Rohm, Karl: Historischer Fund in luftiger Höhe. Alte Schriftstücke im Kirchturmknopf der Neckargröninger Kirche. HgW. 24 (1973) 28–30.

Oberstenfeld

S. Nr. 7 (Burg Lichtenberg).

Steinheim a. d. Murr

- 64 Bolay, Theodor: Franzosenlager bei Steinheim anno 1741. Große Mengen Haber, Heu und Stroh waren beizuschaffen. HgW. 24 (1973) 23.
S. Nr. 6 („Steingeräte“ des Steinheimer Urmenschen).

Walheim

- 65 Müller, Willi: Der Ortsname Walheim. Ein Problem für den Flur- und Ortsnamenforscher. HgW. 23 (1972) 38–39.

Winzerhausen

- 66 Burkhardt, Felix: Der Schultheiß [von Winzerhausen] sollte es büßen. HgW. 24 (1973) 23.

Personengeschichte

Brenz, Johann Hippolyt

Enkel des Reformators, ev. Stiftsprediger und Konsistorialrat, geb. 13. Dezember 1572 in Tübingen, 1596–1597 Diakon in Markgröningen, gest. 29. Januar 1629 in Ansbach.

- 67 Greiner, Siegfried: Aus dem Leben Johann Hippolyt Brenz'. Zum 400. Geburtstag des Studienfreundes Johann Keplers und zur Erinnerung an die „Jubelpredigt“ für die Theologenfamilie Brenz vor 350 Jahren. LbG. Gbl. 24 (1972) 75–96.

Grüninger, Johann

Buchdrucker in Straßburg, 1483–15531.

- 68 Irtenkauf, Wolfgang: Um die Herkunft des Johann Grüninger aus Markgröningen. Lbg. Gbl. 24 (1972) 65–74.

Kerner, Justinus

Oberamtsarzt in Weinsberg, Dichter, geb. 18. September 1786 in Ludwigsburg, gest. 21. Februar 1862 in Weinsberg.

- 69 Fröschle, Hartmut: Justinus Kerner und Ludwig Uhland. Geschichte einer Freundschaft. Göppingen: Kümmerle 1972. 159 S. (Göppinger Arbeiten zur Germanistik. Nr. 66).

- 70 Rölleke, Heinz: Justinus Kerner, Ludwig Uhland und des „Knaben Wunderhorn“. [In:] Zeiten und Formen in Sprache und Dichtung. Köln-Wien 1972. S. 278–289.

- 71 Seeber, Kurt: Justinus Kerners Humor. HgW. 24 (1973) 1–2, 12–14.

Kies, Friedrich

Ev. Pfarrer, geb. 26. Dezember 1600 auf dem Hohentwiel, 1630–1639 Pfarrer in Groß-Sachsenheim, gest. 4. November 1661 in Cannstatt.

- 72 Kies, O.: Pfarrer Friedrich Kies. Mit Geschick und Diplomatie der Retter Groß Sachsenheims im Dreißigjährigen Krieg. HgW. 23 (1972) 48–48.

Mayer, Tobias

Professor in Göttingen für Mathematik, Physik, Astronomie, geb. 17. Februar 1723 in Marbach, gest. 20. Februar 1762 in Göttingen.

- 73 Forbes, Eric G.: Tobias Mayer's Opera inedita. The first translation of the Lichtenberg edition of 1775. London & Basingstoke: Macmillan 1971. IX, 166 S.
- 74 Mayer, Tobias: The unpublished writings of Tobias Mayer. Vol. 1: Astronomy, geography. By Eric G. Forbes. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht. 1972. VIII, 227 S. (Arbeiten aus der Niedersächsischen Staats- und Universitätsbibliothek Göttingen. Bd. 9).

Murr, Familienname

- 75 Murr, Heinz Martin: Stammen die Träger des Namens Murr aus Franken? HgW. 24 (1973) 4–5, 11–12.

Normann-Ehrenfels, Karl Friedrich Lebrecht Graf von

General, zuletzt Führer einer Schar von Philhellenen, geb. 14. September in Stuttgart, 1803–1813 der Ludwigsburger Garnison angehörig, gest. 15. November 1822 in Missolunghi (Griechenland).

- 76 Wiedermann, Fritz: Ein schwäbischer Leonidas. Vor 150 Jahren starb Graf Karl von Normann-Ehrenfels in Griechenland. HgW. 23 (1972) 55.

Spönlein, Johann Friedrich

Ev. Pfarrer, Feldprediger im Kapregiment, geb. 4. November 1758 in Kleinaspach, angeblich Pfarrer in Marbach nach 1800, Beziehungen der Familie Spönlein zu Schillers Mutter in Marbach, gest. 23. Sept. 1818 in Den Haag.

- 77 Munz, Eugen: Johann Frindrich Spönlein. Magister und Feldprediger im Kapregiment. HgW. 24 (1973) 21–22.

Strauss, David Friedrich

Kritischer Theologe und Literaturhistoriker, geb. 27. Januar 1808 in Ludwigsburg, gest. 8. Februar 1874 ebenda.

- 78 Sandberger, Jörg F.: David Friedrich Strauß als theologischer Heglianer. Mit unveröffentlichten Briefen. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht 1972. 247 S. (Studien zur Theologie und Geistesgeschichte des 19. Jahrhunderts. Bd. 5).

Walcker, Eberhard Friedrich

Gründer des weltberühmten Orgelgeschäfts in Ludwigsburg, geb. 3. Juli 1794 in Cannstatt, gest. 4. Oktober 1872 in Ludwigsburg.

- 79 Eberhard Friedrich Walcker zum 100. Todestag. HgW. 23 (1972) 37.

Besprechungen und Notizen

Marbach am Neckar – eine neue Ortsgeschichte

Im Spätjahr 1972 ist die „Geschichte der Stadt Marbach am Neckar“ erschienen. Als Autoren zeichnen Oberlehrer i. R. Eugen Munz und Amtsgerichtsdirektor Otto Kleinknecht i. R., welcher letzterer als Mitglied des Historischen Vereins und Mitarbeiter an den Ludwigsburger Geschichtsblättern wohlbekannt ist.

Es ist erfreulich, daß dieses Buch herausgebracht werden konnte, mußte sich doch bisher der historisch und heimatkundlich Interessierte im wesentlichen auf ältere Literatur stützen. Hierbei ist in erster Linie das 472 Seiten umfassende „Heimatchbuch des Oberamtsbezirks Marbach – Für Schule und Haus – Im amtlichen Auftrag bearbeitet von Oberlehrer Förstner in Kirchberg a. M. mit anderen Lehrern des Bezirks“ zu nennen, das 1923 im Adolf Remppis Verlag zu Marbach herauskam. Freilich war dies nicht nur eine Marbacher Ortsgeschichte, aber die Stadt stand so sehr im Mittelpunkt der Betrachtung, daß man in „Schule und Haus“ an diesem Werk trotz aller seiner Unzulänglichkeiten nicht vorbeikam, wenn man sich über die Geschichte Marbachs orientieren wollte. Merkwürdigerweise wird dieses Buch, soweit wir sehen, im vorliegenden neuen Werk überhaupt nicht erwähnt. Das aber hat es wirklich nicht verdient, zumal es ein halbes Jahrhundert lang vielen, vielen gute Dienste geleistet und ganz ohne Zweifel auch für das hier zu besprechende Buch als Hilfsmittel gedient hat.

Betrachten wir nun die Neuerscheinung, so fällt zunächst einmal die schöne Farbaufnahme auf, die den Umschlag zielt: Ein Blick in das mittelalterliche Marbach möchte man sagen. Man hätte dieses Bild ohne Überdruck des Titels gerne nochmals im Innern des Buches wiedergefunden, wo es besser zu erhalten gewesen wäre. Dies wäre mit ganz geringen Mehrkosten zu bewältigen gewesen. – Bleibt man beim Äußeren: Viele sehr schöne Fotos und fotografische Wiedergaben, wenn auch einige (vor allem Wiedergaben von Karten z. B. Abb. 1, 22, 23 u. a.) nur mit der Lupe und dann noch schwer lesbar sind; viele Zeichnungen, die noch befriedigen können, soweit es sich um Planskizzen handelt, die aber durchaus unbefriedigend sind, wenn gegenständliche Objekte wiedergegeben werden – vor allem auch, wenn der Zeichner glaubt, seine Namens-Initialen im darzustellenden Gegenstand unbedingt unterbringen zu müssen, wobei er in Wirklichkeit diesen damit grob verfälscht (z. B. Seite 109, 143, 162 u. a. a. O.). Um nur ein einziges Beispiel für die zu kritisierenden Zeichnungen zu geben: Wer S. 50 aufschlägt, findet es in einer kindertümlich anmutenden Faust-Skizze, von der man nicht zu wissen bekommt, ob sie aus der Phantasie des Zeichners stammt, oder ob dies eine Art Rekonstruktion (etwa in Anlehnung an Kieser Abb. 17) darstellen soll. War diese Abbildung, die keine gute Visitenkarte

für das ganze Buch darstellt, überhaupt nötig? – vor allem wenn auf S. 51 dann gesagt wird, daß auf dem Kieserschen Stadtbild die Wehranlage um die Alexanderkirche „gut zu erkennen“ sei. Man hätte bloß einen Ausschnitt aus dieser historischen Darstellung heraus fotografisch vergrößern müssen und wäre damit auch den kritischsten Ansprüchen gerecht geworden.

Zum Äußeren gehören auch der solide Leineneinband und das gute Papier des Buches, es gehören aber auch solche Dinge wie Verzeichnisse aller Art hinzu. Es kann dem Rezensenten wohl kaum verübelt werden, wenn er das für die Benutzung des Werks wichtige Orts- und Personenverzeichnis nur einer einzigen Stichprobe unterworfen und dabei nach dem Namen des seit über einem Jahrtausend mit Marbach schicksalhaft verbundenen Nachbarorts Erdmannhausen gesucht hat. Zur größten Überraschung existierte dieser Ortsname für den Bearbeiter des Verzeichnisses offensichtlich überhaupt nicht. Dabei wird Erdmannhausen zumindest auf den Seiten 13 f., 26, 28 f., 43 f., 47 f., 53, 87, 111, 119, 121 f., 128, 132, 143, 151, 153, 163, 176, 224, 305 und wohl noch an anderen Stellen in mehr oder weniger wichtigem Zusammenhang genannt. An ein Versehen kann man nicht glauben. Man möchte wohl eher an ein völlig unsachgerechtes Unterdrücken des Ortsnamens, aus welchen Gründen auch immer, denken. Aber gibt es denn überhaupt so was?

Wendet man sich vom Äußeren dem Inneren des Buches zu, so muß man sich sehr kurz fassen, denn ein Eingehen auf Einzelheiten würde geradezu uferlos werden. Zunächst muß lapidar festgestellt werden, daß es sich nicht um ein Buch sondern um zwei Bücher handelt. Diese unterscheiden sich nach Form und Inhalt, nach allgemeiner Anlage und wissenschaftlichen Anforderungen, nach Konsequenz der Darstellung, nach Diktion und Sprache, ganz grundsätzlich. Obwohl die Autoren offensichtlich geplant hatten, sich zeitlich gegeneinander in ihren Beiträgen abzugrenzen, entstanden Überschneidungen, die um so mehr auffallen, als es sich eben um Texte aus zwei verschiedenen Büchern handelt, die den gleichen Gegenstand in qualitativ verschiedener Art und Weise behandeln. Der Rotstift der Redaktion (Pfarer i. R. Walter Hagen, Marbach) hätte hier wohl manches ausmerzen können, aber wer aus der Praxis weiß, mit welchen Ambitionen und Emotionen man dann im einzelnen oft zu kämpfen hat, versteht wohl, daß der Rotstift nicht immer zum Zuge gekommen sein kann. Es wäre übrigens auch an sehr weiten anderen Abschnitten, wo keine Überschneidungen vorliegen, recht wohl am Platze gewesen, den Rotstift sehr gründlich zu gebrauchen.

Alles in allem: Ein Buch wäre mehr als solche zwei gewesen.

Trotzdem wir, was den Inhalt der Marbacher Ortsgeschichte anlangt, beußt nicht ins Detail gehen wollten, muß doch eine Einzelheit erwähnt werden, die so gravierend ist, daß sie nicht übergangen werden darf. Es geht um Siegelhausen. Wenn man sich auf das Verzeichnis verlassen kann, erwähnt Otto Kleinknecht den Weiler kurz dreimal: im Zusammenhang mit vorgeschichtlichen Funden, mit der Stammesgrenze und der Martinskirche und mit der Bemerkung, daß der Ort mit seiner Markung im Jahre 1828 auf eigenen Wunsch zu Marbach kam. Munz nennt Siegelhausen zweimal: in einem kurzen Quellenzitat, und er erwähnt später ebenfalls die Angliederung von 1828, wobei er noch die Fläche der Markung mit 176,64 ha angibt. Das ist alles.

Für eine so interessante Siedlung mit eigener Markung (1245 erstmals genannt, 1246 Sigelarhusin) ist dies fürwahr zu wenig, zumal die Gründung von Siegelhausen mit seiner Martinskirche in frühfränkische Zeit zurückreichen dürfte, was Otto Kleinknecht mit seiner Bemerkung (S. 65) ja auch als erkannt beweist. Einst gehörte der Ort zum Stift Backnang und zum späteren Oberamt gleichen Namens. Wie kam es vor bald anderthalb Jahrhunderten „auf eigenen Wunsch“ zur ehemals völlig ungewöhnlichen Angliederung, Eingemeindung, von Siegelhausen an das für damalige Zeiten relativ weit entfernte Marbach? Wie verlief überhaupt die Geschichte von Ort und Kirche? Wie steht es heute mit Siegelhausen? Was bedeuten Ort und Markung heute für Marbach? Fragen über Fragen!

Jedem Eingeweihten ist bekannt, daß in den Archiven reiche Quellen für die Geschichte Siegelhausens liegen, das immerhin die Fläche der alten Marbacher Markung um etwa ein Sechstel vergrößert hat. Auch interessantes Schrifttum gibt es für diesen Teilort. Er wäre es wert gewesen, neben dem Kieserschen Bild von 1685 (Abb. 18) in einem eigenen Kapitel ausführlich gewürdigt zu werden. Schade, daß man sich gerade diese „Rosine im historischen Kuchen“ hat entgehen lassen.

Dr. W. M.

– Eugen Munz und Otto Kleinknecht, Geschichte der Stadt Marbach am Neckar, Stuttgart, Verlag Kohlhammer 1972. 328 Seiten mit zahlreichen Abb. Preis: 28,- DM.

Das Ganze ist mehr als die Summe seiner Teile

Das Ganze ist in diesem Fall die von Kornwestheim herausgegebene und im März des Jahres erschienene Ortsgeschichte; die Teile sind jene zwischen 1965 und 1972 in den Ludwigsburger Geschichtsblättern veröffentlichten fünf Beiträge, die der Autor, Willi A. Boelcke, Stgt.-Hohenheim, nunmehr zu einem Ganzen vereinigt hat. Nun liegt ein gefälliges, von profunder Sachkenntnis zeugendes, wissenschaftliches Werk von fast 200 Seiten vor, das äußerlich freilich seine enge Verwandtschaft mit unseren Geschichtsblättern nicht verleugnen kann. Der Autor hat verständlicherweise ein wenig bedauert, an diese Form nun einmal gebunden gewesen zu sein, aber in Kornwestheim scheint man doch damit zufrieden zu sein. Oberbürgermeister Dr. Pflugfelder schreibt am 26. März 1973 an uns unter anderem: „Ich möchte diese Gelegenheit zum Anlaß nehmen, um Ihnen sowie dem Historischen Verein Ludwigsburg (Stadt und Kreis) e. V. im Namen der Stadt Kornwestheim den verbindlichsten Dank für die wertvolle Hilfe und tatkräftige Unterstützung bei der Herstellung dieser Stadtchronik zum Ausdruck zu bringen. Mit diesem Werk ist ein bereits seit Jahren bestehendes Bedürfnis nach einer Information über die geschichtliche Entwicklung unserer Stadt Rechnung getragen worden.“

Nun, wie im Vorwort des Geschichtsblattes 24 bereits ausgeführt, sind auch wir froh, dieses sich über sieben Jahre hinziehende Vorhaben mit Boelcke zu einem guten Abschluß gebracht zu haben.

Zu guter letzt noch eine Frage an den Autoren, eine Frage, die mit Augenzwinkern gestellt wird: Müßte im Untertitel nicht von „Alemannendörfern“ gesprochen werden?

Dr. W. M.

– Willi A. Boelcke, Kornwestheim – vom Alemannendorf zur Industriestadt. Herausgeg. von der Stadt Kornwestheim 1972. 191 S. m. zahlr. Abbildungen. Preis: 9,80 DM.

Esslinger Altstadt unter historischer Lupe

Wer den 1972 erschienenen Band in die Hand nimmt, das große Format, das eindrucksvolle Umschlagbild und den hier erscheinenden Titel „Die Esslinger Altstadt“ betrachtet, der denkt unwillkürlich an einen der Bildbände von Städten, wie sie in den letzten Jahren in großer Zahl erschienen sind. Der im Titelblatt auftauchende Untertitel „Materialien zu ihrer Erneuerung“ jedoch deutet schon darauf hin, daß hier etwas ganz anderes vorliegt. Zudem sagt der Verfasser im Vorwort: „Leser und Kritiker mögen also Verständnis dafür haben, wenn sie kein Bilderbuch in Händen halten.“ Trotzdem enthält der 80 Seiten umfassende Band acht Tafeln, meisterlich fotografiert von Traude Uhland-Clauss und Alfons Rudolph, beide Esslingen; diesen Fotos kommt im Rahmen des Werks neben ästhetischer vor allem funktionelle Bedeutung zu. Die letztere tritt ganz klar zutage, wenn man die fast 20 grafischen Darstellungen, Karten, Farbkarten und -faltkarten ins Auge faßt.

Was liegt hier vor? – Es geht, wenn wir das unschöne aber zeitgemäße Wort gebrauchen wollen, um die Sanierung alter Teile der ehemaligen Reichsstadt. Es geht darum, „das geschichtliche Wesen der Stadt“ (Mumford) zu begreifen und ihre einstigen, gegenwärtigen und zukünftigen Funktionen zu unterscheiden. Der weithin bekannte Verfasser, der Esslinger Stadtarchivar Otto Borst, spricht schlicht von einem Versuch, eine Bestandsaufnahme der Esslinger Altstadt zu geben. Anlaß dazu seien keine „biedermeierlich-historisierenden Neigungen“, sondern der Auftrag von Gemeinderat und Stadtverwaltung, „die erhaltenswerten Strukturen der Esslinger Altstadt aus der Sicht des Historikers festzulegen“.

So formuliert und aufgefaßt, würde das Vorhaben des Verfassers doch ein ziemlich einschichtiges sein. Ein Blick in das Inhaltsverzeichnis belehrt eines besseren. Eine „Prämisse“ ist vorangestellt, nämlich die „Entwicklungslinien der Stadtgeschichte 777 bis 1972“. Exogene und endogene Faktoren werden unterschieden; erstere beziehen sich auf „Esslingens Funktion im Mittleren Neckarraum“, letztere auf „Die sozialtopographischen, planerischen und baulichen Eigenheiten der Altstadt“. Zwei Inventare befassen sich einerseits speziell mit dem Esslinger Bürgerhaus und andererseits allgemein mit der erhaltenswerten Baustruktur. Unter „Analysen“ werden die sozioökonomischen Wandlungen der Altstadt – unter „Spekulationen“ die Forderungen der Esslinger Verkehrssituation beleuchtet. „Konsequenzen“, nämlich „Hinweise zur Erneuerung“, schließen die Untersuchung ab.

Möge diese Übersicht genügen. Wollte man sich mit Details befassen, wozu eine Fülle positiver Anreize, Stichwörter und Fakten geboten wird, dann würde dies den Rahmen dieser Besprechung sprengen. – Als ganz besonders

wichtig erscheint uns die Tatsache, daß hier einmal ganz exemplarisch demonstriert wird, wie erhaltenswertes Altes mit notwendigem Neuem verbunden werden kann, wie historisch Gegebenes in den Dienst der Gegenwart gestellt und damit die Grundlage für die Zukunft geschaffen wird, wie Heimatpflege im besten Sinne geleistet, auf eine subtile Weise geleistet wird (vgl. Inventar I) und wie das, was sonst mit dem neuerdings in Frage gestellten Begriff *H e i m a t* bezeichnet wird, wieder nachhaltige und aktuelle Bedeutung gewinnt, weil es hier um die Gestaltung der *U m w e l t* geht, in der Menschen von heute und morgen mit dem Gestrigen leben wollen und sollen.

Bernd Otnad drückt das Verhältnis von Geschichte und Leben so aus:* „Heimatpflege . . . ist mit die wichtigste Voraussetzung zur Heimatverbundenheit, die, richtig verstanden, nicht in gefährliche Romantik ausarten kann, sondern sich als ein wachsendes Interesse an der Umwelt erweist. Gesellt sich ihr ein Geschichtsverständnis zu, dann sind die Grundlagen für ein echtes Geschichtsbewußtsein geschaffen.

Wer verstanden hat, daß Geschichte und Leben nicht einander ausschließende Gegenstände sind, sondern der Dialog zwischen gewesener, durch den Historiker wiederbelebter Gegenwart, und der eigenen Gegenwart, daß hier also Leben zu Leben spricht, der gewinnt auch ein tieferes und gelasseneres Verhältnis zum Hier und Jetzt. Er ist dagegen gefeit, der Resignation zu erliegen oder utopischen Wunschträumen zu verfallen, zum manipulierbaren Objekt erniedrigt zu werden.“

– Der Verfasser dieser ausgezeichneten „Materialien“ und seine Mitarbeiter dürfen u. E. sicher sein, daß sich die im Vorwort geäußerte Hoffnung erfüllt: Das Buch bedeutet nicht nur eine äußerst wertvolle praktische Hilfe, es macht auch Freude, und es wird sicherlich „Anreiz zu persönlichem Engagement bei den Erneuerungsaktionen“ in der Esslinger Altstadt geben. – Man muß die einstige Reichsstadt um dieses vorbildliche Werk, seinen Autor und dessen Mitarbeiter beneiden. Dr. W. M.

* Bernd O t t n a d in: Ludwigsburger Geschichtsblätter, Heft 24/1972, S. 34.

– Otto B o r s t, Die Esslinger Altstadt, Materialien zu ihrer Erneuerung, Stuttgart/Berlin/Köln/Mainz, Kohlhammer 1972. 80 S., 8 Tafeln, 12 graph. Darstellungen und Karten, 3 Farbkarten, 3 Farbfaltkarten. Preis: 32,- DM.

Kurt Aigner Ehrenmitglied

Anläßlich der Mitgliederversammlung unseres Vereins am 11. Januar 1973 wurde vom 1. Vorsitzenden bekanntgegeben, daß Herr Aigner zum Ehrenmitglied ernannt worden ist. Die betreffende Urkunde hat folgenden Wortlaut:

Ehrenurkunde

Aufgrund seiner Verdienste während einer jahrzehntelangen Tätigkeit im Verein und in dessen Vorstand, sowie für denkmalpflegerische Arbeit, vor allem auch an den Beständen des Ludwigsburger Heimatmuseums, wird der 2. Vorsitzende

Herr Kurt Aigner

zum

Ehrenmitglied

des Historischen Vereins auf einstimmigen Beschluß der Vorstandschaft vom 7. Dezember 1972 ernannt.

Ludwigsburg, 11. Januar 1973

Dr. Willi Müller

1. Vorsitzender

Unter großem Beifall der anwesenden Mitglieder und Gäste sprach der Vorsitzende dem verdienten Vorstandsmitglied und 2. Vorsitzenden namens des Vereins die herzlichen Glückwünsche aus. Herr Aigner betonte in seinen Dankesworten, daß er aus Altersgründen nunmehr von der aktiven Tätigkeit im Verein entbunden werden möchte, räumte aber auf entsprechende Fragen des Vorsitzenden ein, daß er gerne bereit sei, auch in Zukunft aufgrund seiner langjährigen Erfahrungen dem Vorstand von Fall zu Fall mit Rat und Tat zur Verfügung zu stehen.

Wir wissen nicht, ob es analoge Beispiele gibt, wir wissen aber, daß Hermann Ludwig, der Vater, und Kurt Aigner, der Sohn, den Historischen Verein Ludwigsburg seit seiner Gründung vor über 75 Jahren treulich begleitet und sich für ihn und seine Sache und für das Heimatmuseum über alle Fahrnisse hinweg stets eingesetzt haben. Schon diese Tatsache allein erübrigt große Worte und rückt das Verdienst zweier Generationen der Aigner ins richtige Licht. Dank und Anerkennung für Kurt Aigner, dem der Vorsitzende am 16. Mai 1973 namens unseres Vereins zur Goldenen Hochzeit gratulieren durfte, seien durch diese Zeilen mit allen guten Wünschen noch einmal öffentlich dargebracht.

Dr. W. M.

Ludwigsburger Bürgermedaille an Elisabeth Kallenberg

Unser langjähriges und treues Vereinsmitglied, Frau Elisabeth Kallenberg, wurde anlässlich der Ludwigsburger Stadtgründungsfeier am 22. Juni 1973 mit der Bürgermedaille unserer Stadt ausgezeichnet. Schon vor einem halben Jahrhundert hat die heute 77jährige den sogenannten Martinsmarkt in der Wernerschen Kinderheilstalt begründet, der es den behinderten und von der Teilnahme am öffentlichen Ludwigsburger Martinsmarkt verhinderten Kindern ermöglicht, dieses Ereignis auf ihre Art und in ihrem Hause zu begehen. Noch heute arbeitet Frau Kallenberg an der Betreuung der Kinder. Unter anderem hat sie vor 17 Jahren die Ausflüge für Körperbehinderte ins Leben gerufen, bei denen Ludwigsburger Autofirmen und Taxiunternehmen Personenwagen kostenlos zur Verfügung stellen.

In seiner Laudatio stellte Oberbürgermeister Dr. Ulshöfer u. a. fest: „Nach dem Tode ihres Mannes im Jahre 1958 hat sich Frau Kallenberg noch mehr der Arbeit für die Behinderten gewidmet und war vielen Menschen in ihren besonderen Lebenslagen eine tatkräftige Hilfe. Sie hat in vielen Jahren unter persönlichen und selbstlosen Opfern viel Gutes für die behinderten Menschen getan. Dafür verleihe ich im Auftrage des Gemeinderates mit Freude die hohe Auszeichnung.“

Unmittelbar nach der Verleihung konnte der Vorsitzende der Geehrten die Glückwünsche unseres Vereins persönlich aussprechen. Mit dem Wunsche, daß Frau Kallenberg noch viele Jahre segensreicher Tätigkeit an den Mitmenschen beschieden sein mögen, seien die herzlichen Glückwünsche des Vereins hier nocheinmal zum Ausdruck gebracht. Dr. W. M.

Silberne Bürgermedaille von Asperg an Theodor Bolay

Vor etwa einem Vierteljahr wurden in Asperg drei verdiente Bürger der Stadt mit der silbernen Bürgermedaille ausgezeichnet. Unter ihnen war auch Rektor i. R. Theodor Bolay. Er gehört schon seit vielen Jahren dem Vorstand unseres Vereins an und hat sich nicht zuletzt auch durch Veröffentlichungen in den Ludwigsburger Geschichtsblättern bekannt gemacht.

Bürgermeister Trefz von Asperg würdigte die Verdienste, die sich Theodor Bolay als Rektor in Asperg erworben hat. Er erwähnte aber auch anerkennend die Tätigkeit des Geehrten im örtlichen Vereinsleben, als langjähriger Archivar und als Geschichtsschreiber der Stadt. Der Bürgermeister sagte in seiner Ansprache abschließend: „Sie haben nie nein gesagt, wenn man Sie zu irgendeinem Dienst für die Allgemeinheit rief, wenn man Ihr profundes Wissen in Dingen der Heimatpflege und der Geschichtsforschung auch für unsere Stadt in Anspruch nehmen mußte. Die Stadt ist ihnen dafür Dank schuldig.“

Der Vorsitzende konnte in der Vorstandssitzung vom 17. September 1973 Theodor Bolay die Glückwünsche unseres Vereins ausdrücken. An dieser Stelle seien sie noch einmal wiederholt. Dr. W. M.

Die Studienfahrten des Historischen Vereins im Sommer 1973

Der Historische Verein sieht, als Institution für Stadt und Landkreis Ludwigsburg, infolge der bedeutenden Vergrößerung des Kreises gegenwärtig seine aktuellste Aufgabe darin, seine Mitglieder mit den neu hinzugekommenen Kreisgebieten bekannt zu machen und von Anfang an lebendigen Kontakt mit den neuen Kreisorten aufzunehmen. Nachdem im November 1972 die Stadt Vaihingen/Enz besucht worden war, wo dem Hist. Verein ein prächtiger Empfang auf dem Rathaus zuteil wurde, wurde dieses Programm im vergangenen Sommer konsequent weitergeführt.

Die erste Halbtagsfahrt, am Samstag, 12. Mai, führte über Münchingen und das alte Hofgut Mauer in die Stadt Ditzingen. Dr. Irtenkauf, der die Führung der Fahrt übernommen hatte, konnte in Mauer an seinen im Hist. Verein gehaltenen Vortrag anknüpfen und seine damaligen Ausführungen im Gelände demonstrieren. Ditzingen ist interessant als Ort, durch den die ehemalige Bistumsgrenze Speyer/Konstanz geht, und der daher eine „Speyrer“ und eine „Konstanzer“ Kirche besitzt. Als Vertreter der Stadt begrüßte Bürgermeister Scholder den Verein und führte durch den Ort, während die Führung durch die beiden Kirchen Dr. Irtenkauf übernahm.

Die Ganztagsfahrt am Sonntag, 1. Juli, führte einen weiteren Studienplan des Hist. Vereins fort: den Besuch der alten Bistumsstädte, deren ehemaliges Gebiet den Kreis Ludwigsburg berührt. Nachdem 1971 Speyer, 1972 Konstanz besucht worden war, ging die Reise in diesem Jahr nach Würzburg. Gleich zu Beginn der Fahrt konnte der Vorsitzende Dr. Müller bei einem Halt in Oberstenfeld wertvolle Aufklärungen zum Thema des Tages geben. Der von Beilstein herkommende Söhlbach, der in Oberstenfeld in die Bottwar mündet, bildet hier die Grenze zwischen den ehemaligen Bistümern Würzburg und Speyer. Während das „alte“ Oberstenfeld mit der berühmten Stiftskirche auf Speyrer Gebiet lag, war die jenseits des Söhlbachs auf einer Anhöhe liegende Peterskirche die Pfarrkirche eines unter ihr liegenden eigenen, zum Bistum Würzburg gehörigen, Ortes Krazheim, der heute längst in Oberstenfeld „aufgegangen ist“. In Würzburg wurde der Verein auf der Festung Marienberg durch den Leiter der Städt. Galerie, Herrn Dr. Muth, empfangen, der die gesamte Führung in unübertrefflicher Weise durchführte. Nach ausgiebiger Erläuterung der Geschichte der Burg, als ältestem Teil der Stadt, anhand eines Umgangs auf den äußeren Befestigungswerken bot sich von einem Punkt ein umfassender Blick auf die Stadt am Main, und Dr. Muth konnte von hier aus die Entwicklung der Stadt vom mittelalterlichen Ring über die Erweiterung der Barockzeit bis zur heutigen Ausdehnung besser als bei einer umständlichen Stadtrundfahrt erläutern. Die nun folgende Führung durchs mainfränkische Museum gab Dr. Muth Gelegenheit, in dem Tilman Riemenschneider gewidmeten Raum einen faszinierenden Vortrag über den bedeutenden „Würzburger“ Meister der Spätgotik zu halten, dessen – wohl niemals übertroffene – Bildhauerkunst alle in ihren Bann schlug. Eine kurze Fahrt durch die Stadt führte zum Dom, der bis hinunter zur Krypta besichtigt wurde. Der Nachmittag galt dem Besuch der Residenz, die Dr. Muth als Kunsthistoriker allen Teilnehmern zu einem unvergeßlichen Erlebnis werden ließ. Hier stand man, als Kontrapunkt zum größten spät-

gotischen Bildhauer Riemenschneider, in dem überwältigenden Werk des größten Meisters barocker Treppenhäuser, Balthasar Neumann! Ein für alle Teilnehmer an Eindrücken randvoller Tag bei schönstem Sonnenschein!

Die 2. Halbtagsfahrt, am 29. September, hatte wieder das „Neuland“ des Kreises Ludwigsburg zum Thema. Es ging in den erweiterten Osten nach Affalterbach und Rielingshausen. Der Besuch von Affalterbach war eine „Vorausdemonstrierung“ zum Vortrag von Dr. Sauer, dem Verfasser des soeben erschienenen Heimatbuchs von Affalterbach, der im Oktober vom Autor vor dem Hist. Verein gehalten wird. Dr. Sauer gab schon auf der kurzen Anfahrt im Bus wertvolle Informationen, z. B. über den Namen des Orts, bei dem die Endung „Bach“ von „Berg“ herkommt, also, der Höhenlage des Orts entsprechend, „Apfelbaum am Berg“ bedeutet im Gegensatz zu „Affaltrach“, dem „Apfelbaum an der Ach“, also an einem Bach. Auch in dem freundlichen Bauerndorf begrüßte uns im schönen neuen Rathaus der Bürgermeister, Herr Müller, mit herzlichen Worten und gab einen kurzen Überblick über die neuere Entwicklung des Ortes, dessen Einwohnerzahl nach dem letzten Krieg zunächst sogar rückläufig war, nun aber, insbesondere durch den Bau der neuen Garten-Siedlung Birkhau, gewaltig gestiegen ist. Der ursprünglich arme Ort ist durch kluge Gemeindepolitik nun sehr „im Kommen“, ohne – und das ist erfreulich! – seinen Charakter als malerisches Bauerndorf am Fuße des Lembergs zu verlieren. Man besichtigte die Kirche mit alten Fresken und bestieg unter Führung von Dr. Sauer den Schilfsandsteinrücken des Lemberg, einem viel zu wenig bekannten Natur-Paradies, von dessen Südseite sich ein bezaubernder Blick ins weite Land auftut. Die Fahrt führte weiter nach Steinächle und insbesondere in das von Geschichte unwitterte Wolfsölden, auf dessen Burg einst die Grafen von Wolfsölden, ein Zweig der Grafen von Löwenstein/Calw saßen. Auf der Anhöhe gegenüber konnte der Vorsitzende Dr. Müller eine interessante Beweisführung für die Lage des einstigen Hochgerichts der Grafen anhand eines „Flurnamenbündels“ demonstrieren. Wolfsölden, am jenseitigen Hang des Buchbachtals gelegen, begeisterte die Fahrtteilnehmer trotz einsetzenden starken Regens durch seine malerische Lage und einen tatsächlich noch vorhandenen letzten Turmstumpf der alten Burg am Berg, von dem sich ein entzückender Blick in das hier sehr romantische Buchenbachtal bot. Leider verhinderte der nun anhaltende Regen einen Gang durch Rielingshausen unter Führung von Dr. Müller, der so manches Wissenswertes zu berichten gewußt hätte.

Die Sommerfahrten des Hist. Vereins haben damit einen würdigen Abschluß gefunden. Sie erfreuen sich, auch bei der „Jugend“, steigender Beliebtheit, und das traditionelle gemütliche Beisammensein am Ende der Fahrten trägt in angenehmer Weise dazu bei, sich auch persönlich näher kennen zu lernen und die Erlebnisse des Tages gemeinsam zu diskutieren. Zur Vorfreude aufs kommende Jahr sei verraten, daß die Ganztagesfahrt 1974 der letzten „unserer“ Bischofsstädte, der alten Kaiserstadt Worms, gelten soll.

M. Otto

Anschriften der Verfasser

Univ.-Professor Dr. Willi A. Boelcke, 7023 Echterdingen, Bergstraße 57
Pfarrer i. R. Walter Hagen, 7142 Marbach a. N., Kernerstraße 13
Dr. Willi Müller, 7141 Schwieberdingen, Schlöble
Apotheker Markus Otto, 712 Bissingen a. d. Enz, Bahnhofstraße 26
Oberstaatsarchivrat Dr. Gregor Richter, 748 Sigmaringen, Lauchertstraße 16
Oberlehrer i. R. Karl Rohm, 714 Ludwigs-Pflugfelden, Balingen Straße 8
Oberstaatsarchivrat Dr. Paul Sauer, 7146 Tamm, Hopfenstraße 4
Dr. Günter Stegmayer, 7 Stuttgart 71, Isolde-Kurz-Str. 16
Stadtarchivarin Elisabeth Zipperlen, 7124 Bönningheim, Goethestraße 6

Bildernachweis

Richter, Kreisreform: Landratsamt Ludwigsburg
Rohm, Neckargröningen: alle v. Verf. (darunter: 2 Foto-Röckle)
Zipperlen, Bönningheim: alle v. Verf. (darunter: 2 Staatl. Amt für Denkmalpflege,
1 Hauptstaatsarchiv Stuttgart, 2 Jürgen Grefe)
Sauer, Affalterbach: alle v. Verf. (darunter: 1 Brugger, Stuttgart, 4 Hauptstaats-
archiv Stuttgart, 1 Bürgermeisteramt Affalterbach)
Boelcke, Kornwestheim: alle v. Verf. (darunter: 1 Landesbildstelle Stuttgart, 1 Hei-
matmuseum Ludwigsburg)
Hagen, Mörike: alle v. Verf. (darunter: 1 Schillernationalmuseum Marbach/N.,
1 Werner von Apell, Ludwigsburg)

Lieferbare Hefte der „Ludwigsburger Geschichtsblätter“

Heftnummer	Jahr	Seiten	Herausgeber
5	1909	115	Christian Belschner
6	1911	88	dto.
7	1913	57	dto.
8	1916	48	dto.
9	1923	119	dto.
10	1926	107	dto.
12	1939	46	dto.
13	1957	140	Oscar Paret
14	1960	66	dto.
15	1963	162	Heinrich Gaese
16	1964	203	dto.
17	1965	207	dto.
18	1966	192	dto.
19	1967	164	dto.
20	1968	196	dto.
21	1969	92	Willi Müller
22	1970	116	dto.
23	1971	195	dto.
24	1972	272	dto.
25	1973	141	dto.

Lieferbar ist ebenfalls noch: Hermann Stroebel, Ludwigsburg, die Stadt Eberhards Ludwigs – Ein Beitrag zur Geschichte der landesfürstlichen Stadtbaukunst um 1700 · Ludwigsburg 1918

Bestellungen nimmt die Geschäftsstelle des Historischen Vereins entgegen:
 714 Ludwigsburg, Brenzstraße 21 (Tel. Vorwahl 0 71 41 – 6 12 90)
 Ferner: Buchhandlung Aigner, 714 Ludwigsburg, Arsenalplatz

